L. angl.
o 16/1

E. L. BULWER'S

sämtliche Werke.

Neunter Band.

Aachen und Leipzig, 1834.
Verlag von Jacob Anton Mayer.
(Brüssel bei J. A. Mayer u. Somerhausen.)

E. L. Bulwer's
sämtliche Werke.

Neunter Band.

Die letzten Tage von Pompeji.

Aus dem
Englischen übersetzt von O. von Czarnowski.

Erster Theil.

Aachen und Leipzig,
Verlag von Jacob Anton Mayer.
(Brüssel bei J. A. Mayer und Somerhausen.)

1834.

Die letzten Tage von Pompeji.

Vom Verfasser
des Pelham, Eugen Aram, England
und die Engländer, u. s. w.

Aus dem Englischen übersetzt
von
O. von Czarnowski.

Erster Theil.

Aachen und Leipzig,
Verlag von Jacob Anton Mayer.
(Brüssel bei J. A. Mayer und Somerhausen.)
1834.

„So ist der Vesuv! und ähnliche Ereignisse fallen in jedem Jahre vor. Aber alle bisherigen Ausbrüche sind, wenn man sie selbst in einem einzigen zusammenfassen wollte, unbedeutend, gegen das, was in der Periode sich zutrug, von der wir jetzt schreiben. . . . .
. . . .
Der Tag verwandelte sich in Nacht, und die Nacht in vollkommene Finsterniß — eine fast unglaubliche Menge Staub und Asche wurde ausgeworfen, das Land, das Meer und die Luft erfüllend, und zwei ganze Städte Herkulaneum und Pompeji begrabend, als die Bewohner in dem Theater saßen!"

Dio Cassius. lib. I. XVI.

BIBLIOTHECA CIVITATIS BARINENSIS

Zueignung

an

Sir William Gell,

ꝛc. ꝛc.

Verehrter Herr!

Indem ich ein Werk herausgebe, dessen Gegenstand Pompeji ist, kann ich mir Keinen denken, dem es schicklicher könnte zugeeignet werden, als Ihnen. Ihre vortreffliche Schrift über die Alterthümer jener Stadt hat Ihren Namen unauflösbar an frühere, so wie Ihr Aufenthalt in je=

ner Gegend an neuere Erinnerungen derselben geknüpft.

Ich wünsche, daß diese Zeilen Sie in besserer Gesundheit treffen mögen, als da wir in Neapel uns trennten; und daß, welche Lehre Ihre Freunde auch aus Ihrer Philosophie entnehmen, diese aus einem unermüdlichen Fleiße in geistigen Untersuchungen, nicht aber aus einer unübertroffenen Ausdauer in körperlichen Leiden sich entwickeln möge.

Ich hoffe, daß, bevor Sie diese Bände erhalten, ich bereits mit Ihrem nächsten Werke über „die Topographie von Rom und dessen Umgebung“ beschäftigt bin. Der Blick, den Sie mir zu Neapel in dessen Inhalt gestatteten, reichte hin, um mich von dessen Interesse und Werth zu überzeugen, und es freut mich, als Eng-

länder und als Einen, der selbst diese Gegenden besucht hat, daß, indem Sie Ihren eigenen schriftstellerischen Ruf bedeutend erhöhen, Sie auch den Anspruch unseres Landes auf Auszeichnung in diesen Gebieten des Wissens, in denen seit einigen Jahren unser früherer Ruhm nur schwach unterstützt wurde, erneuern werden. Indem ich jedoch eine Prophezeihung über den Erfolg Ihres Werkes wage, wäre es überflüssig, einen Wunsch für deren Erfüllung auszusprechen. Es wird mir aber gestattet sein, eine allgemeinere Hoffnung auszudrücken, nämlich jene, daß Sie noch lange Neigung und Muße für jene literarischen Arbeiten behalten mögen, bei denen eine so ausgedehnte Gelehrsamkeit Ihnen zu Gebote steht; — und daß dieselben oft, wie jetzt, Ihnen Zerstreuung gewähren,

aber niemals Sie von Ihren Freunden entfernen mögen.

Ich habe die Ehre, zu sein &c.

Leamington, den 20. Septbr. 1834.

Der Verfasser.

Vorrede.

Als ich die aufgegrabenen Ueberbleibsel einer alten Stadt besuchte, welche vielleicht mehr als das herrliche Klima und die Orangenwälder des Südens den Reisenden in die Gegend Neapels locken; als ich die Häuser, die Straßen, die Tempel, die Theater eines Ortes noch wohlerhalten erblickte, der in den glorreichsten Zeiten des römischen Kaiserthums blühte — war es vielleicht ganz natürlich, daß ein Schriftsteller, der früher sich mit der Kunst eigener Schöpfungen beschäftigte, den Wunsch fühlte, diese verlassenen Straßen zu beleben, diese schönen Ruinen für die Einbildungskraft wieder herzustellen, die Zeit von achtzehn Jahrhunderten sich zurück-

zudenken, und die Stadt der Todten in ein zweites Dasein zu rufen! — Der Leser kann sich leicht denken, wie lebhaft dieser Wunsch bei Jemand angeregt werden mußte, der sich nur in geringer Entfernung von Pompeji befand; — die See zu seinen Füßen, welche einst die Flüchtlinge von Pompeji aufnahm, und die Handelsschiffe dieser Stadt trug — und den unheilschwangern Vesuv, immer noch Rauch und Feuer athmend, fortwährend vor Augen *).

Ich war mir jedoch gleich der großen Schwierigkeiten bewußt, mit denen ich zu kämpfen haben würde. Die geistigen Kräfte eines überlegenen Genius sind nothwendig, um die Sitten

---

*) Dieses Werk wurde fast ganz im vorigen Winter zu Neapel geschrieben. Bei meiner Rückkehr nach England wurde ich zu sehr durch politische Angelegenheiten in Anspruch genommen, um für rein literarische Arbeiten viele Zeit zu haben, außer in jenen, nicht unwillkommenen Zwischenräumen, wo das Parlament, wenn es sich zur Ruhe begiebt, den andern Gegenständen des Lebens zu erwachen gestattet, indem es seine ermüdeten Gesetzgeber entläßt, Einige um zu jagen, Andere um ihre Ochsen zu mästen, und Andere — um sich mit der Literatur zu beschäftigen! —

und das Leben des Mittelalters zu schildern, doch ist vielleicht diese Aufgabe im Vergleich zu jener, welche eine weit frühere und weniger uns vertraute Periode darzustellen beabsichtigt, leicht und unbedeutend. Für die Menschen und Sitten aus der Feudalzeit fühlen wir eine natürliche Sympathie; diese Menschen waren unsere Vorfahren — aus ihren Sitten und Gebräuchen entwickelten sich die unsrigen — ihr Glaube ist noch der unsrige — ihre Gräber liegen in unsern Kirchen — die Ruinen ihrer Burgen schauen von unsern Bergen hinab. Wir verdanken ihren Kämpfen für Freiheit und für Gerechtigkeit unsere jetzigen Institutionen; und aus den Elementen ihres geselligen Zustandes bildete sich der unsrige.

Doch für die klassische Zeit haben wir keine häuslichen und einheimischen Erinnerungen. Der Glaube jener untergegangenen Religion, die Sitten und Gebräuche jener früheren Civilisation bieten weniges dar, was für unsere nordische Einbildungskraft geheiligt oder anziehend sein könnte; sie werden uns noch gleichgültiger durch die scholastischen Pedanterien, welche uns

zuerst mit ihnen bekannt machten, und sind mit der Erinnerung an Studien verknüpft, die uns als eine gezwungene Arbeit auferlegt, nicht aber als ein geistiger Genuß betrieben wurden.

Diese Aufgabe erschien mir aber dennoch, wenn auch schwer, doch eines Versuchs würdig; und in der Zeit und der Scene, die ich gewählt habe, wird Manches geeignet sein, die Neugierde des Lesers zu erregen, und sein Interesse für die Beschreibungen des Verfassers zu gewinnen. Es war das erste Jahrhundert unserer Religionsgeschichte — es war die Zeit, in der Rom die Spitze seiner Civilisation erreicht hatte — die Geschichte selbst ist an Orte verlegt, deren Ruinen uns noch jetzt vorliegen — die Entwickelung gehört zu den schrecklichsten, welche die alte Geschichte uns darbietet.

Ich habe mich bemüht, aus den vielen Materialien, die mir zu Gebote standen, diejenigen auszuwählen, welche einem Leser der jetzigen Zeit am interessantesten sein können; — die Gebräuche und den Aberglauben, welche ihn am wenigsten befremden — jene Menschen, die, indem sie der frühern Zeit entsprechen, zugleich

für die Gegenwart Interesse haben können. Es war in der That eine größere Selbstbeherrschung nothwendig, als der Leser sich einbilden mag, um Vieles zurückzuweisen, was an und für sich sehr einladend war, welches jedoch, indem es einzelnen Theilen des Werks größeres Interesse gewährte, der Einheit des Ganzen nachtheilig gewesen sein würde. So spielt zum Beispiel meine Geschichte in der kurzen Zeit der Regierung des Titus, als Rom auf einer riesenhaften Höhe seiner unbestrittenen Macht und seines unübertroffenen Luxus da stand. Es mußte daher für den Verfasser eine große Versuchung sein, die handelnden Personen seiner Geschichte, während des Fortgangs der Ereignisse, von Pompeji nach Rom zu führen. Was konnte mehr Materialien für die Beschreibung, oder ein größeres Feld für die schriftstellerische Eitelkeit darbieten, als jene prächtige Hauptstadt der Welt, deren Erhabenheit der Einbildungskraft so sehr zusagt? — Indem ich jedoch die Zerstörung Pompejis zu meinem Gegenstande wählte, war nur wenig Einsicht in die höheren Prinzipien der Kunst erforderlich, um mich zu überzeugen,

daß die Geschichte auf Pompeji selbst ausschließlich beschränkt bleiben müsse.

Das muntere Treiben und der Luxus in den campanischen Städten würden bei einer Vergleichung mit dem großartigen Pomp in Rom nur unbedeutend erschienen sein. Ihr schreckliches Schicksal würde in jener großen Allgemeinheit nur wie ein unbedeutender Wrack erschienen sein; und die weiteren Hülfsquellen, die ich für das Interesse meiner Geschichte benutzen konnte, würden den Gegenstand, den sie unterstützen sollten, nur überwältigt und in den Schatten gestellt haben. Ich war daher genöthigt, eine für sich selbst so interessante episodische Abschweifung aufzugeben, und, indem ich meine Geschichte blos auf Pompeji beschränkte, Andern die Ehre zu überlassen, die zwar majestätische, aber doch eitle und leere Civilisation Roms in ähnlicher Art darzustellen.

Die Stadt, deren Schicksal mir eine so großartige und schreckliche Katastrophe darbot, gewährte mir auch, bei dem ersten Blick auf ihre Ueberbleibsel, die dem Gegenstand und der Scene am entsprechendsten Charaktere. Die halb grie-

chische Kolonie des Herkules, welche mit den italienischen Sitten noch so viele aus Hellas herstammende Gebräuche verband, ließ die Charaktere des Glaukus und der Jone wie von selbst sich entwickeln. Der Gottesdienst der Isis, ihr noch theilweise erhaltener Tempel, und das entdeckte Geheimniß ihrer falschen Orakel; der Handel Pompeji's mit Alexandrien; die Verbindungen des Sarnus mit dem Nil, riefen den Egyptier Arbaces, den gemeinen Kalenus und den Enthusiasten Apaecides in das Leben. Die ersten Kämpfe des Christenthums mit dem heidnischen Aberglauben ließen den Olinthus, und die verbrannten Felder Campaniens, welche früher schon so oft die Scene von Zaubereien gewesen sein sollten, die Hexe des Vesuv entstehen. Die Idee, welche das blinde Blumenmädchen schuf, verdanke ich einer zufälligen Unterhaltung mit einem Engländer, der in Neapel wegen seiner allgemeinen Kenntniß aller Richtungen des dortigen Lebens und Treibens sehr bekannt ist. Er bemerkte, als wir von der Finsterniß sprachen, die den ersten Ausbruch des Vesuv begleitete, und von der dadurch vermehr-

ten Schwierigkeit einer Flucht der Pompejaner, daß die Blinden bei solchen Gelegenheiten sich am besten würden retten können. Diese Bemerkung entwickelte die Erscheinung der Nydia.

Die Charaktere sind daher natürlich aus der Scene und der Zeit hervorgegangen — die Ereignisse entsprechen vielleicht ebenfalls den damaligen geselligen Zuständen; denn wir rufen nicht allein die Vergangenheit zurück, um die allgemeineren Gewohnheiten des Lebens, die Feste und das Forum, die Bäder und das Amphitheater, zu betrachten; eben so wichtig und noch interessanter sind die Leidenschaften, die Verbrechen und selbst die Schicksale jener Schatten, die wir auf diese Art in das Leben rufen. Wir verstehen keine Epoche der Weltgeschichte ganz, wenn wir nicht auch das Romantische derselben berücksichtigen; es liegt eben so viele Wahrheit in der Poesie des Lebens, als in dessen Prosa.

Da die größte Schwierigkeit bei der Behandlung einer entfernten und uns weniger vertrauten Zeitperiode darin besteht, die eingeführten Charaktere vor den Augen des Lesers sich lebendig darstellen zu lassen, so müßte dieses

ohne Zweifel der erste Zweck eines Werkes, wie das vorliegende, sein, und alle Versuche, auch die Gelehrsamkeit darzulegen, sollten nur untergeordnete Mittel jenes Zweckes sein. Das Haupttalent des Poeten (des Schaffenden) besteht darin, seinen Geschöpfen den Lebensathem einzuhauchen, und zunächst ist es nothwendig, ihre Worte und Handlungen mit dem geschichtlichen Zeitabschnitt in Uebereinstimmung zu bringen, in welchem sie sprechen und handeln. Diese letztere Bedingung wird wohl am wirksamsten erreicht, wenn der Leser sie nicht selbst beständig als Absicht hervorleuchten sieht, wenn nicht der Text mit Anmerkungen und Noten überfüllt wird. Fortlaufende Beziehungen auf gelehrte Autoritäten haben bei romantischen Bearbeitungen etwas Ermüdendes und Arrogantes. Sie erscheinen wie das Selbstlob des Verfassers über seine eigene Genauigkeit und Gelehrsamkeit — sie dienen mehr zu einer Ausstellung der letztern, als zur Verdeutlichung seiner Zwecke. Das Talent, welches den Geist des Alterthums jenen Darstellungen einzuverleiben versteht, ist vielleicht die wahre Gelehrsamkeit, welche ein

Werk dieser Art erfordert — ohne dasselbe ist die Pedanterie zurückstoßend, mit demselben aber zwecklos. Niemand, der genau weiß, auf welcher Stufe jetzt die prosaische Fiktion steht, der ihre Würde kennt, ihren Einfluß, die Art und Weise, wie durch sie fast alle ähnlichen Richtungen der Literatur verdrängt wurden, — die Vereinigung der beiden Zwecke, des Nützlichen und des Unterhaltenden — kann so sehr ihre Verbindung mit der Geschichte, mit der Philosophie, mit der Politik, ihre vollkommene Harmonie mit der Poesie selbst und ihre Uebereinstimmung mit der Wahrheit vergessen, um ihr Wesen für scholastische Frivolitäten zu erniedrigen; ein solches erhebt die Gelehrsamkeit zur poetischen Schaffung und nicht umgekehrt.

Was die Sprache der in diese Geschichte eingeführten Personen betrifft, so habe ich mich bemüht, sorgfältig zu vermeiden, was mir immer ein trauriger Irrthum derer zu sein schien, welche in neuerer Zeit uns Wesen aus dem klassischen Alterthum darzustellen versuchten *).

---

*) Was das richtige Urtheil Walter Skotts in seiner

Viele Schriftsteller haben jene geschrobenen Sentenzen angenommen, jene kalte und didak-

---

Vorrede zum Ivanhoe (erste Auflage) so genügend ausspricht, scheint mir wenigstens eben so gut für einen Schriftsteller anwendbar, der nach dem klassischen Alterthum schafft, als für einen, der aus den Feudalzeiten seine Personen entlehnt. „Es ist wahr," heißt es dort, „daß ich eine vollkommene Genauigkeit im äußern Kostume, und noch weniger in dem wichtigern Punkte der Sprache und Sitten zu beobachten, weder beabsichtigen kann, noch will. Derselbe Grund jedoch, der mich abhält, ein Gespräch in der anglo-sächsischen, oder in der normännisch-französischen Sprache (also hier in der lateinischen oder griechischen) zu schreiben, oder diesen Versuch mit den Typen des Caxton oder Wynken de Worde drucken zu lassen (hier mit einem Rohr auf fünf Rollen Pergament geschrieben, und an einen Zilinder befestigt) — verhindert mich auch, ganz in den Schranken der Zeit zu bleiben, in der meine Geschichte vorfiel. Es ist, um Interesse irgend einer Art zu erregen, nothwendig, daß der Gegenstand, den man gewählt hat, so zu sagen, in die Gebräuche und in die Sprache der Zeit, in welcher wir leben, ü b e r s e z t erscheint." —

. . . .

„Um daher den vielen Lesern gerecht zu werden, die, wie ich hoffe, dieses Buch begierig verschlingen werden, (Hem!) habe ich nur in so fern die alten Sitten in neuerer Sprache erklärt, und nur in so weit die Charaktere

tische Feierlichkeit des Vortrages, die wir in den bewundertsten klassischen Autoren finden; es ist dies ein eben so großer Mißgriff, als wolle man die Römer im gewöhnlichen Leben in den Perioden des Cicero, oder als wolle ein Romanenschreiber Engländer in den langen Sätzen des Johnson und Burke sprechen lassen. Der Fehler ist um so größer, weil dadurch, indem die Gelehrsamkeit zur Schau getragen, eigentlich

---

und Gefühle meiner Personen entwickelt, daß der moderne Leser durch trockene Gelehrsamkeit sich nicht zu sehr zurückgestoßen fühlen wird. Ich darf versichern, daß ich in dieser Beziehung keineswegs die Grenzlinie dessen überschritten habe, was dem Verfasser eines Werkes der Einbildungskraft gestattet wird."

. . . .

„Es ist wahr," fährt meine Autorität fort, „daß auch diese Grenzlinie gesetzlich bestimmt ist; der Verfasser muß nichts in die Geschichte einführen, was mit den Sitten der Zeit im Widerspruch steht." — Vorrede zu Ivanhoe.

Ich kann diesen wahren und vortrefflichen Bemerkungen weiter nichts hinzufügen — sie bilden den richtigsten Maaßstab für die Kritik, nach welchem Alles, was die Einbildungskraft aus der frühern Zeit in das Leben ruft, beurtheilt werden sollte.

nur die Unkunde einer richtigen Kritik zu Tage gelegt wird, und wir haben beim Gähnen nicht einmal den Trost, daß wir nach den Regeln der Gelehrsamkeit gähnen. Wenn wir Personen aus dem klassischen Alterthum einen nur irgend richtigen Dialog unterlegen wollen, so müssen wir besonders alle Uebertreibungen vermeiden.

Nichts kann einem Schriftsteller ein steiferes und unbeholfeneres Ansehn geben, als wenn er mit einemmal und plötzlich die Toga anlegen will. Wir müssen die befreundete Gewohnheit vieler Jahre in unsere Aufgabe ziehen; — die Anspielungen und den Sprachgebrauch — und die Sprache selbst muß fließen, wie in einem Strom, der schon lange mächtig und voll war. Die Blumen müssen aus ihrem natürlichen Boden hinübergepflanzt werden, und nicht aus der zweiten Hand von dem nächsten Marktplatze kommen. Dieser Vortheil, der allerdings eine genaue Bekanntschaft mit unserm Gegenstande voraussetzt, hängt fast mehr von zufälligen Umständen, als vom eignen Verdienste selbst ab, und von der Art und Weise, wie wir die klassischen

Studien in unserer Jugend und im reifern Alter betrieben haben. Wäre aber auch ein Schriftsteller hierin durch Erziehung und Studien gleich sehr begünstigt, so möchte er doch kaum in eine von der unsrigen so verschiedene Zeit sich versetzen können, ohne daß nicht einige Ungenauigkeiten, einige durch Unachtsamkeit oder Vergeßlichkeit veranlaßte Fehler mit unterliefen. Es würde daher, wenn selbst in den vortrefflichsten Werken über die Sitten der Alten von den gelehrtesten Männern einige dieser Unvollkommenheiten oft durch einen, verhältnißmäßig nur oberflächlich unterrichteten Kritiker entdeckt werden, anmaßend sein, wenn ich hoffen wollte, daß ich glücklicher gewesen sei, als weit größere Gelehrte, und zwar in einem Werke, das viel weniger auf Gelehrsamkeit Anspruch macht. Aus diesem Grunde glaube ich fast, daß die Gelehrten selbst, meine nachsichtigsten Richter sein werden. Ich bin zufrieden, wenn man dieses Buch, welches auch seine Unvollkommenheiten sein mögen, für ein Portrait anerkennt, vielleicht mangelhaft in der Zeichnung und Farbengebung, aber vielleicht den allgemeinen Zügen und dem

Kostume jener Zeit, die ich zu schildern unternommen habe, nicht ganz unähnlich. Möge es (was weit wichtiger ist) eine richtige Darstellung der menschlichen Leidenschaften und des menschlichen Herzens enthalten, deren innerstes Wesen zu allen Zeiten dasselbe war. Noch ein Wort, es möge mir gestattet sein, den Leser daran zu erinnern, daß, wenn es mir gelungen sein sollte, eine Beschreibung klassischer Sitten und eine Geschichte aus der klassischen Zeit interessant und lebendig dargestellt zu haben, mir etwas gelungen wäre, was bisher noch Niemand gelang *).

---

*) Selbst Barthelemy kann ich nicht ausnehmen. Sein Anacharsis ist ein fleißiges, elegantes, gelehrtes Werk. Aber es ist kein Leben darin! Es macht gar keinen Anspruch darauf, ein Roman zu sein, aber selbst als eine fingirte Reise ist es ermüdend. Es ist genug äußere Gelehrsamkeit, aber wenig innerer Geist vorhanden. Der Wein des Alterthums hat den Barthelemy nicht entzückt, aber er hat eine Menge von Materialien zusammen getragen. „Anacharsis," sagt Schlegel sehr wahr und witzig, „betrachtet Alles auf seinen Reisen nicht mit den Augen eines jungen Scythen, sondern mit denen eines alten Parisers!" — Ja wohl, und

Ein nothwendiger Schluß, der sich hieraus ferner entwickelt, ist eben so tröstlich, aber weniger erhebend, nämlich: wenn mir der Versuch mißlungen ist, so war dieses auch schon bei allen Andern der Fall, die ihn wagten. Mit dieser Sentenz will ich schließen. Kann ich einen sprechenderen Beweis geben, daß ein Schriftsteller nie freimüthiger ist, als wenn es darauf ankommt, seine eigene Arbeit zu vertheidigen?

---

noch dazu eines Parisers, der nie Beweise giebt, daß er überhaupt gereiset hat — außer auf seinem Lehnstuhle! —

Die
letzten Tage von Pompeji.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die beiden vornehmen Herrn aus Pompeji.

„Ho, willkommen, Diomedes — wirst Du heute bei Glaukus zu Abend speisen?“ sagte ein junger Mann von kleiner Statur, welcher seine Tunika in jener nachlässigen und weichlichen Weise trug, die einen vornehmen Herrn und Stutzer in ihm errathen ließen.

„Ach, nein! lieber Klodius; er hat mich nicht eingeladen“ (erwiederte Diomedes, ein Mann von stattlichem Ansehn mittleren Alters) „es ist, beim Pollux, ein häßlicher Streich, denn seine Abendessen sollen die besten in Pompeji sein.“

„Allerdings — obgleich für mich niemals Wein genug da ist. Das alte griechische Blut fließt nicht in seinen Adern, denn er behauptet, nach dem Trinken befinde er sich immer unwohl am nächsten Tage.“

„Er mag wohl noch einen andern Grund dafür haben,“ sagte Diomedes, indem er die Stirn runzelte, „ich glaube, daß er trotz seines Übermuths und seiner Verschwendung, nicht so reich ist, als er scheinen möchte, und er schont vielleicht mehr seinen Wein, als seine Gesundheit.“

„Dieses ist ein Grund mehr, bei ihm zu speisen, so lange die Gelder vorhalten. Im nächsten Jahr, Diomedes, müssen wir uns einen andern Glaukus suchen.“

„Er liebt, wie ich höre, auch das Spiel.“

„Er liebt jedes Vergnügen, und so lange es ihm gefällt, Feste zu geben, lieben wir Alle auch ihn.“

„Ha, ha, Klodius, das ist richtig. Bist Du übrigens schon in meinem Weinkeller gewesen?“

„Daß ich nicht wüßte, mein guter Diomedes.“

„Nun, so mußt Du einmal bei mir des Abends speisen: ich habe leidliche Muränen *) in meinem Wasserbehälter, und werde auch Pansa den Ädilen einladen.“

„Oh, mache nur keine Umstände mit mir! — Persicos odi apparatus, ich bin leicht befrie-

*) Muränen — Lampreten.

digt. Doch die Sonne wird bald untergehn; ich bin auf dem Wege nach den Bädern — und Du?" —

„Ich gehe zum Quästor — in Staats-Angelegenheiten — und sodann nach dem Tempel der Isis. Vale!"

„Das ist ein übermüthiger, unruhiger, ungezogener Bursche," murmelte Klodius, als er langsam weiter ging. „Er glaubt durch seine Feste und Weinkeller seine Abstammung zu verbergen, denn er ist ja nur der Sohn eines Freigelassenen; — wir wollen auch seine Herkunft vergessen, indem wir ihm die Ehre erzeigen, ihm sein Geld abzugewinnen; diese reichen Plebejer sind eine Erndte für uns arme Freigebornen."

Indem er sich so mit sich selbst unterhielt, gelangte Klodius in die Via Domitiana, welche mit Fußgängern und Wagen angefüllt war und jenes muntere Getümmel und lebendige Gewühl darbot, die uns in den Straßen von Neapel noch jetzt begegnen.

Die hellen Töne der Glöckchen, welche die Pferde vor den Wagen trugen, drangen lustig in das Ohr, und Klodius begrüßte durch freundliches Kopfnicken viele Bekannte in den schönsten und geschmackvollsten Equipagen — auch

waren in der That wenige junge Männer in Pompeji bekannter, als er.

„Nun, Klodius, wie hast Du nach Deinem Glück im Spiel geschlafen?“ sagte mit gefälliger und wohltönender Stimme ein junger Mann in einem sehr prachtvollen und eleganten Wagen. Es befanden sich auf dessen bronzener Oberfläche herrlich gearbeitete Reliefs von griechischen Meistern, welche Scenen aus den olympischen Spielen darstellten; die zwei Rosse, die den Wagen zogen, waren edlen parthischen Ursprungs; ihre schlanken Glieder berührten kaum den Boden und bewegten sich anmuthig und schnell durch die Luft, und dennoch gehorchten sie dem geringsten Zeichen des Wagenführers, der hinter dem jungen Eigenthümer des Fuhrwerks stand, und plötzlich standen sie, wie in Stein verwandelt still, — leblos scheinend zwar, aber doch voll Leben, wie ein Wunderwerk des Praxiteles. Der Besitzer selbst war so schön und regelmäßig gebildet, wie die atheniensischen Bildhauer sich ihre Modelle wählten; seinen griechischen Ursprung verriethen überdem die krausen, dichten Locken und das vollkommene Ebenmaß in seiner Gesichtsbildung. Er trug keine Toga, die in den Kaiserzeiten jedoch aufgehört hatte, eine allge-

meine Auszeichnung der Römer zu sein, und bereits durch Diejenigen, welche auf guten Geschmack Anspruch machten, lächerlich gemacht wurde; aber seine Tunika glänzte in dem reichsten Schmuck tyrischer Farben, und die Fibulae, oder Schnallen, durch welche sie festgehalten wurde, waren mit Edelsteinen besetzt. Um den Hals trug er eine goldene Kette, die mitten auf der Brust in der Form eines Schlangenkopfes, aus dessen Munde ein großer Siegelring von vollendeter Arbeit hing, sich schloß. Die Ärmel der Tunika waren weit und an den Händen mit Goldborten eingefaßt, und ein breiter, mit Arabesken gezierter und goldgestickter Gürtel diente zugleich als Behältniß und Tasche für das Schnupftuch und die Börse, für den Schreibegriffel und die Schreibtafeln.

„Mein theurer Glaukus," sagte Klodius, „es freut mich, zu sehn, daß Dein Verlust im Spiel so wenig Eindruck auf Dich gemacht hat. Dein Antlitz leuchtet, wie begeistert durch Apollo; wer es nicht wüßte, würde glauben, daß nicht ich gewonnen hätte, sondern Du."

„Und wie vermag der Verlust oder Gewinn jener todten Metallstücke unsere Stimmung zu verändern, mein Klodius? So lange wir, beim

Jupiter, noch jung sind, und unser Haupt bekränzen dürfen, — so lange die Zythare noch für die Töne der Freude empfänglichen Ohren ertönt — so lange das süße Lächeln der Lydia oder Chloe unser Blut, das so leicht durch die Adern rinnt, in Wallung setzt, so lange müssen wir des heitern Lebens genießen und die dahinsterbende Zeit selbst zu dem Schatzmeister unserer Vergnügungen machen. Du speisest, wie Du weißt, heut Abend bei mir.“ —

„Wer vergißt wohl je die Einladung des Glaukus!“ —

„Doch wohin gehst Du jetzt?“ —

„Ich beabsichtigte, die Bäder zu besuchen, doch habe ich noch eine Stunde Zeit.“

„Nun, so will ich meinen Wagen fahren lassen, und mit Dir gehn. So, so, mein Phylias,“ sagte er, indem er das ihm zunächst stehende Pferd streichelte, welche Gunstbezeigung dasselbe durch ein leises Wiehern, und indem es die Ohren spitzte, erwiederte, „heute habt ihr Feiertag. Ist es nicht ein schönes Thier, Klodius?“

„Es ist ein Roß,“ erwiederte der vornehme Schmeichler, „würdig nur des Phöbus oder des Glaukus.“

Zweites Kapitel.

Das blinde Blumen-Mädchen und die Vorzüge des Lebens nach der Mode. — Die Bekenntnisse des Atheniensers. — Arbazes von Ägypten.

Die jungen Männer eilten, indem sie von tausend verschiedenen Gegenständen sprachen, durch die Straßen; sie befanden sich jetzt in jenem Theile der Stadt, wo die reichsten Kaufläden waren, deren Wände mit den mannigfaltigsten Freskomalereien geziert, in den lebhaftesten, doch stets harmonischen Farben erglänzten. Die sprudelnden Springbrunnen, welche mit ihrem kühlen Strahl sich in die heiße Sommerluft erhoben; die Menge der, meist in tyrischen Purpur gekleideten Spaziergänger; die bunten Gruppen, welche um einige besonders interessante Läden sich gebildet hatten, die ab- und zugehenden Sklaven mit bronzenen Gefäßen von geschmack-

voller Arbeit; die Landmädchen, die hier und da mit Körben voll reifer Früchte und Blumen standen, welche letztern für die alten Italiener mehr Reize hatten, als bei ihren Nachkommen es der Fall ist (bei denen in der That „latet anguis in herba“ jedes Veilchen und jede Rose, fast, als Krankheitsstoffe verbergend, gefürchtet wird), ([1]) die zahlreichen Gesellschaftslokale, welche bei jenem lebhaften Volke die Stelle unserer Kaffeehäuser und Klubbs vertraten; die Laden, in denen auf marmornen Tischen Gefäße mit Wein und Öl standen, und vor deren Schwellen Sitze, durch purpurne Zeltdecken vor der Sonne geschützt, die Ermüdeten zum Ausruhen, und die Müßigen zum Verweilen einluden — Alles dieses machte einen so sehr zur Lebenslust auffordernden Eindruck, daß die atheniensische Empfänglichkeit des Glaukus für Frohsinn und Freude dadurch um so mehr aufgeregt werden mußte.

„Spreche mir nicht mehr von Rom,“ sagte er zum Klodius. „Das Vergnügen ist in dieser gewaltigen Stadt zu ernsthaft und schwerfällig — selbst in dem goldenen Palast des Nero und in der beginnenden Herrlichkeit von des Titus fürstlichem Hofstaate wird der Geist erdrückt und

das Auge ermüdet; überdem demüthigt es uns, wenn wir den ungeheuren Reichthum und Luxus Anderer mit unserer nicht so glänzenden Lage vergleichen müssen. Doch hier geben wir uns unbefangen dem Vergnügen hin, und können es genießen, ohne daß es uns niederdrückt und ermüdet."

„Aus diesem Grunde wähltest Du wahrscheinlich Pompeji zu Deinem Sommeraufenthalt?" —

„Allerdings. Ich gebe ihm den Vorzug vor Bajae, dessen Reize ich keineswegs verkenne, doch ich liebe nicht die Pedanten, welche sich dort aufhalten und ihre Vergnügungen nach der Drachme abzuwiegen scheinen."

„Und doch liebst auch Du die Gelehrsamkeit, und was die Dichtkunst betrifft, so sind Äschylus und Homer, das epische Gedicht, wie das Drama in Deinem Hause einheimisch." —

„Ja, aber diese Römer, welche meine athenienſischen Vorfahren nachäffen, beginnen Alles so schwerfällig. Selbst auf der Jagd lassen sie sich durch ihre Sklaven den Plato nachtragen, und wenn das Wild erlegt ist, so suchen sie ihre Bücher und den Papyrus hervor, um ja keine Zeit zu verlieren. Wenn die Tänzerinnen

in aller Üppigkeit persischer Sitten vor ihnen schweben, so lieset irgend eine Drohne von einem Freigelassenen, mit kaltem unbewegten Antlitz ihnen etwas aus Cicero de Officiis vor. O, des Unverstandes! das Vergnügen und das Studium dürfen auf diese Weise nicht vereinigt werden — man muß jedes einzeln genießen, den Römern aber entfremdet sich Beides durch dieses übertriebene Erhaschen, und sie beweisen, daß sie keines von Beiden zu schätzen wissen. Oh, mein Klodius, wie wenig verstehen Deine Landsleute von der Gewandtheit des Perikles, von den Zaubereien der Aspasia! — Erst gestern machte ich dem Plinius einen Besuch. Er saß schreibend in seinem Sommerhause, während ein unglücklicher Sklave auf der Tibia spielte. Sein Neffe (oh pfui, über solche philosophische Gaukler!) las die Beschreibung der Pest von Thucydides, und folgte bisweilen mit einem affektirten Kopfnicken dem Takte der Musik, während seine Lippen alle ekelhaften Einzelnheiten jener schrecklichen Darstellung wiederholten. Die Zierpuppe fand nichts Widersprechendes darin, gleichzeitig die Melodie eines Liebesliedchens und die Beschreibung der Pest zu hören."

„Beides ist sich aber auch sehr ähnlich“, sagte Klodius.

„Dasselbe sagte ich ihm, um seine Aufschneiderei zu entschuldigen; — doch der junge Mann starrte mich mit abschreckendem Blicke an, ohne auf den Scherz einzugehn, und erwiederte, die Musik gefalle bloß dem Ohr, während das Buch (die Beschreibung der Pest nämlich) den Geist erhebe. „Ach, sagte darauf der dicke Onkel schmunzelnd, „mein Neffe ist schon ganz ein Athenienser, er vereinigt stets das Nützliche mit dem Schönen.“ Oh, Minerva, wie mußte ich heimlich lachen! Während ich noch dort war, wurde dem jungen Sophisten berichtet, daß sein liebster Freigelassener eben an einem Fieber gestorben sei. — „Grausamer Tod,“ rief er, — „holt mir meinen Horaz; wie schön tröstet uns der herrliche Dichter über dergleichen Unglücksfälle!“ — Oh, können diese Menschen wohl lieben, Klodius? Ich glaube kaum sinnlich! — Wie selten findet man doch bei einem Römer ein Herz! — Das Genie ist bei ihm bloß ein mechanisches Kunstwerk — es hat weder Knochen, noch Fleisch.“

Wenn auch diese Ausfälle gegen seine Landsleute den Klodius im Geheim etwas kränkten,

so stellte er sich doch, als sei er mit seinem Freunde gleicher Ansicht, theils weil er seiner ganzen Natur nach ein Schmeichler war, theils weil es unter den verderbten jungen Römern zur Gewohnheit geworden, gegen den Ursprung, der sie eigentlich so übermüthig machte, einige Verachtung zu zeigen; es war zur Mode geworden, den Griechen nachzuahmen, und zugleich sich über diese Nachahmung lustig zu machen.

Indem sie sich so unterhielten, wurden sie durch das auf einem offenen Platze, wo drei Straßen zusammenstießen, versammelte Volk aufgehalten; und in dem Schatten eines kleinen, niedlichen Tempels stand ein junges Mädchen, mit einem Blumenkorb am rechten, und einem dreisaitigen musikalischen Instrument im linken Arm, zu dessen sanften Tönen sie eine wilde und halb barbarische Melodie sang. Bei jeder Pause bot sie mit anmuthigen Bewegungen ihren Blumenkorb dar, indem sie die Umstehenden zum Kaufen einlud, und manche Sesterze wurde in das Körbchen geworfen, theils für die Musik, theils aus Mitleiden für die Sängerin — denn sie war blind.

„Es ist meine arme Thessalierin," sagte Glaukus, indem er stehen blieb, seit meiner Rückkunft

nach Pompeji habe ich sie nicht gesehen. Ihre Stimme ist entzückend; wir wollen ihr zuhören."

Das Lied des blinden Blumen-Mädchens.

Kauft meine Blumen ohne Geiz,
Es kommt von fern das Mägdlein blind; —
Ist wirklich schön der Erde Reiz,
Die Blumen ihre Kinder sind!
Frisch sind sie noch, gleich ihr!
Vor Kurzem noch, aus ihrem Schooß,
Wo still sie ruhten, macht ich mir
Schlafend aus ihrem Arm sie los,
Mit jener Luft, die bleibt ihr Hauch,
Ihr sanfter, zarter, milder Hauch,
Sie leise küssend bloß!

Auf ihren Lippen noch weilet der Kuß,
Die Wangen sind naß von der Thränen Erguß.
Denn sie weint — die liebliche Mutter weint
(Weil sie Tag und Nacht besorgt erscheint
Mit sehnendem Herzen und sanftem Gemüth,
Daß der jungen Geschöpfe Schönheit blüht;) —
Sie weint — aus Liebe sie weint,
Des Thaues Thränen sie weint
Aus der Mutterliebe Quell!

Ihr habt eine Welt, von Licht umlacht,
Wo die Liebe sich freut in der Liebenden Sinn,
Doch die blinde Maid weilt im Hause der Nacht,
Und nur leere Stimmen sind Wesen darin.

Gleich Einer aus der Unterwelt,
Bin ich am Strom des Leids gestellt,
Die Schatten höre ich nur gleiten,
Ihr Wehen fühl ich mir zur Seiten. —
Ach! säh ich die holden Formen geschwind!
Doch wenn die Arme ich entfaltet,
Fühl ich den Schall nur, ungestaltet,
Die Lebenden nur Geister mir sind.

Kommt kauft! — kommt kauft! —
O, hört die lieben Blumen seufzen,
(Denn Sprache haben sie, wie wir)
„Es schließt vor dem Athem der blinden Maid
Die Rose die zarten Blätter voll Leid —
Wir Kinder des Lichts sind fein gebaut,
Und vor dem Kinde der Nacht uns graut,
Nehmt von der Blinden uns, wir flehn',
Wir wollen Augen, die uns sehn —
Wir sind zu fröhlich für die Nacht,
In Eurem Blick glänzt des Tages Pracht —
Kommt kauft! — die armen Blumen kauft!" —

„Ich muß jenen Veilchenstrauß haben, süße Nydia," sagte Glaukus, indem er sich durch die Menge drängte, und eine Hand voll kleiner Münze in ihren Korb warf, „Deine Stimme ist reizender, als je."

Das blinde Mädchen trat überrascht vor, als sie die Stimme des Atheniensers hörte — doch plötzlich blieb sie stehn und erröthete.

„Du bist also zurückgekehrt,“ sagte sie mit leisem Tone, und wiederholte darauf, mit sich selbst redend: „Glaukus ist zurückgekehrt!“ —

„Ja, mein Kind; ich bin kaum seit zwei Tagen in Pompeji. Mein Garten bedarf, wie früher, Deiner Pflege — ich rechne darauf, daß Du ihn morgen besuchen wirst. Auch sollen in meinem Hause durch keine anderen Hände Kränze geflochten werden, als durch die der schönen Nydia.“

Nydia lächelte vergnügt, doch sie antwortete nicht, und Glaukus verließ die Menge munter und unbefangen, indem er die Veilchen, die er gewählt hatte, an die Brust steckte.

„Du hast also dieses Kind unter Deinen Schutz genommen?“ sagte Klodius.

„Ja, singt sie nicht sehr hübsch? Sie interessirt mich, die arme Sklavin! — überdem ist sie aus Thessalien, der Olymp schaute auf ihre Wiege herab.“

„Also ist sie aus dem Lande der Zauberinnen.“

„Allerdings, aber was mich betrifft, so halte ich jedes weibliche Geschöpf für eine Zauberin; und in Pompeji scheint, bei der Venus! selbst die Luft mit einem Liebestrank erfüllt zu sein,

so schön erscheint meinen Augen jedes unbärtige Antlitz.“

„Und sieh da! eine der schönsten in Pompeji, die Tochter des alten Diomedes, die reiche Julia,“ sagte Klodius, als ein junges Mädchen, das Antlitz mit einem Schleier bedeckt und durch zwei Sklavinnen auf ihrem Wege zum Bade begleitet, sich ihnen näherte.

„Schöne Julia, wir begrüßen Dich,“ redete Klodius sie an. Julia hob etwas ihren Schleier, und zeigte mit einiger Koketterie ein kühnes römisches Profil, ein dunkles, feuriges Auge, und Wangen, deren von Natur etwas gelben Teint die Kunst mit einer blühenden Rosengluth gefärbt hatte.

„Und auch Glaukus ist zurückgekehrt!“ sagte sie, indem sie den Athenienser mit einem ausdrucksvollen Blick beglückte. „Hat er,“ fügte sie halb flüsternd hinzu, „bereits seine Freunde vom vorigen Jahre vergessen?“

„Schöne Julia! selbst die Lethe, wenn sie auf einem Theil der Erde verschwindet, erscheint in einem andern wieder. Jupiter gestattet uns nie, länger als für einen Augenblick zu vergessen; aber die noch strengere Venus erlaubt selbst dieses nicht.“

„Glaukus ist nie um schöne Worte verlegen.“

„Wer könnte es sein, wenn der Gegenstand derselben so schön ist?“

„Wir werden Euch Beide bald in meines Vaters Villa sehn,“ sagte Julia, indem sie sich zum Klodius wendete.

„Wir wollen diesen Tag mit einem weißen Steine bezeichnen,“ erwiederte der Spieler.

Julia senkte ihren Schleier, doch langsam, so daß ihr letzter Blick mit scheinbarer Schüchternheit zwar, doch in der That mit einiger Keckheit auf dem Athenienser haftete; dieser Blick war zärtlich und zugleich ein Vorwurf.

Die Freunde setzten ihren Weg fort.

„Julia ist wirklich schön,“ sagte Glaukus.

„Und im vorigen Jahre würdest Du jenes Bekenntniß in einem wärmeren Tone gemacht haben.“

„Allerdings: ich wurde durch den ersten Anblick verblendet, und hielt für einen Edelstein, was später sich nur als künstliche Nachahmung erwies.“

„Ja wohl,“ erwiederte Klodius, „alle Mädchen sind sich eigentlich ähnlich. Glücklich, wer ein schönes Gesicht und eine reiche Aussteuer heirathet. Was kann er mehr wünschen?“

Glaukus seufzte.

Sie befanden sich jetzt in einer weniger mit Menschen angefüllten Straße, welche ihnen die Aussicht auf jenes ruhige Meer eröffnete, das an diesen herrlichen Küsten so selten ein Bild des Schreckens darbietet, denn sanft sind die Lüfte, welche über seine Oberfläche hauchen, glühend und mannichfaltig das Farbenspiel, das der Widerschein rosigter Wolken bildet, köstlich die Düfte, welche durch die Landwinde ihm zugeführt werden. Wohl konnte man glauben, Anadyomene habe aus einer solchen See sich erhoben, um der Herrschaft über die Erde sich zu bemächtigen.

„Es ist noch zu früh, um in das Bad zu gehen," sagte der Grieche, der jedem poetischen Eindruck des Augenblicks folgte," wir wollen die geräuschvolle Stadt verlassen, und uns hier an der Küste ergötzen, so lange noch die Sonne auf den Wogen verweilt."

„Sehr gerne," erwiederte Klodius; „auch ist es an der Bay immer am lebhaftesten."

Pompeji stellte im Kleinen den Bildungszustand jener Zeit dar. Der kleine Raum seines Umfanges schloß Alles in sich, was der Luxus dem Reichthum verdankt. In den klei-

nen, doch glänzenden Laden, den Palästen, den Bädern, dem Forum, dem Theater, dem Circus — in der Thatkraft, wie in der Verderbtheit, der Verfeinerung in den Tugenden, wie in den Lastern des Volkes, erblickte man ein Miniaturbild des ganzen Reichs. Es war ein Spielwerk, ein Kuckkasten, in welchem es den Göttern gefiel, die größte Monarchie der Erde zu wiederholen, und den sie später der vernichtenden Zeit wieder entrissen, um der Verwunderung der Nachwelt die Wahrheit des Satzes darzustellen, daß unter der Sonne sich nichts Neues ereignet.

In der spiegelglatten Fläche der Bay ruhten die Handelsschiffe und die vergoldeten Gondeln für die Lustfahrten reicher Bürger. Schnell gleiteten die Fischerbote hin und her, und in der Ferne erblickte man die schlanken Maste der Flotte unter dem Befehle des Plinius. Am Ufer saß ein Sicilianer, der mit heftigen Gestikulationen und leicht beweglichen Zügen einer Gruppe von Fischern und Landleuten die Geschichte Schiffbruch erleidender Seeleute und rettender Delphine erzählte, in derselben Art, wie noch bis auf diesen Tag man auf dem Hafendamme zu Neapel es hören kann.

Der Grieche zog seinen Begleiter von den Zuhörern fort, und wanderte mit ihm nach einem einsamen Theile des Gestades, wo die zwei Freunde, auf eine unter den glatten Kieseln sich erhebende kleine Klippe sich setzend, die wollüstigkühlenden Seelüfte einathmeten, welche, über den Wellen schwebend, mit ihren unsichtbaren Füßen eine Art von Natur-Rhythmus hielten. Es lag etwas zum Stillschweigen und zur einsamen Betrachtung Einladendes in der ganzen Scene. Klodius berechnete, indem er seine Augen vor der brennenden Sonne schützte, seine Spielverluste der letzten Woche; und der Grieche, sich auf die Hand stützend, und jene Sonne, die schützende Gottheit seiner Nation, nicht scheuend, schwärmte mit seinen Blicken über der weiten Fläche mit jenem leichten Sinne der Lebenslust, Freude und Liebe, welche sein ganzes Wesen erfüllten, und beneidete vielleicht jedes Lüftchen, das seine Schwingen gegen die Ufer Griechenlands erhob.

„Sage mir," sprach endlich der Grieche, „hast Du jemals geliebt?" —

„Ja, sehr oft."

„Wer oft geliebt hat," entgegnete Glaukus,

„liebte nie. Es giebt blos einen Eros, wenn auch viele Nachbildungen desselben.“

„Diese Nachbildungen sind doch im Ganzen auch ganz artige kleine Götter,“ antwortete Klodius.

„Darin stimme ich mit Dir überein,“ erwiederte der Grieche. „Ich bete selbst den Schatten der Liebe an, aber noch mehr sie selbst.“

„Liebst Du denn wirklich und ernstlich? Empfindest Du jenes Gefühl, welches die Dichter beschreiben — ein Gefühl, mit dem wir unsere Mahlzeiten versäumen, das Theater vernachlässigen und Elegien schreiben? Ich hätte es nie gedacht. Du verstellest Dich gut.“

„So weit bin ich noch nicht,“ bemerkte Glaukus lächelnd, „oder ich sage vielmehr mit Tibull:

„Ruhig wandelt und heilig, wen sanfte Liebe beherrschet.“ —

„Ich liebe allerdings noch nicht, aber ich könnte es, wenn sich nur die Gelegenheit darböte, den Gegenstand meiner Verehrung zu sehn. Eros möchte seine Fackel anzünden, aber noch versagen ihm die Priester das Öl.“

„Soll ich den Gegenstand errathen? — Ist es nicht Diomedes Tochter? Du wirst von ihr

geliebt, und sie verbirgt diese Leidenschaft nicht; und beim Herkules! ich muß es wiederholen: sie ist schön und reich. Sie wird die Thürpfosten ihres Gatten mit goldenen Netzen verbinden."

„Nein, ich beabsichtige keineswegs, mich selbst zu verkaufen. Die Tochter des Diomedes ist schön, das muß ich zugeben, und wäre sie nicht die Enkelin eines Freigelassenen, so hätte ich einst — doch nein — sie trägt ihre Schönheit nur im Antlitz; ihre Sitten sind nicht jungfräulich, und ihr Gemüth kennt keine andern Bestrebungen, als die des Vergnügens!" —

„Du bist undankbar; so sage mir denn, welche die glückliche Jungfrau ist?" —

„So höre denn, mein Klodius. Vor einigen Monaten hielt ich mich in Neapel auf, einer Stadt, die mir sehr gefällt, denn sie behauptet die Sitten und das Wesen ihres griechischen Ursprungs — und noch immer verdient sie den Namen Parthenope wegen der herrlichen Luft und der schönen Gestade. Eines Tages trat ich in den Tempel der Minerva, um meine Gebete, mehr für die Stadt, über welcher Pallas nicht mehr freundlich lächelt, als für mich selbst darzubringen. Der Tempel war leer und einsam. Die Erinnerungen an Athen drängten sich

in mir. Da ich noch allein im Tempel zu sein glaubte, und in dem Ernste meiner Andacht vertieft war, drang mein Gebet vom Herzen auf die Lippen, und ich weinte, während ich betete. Doch plötzlich vernahm ich einen tiefen Seufzer, und als ich mich umsah, erblickte ich hinter mir ein junges Mädchen. Auch sie betete und hatte ihren Schleier erhoben, und als unsere Augen sich begegneten, schien ein himmlischer Strahl aus jenen dunkeln und leuchtenden Blicken in meine Seele zu dringen. Nie, mein Klodius, sah ich ein sterbliches Antlitz schöner gebildet: eine gewisse Melancholie milderte und erhöhte zugleich dessen Ausdruck; jenes unaussprechbare Etwas, welches aus dem Herzen in das Herz dringt, und das unsere Bildhauer in die Züge der Psyche übertrugen, verbreitete über ihre Schönheit etwas Göttliches und Edles; aus ihren Augen flossen Thränen. Ich vermuthete sogleich, daß auch sie athenienſischen Ursprungs, und daß in meinem Gebet für Athen ihr Geist dem meinigen begegnet sei. Ich redete sie, doch mit stammelnder Zunge, an: „Bist Du nicht auch aus Athen, schöne Jungfrau?“ fragte ich. Bei dem Tone meiner Stimme erröthete sie, und bedeckte mit dem Schleier theilweise ihr

Antlitz. — „Die Asche meiner Vorfahren,“ sagte sie, „ruht an den Ufern des Ilissus; ich bin gebürtig aus Neapel; doch mein Herz ist atheniensisch wie mein Ursprung.“ — „So wollen wir denn,“ sagte ich, „unsere Opfer gemeinschaftlich darbringen, und als der Priester erschien, stand ich ihr zur Seite, während wir dessen Zeremonien folgten. — Zugleich berührten wir die Kniee der Göttin, zugleich legten wir unsere Olivenkränze auf den Altar. Ich fühlte in dieser Gemeinschaft ein eigenthümliches Gefühl fast heiliger Zärtlichkeit. Als Fremdlinge aus einem fernen und unglücklichen Lande, standen wir allein in jenem, der Gottheit unseres Vaterlandes geweihten Tempel; war es nicht natürlich, daß mein Herz zu meiner Landsmännin, denn so durfte ich sie sicher nennen, sich hingezogen fühlte? Es schien, als sei ich schon seit Jahren mit ihr bekannt, und jener einfache Gottesdienst wirkte wie ein Wunder, indem er die Banden der Sympathie um so fester knüpfte, je schneller er die Schranken der Zeit vernichtete. Schweigend verließen wir den Tempel, und ich stand im Begriff, sie zu fragen, wo sie wohne, und ob es mir gestattet sei, sie zu besuchen, als ein Jüngling, in dessen

Zügen eine verwandtschaftliche Ähnlichkeit mit den ihrigen sich aufdrang, und der an dem Eingange des Tempels stand, ihre Hand ergriff. Sie wendete sich zu mir und sagte mir Lebewohl. Sie verschwand im Gedränge; ich sah sie nicht wieder. Zu Hause angelangt, fand ich Briefe, welche mich zwangen, nach Athen abzureisen, denn meine Verwandten drohten mit Prozessen wegen meines Erbtheils. Als diese Angelegenheiten glücklich beseitigt waren, kehrte ich nach Neapel zurück. Trotz aller Nachforschungen in der ganzen Stadt konnte ich jedoch die Spuren meiner verlornen Landsmännin nicht wieder finden, und indem ich hoffte, die Erinnerung an jene schöne Erscheinung im frohen Lebensgenusse zu übertäuben, beeilte ich mich, den Vergnügungen, welche Pompeji darbietet, mich in die Arme zu stürzen. Dieses ist die ganze Geschichte meiner Leidenschaft. Ich liebe nicht, aber ich denke mit Sehnsucht an jene Erscheinung zurück."

Als Klodius erwiedern wollte, näherte sich langsamen und stattlichen Schrittes ihnen ein Mann, und als sie das Geräusch seines Ganges in den Kieseln hörten, wendeten sich beide um, und Jeder erkannte den Ankommenden.

Es war ein Mann, der kaum das vierzigste Jahr erreicht hatte, von schlanker Gestalt und magerer, doch kräftiger Bildung. Seine dunkle, bronzefarbene Haut verrieth den morgenländischen Ursprung, und seine Züge hatten etwas Griechisches in ihren Lineamenten (besonders das Kinn, die Lippen und die Stirne), nur daß die Nase etwas groß und gebogen war, und der feste, hervorstehende Knochenbau jene vollen, fleischigten Umrisse nicht gestattete, welche selbst dem Mannesalter der Griechen noch die schönen Formen der Jugend gewährten. Seine großen Augen, dunkel wie die finsterste Nacht, blickten fest und mit ruhigem, wechsellosem Ausdruck. Eine tiefe, nachdenkende und melancholische Einsamkeit schien dort ihren majestätischen und gebietenden Sitz gewählt zu haben. Sein Gang und seine Bewegungen waren leicht und gemessen, und etwas Ausländisches in der Einfachheit und dem Schnitte seines Gewandes erhöhte den ehrwürdigen Ausdruck seiner stillen Würde und stattlichen Gestalt. Ein jeder der beiden jungen Männer machte, als sie den Ankommenden begrüßten, mechanisch, aber verstohlen und wie in der Absicht, es vor ihm zu verbergen, eine kleine bezeichnende Bewegung

mit den Fingern; denn man glaubte von Arbaces, dem Egyptier, daß er die unheilbringende Gabe des bösen Blickes besitze.

„Die Scene muß in der That schön sein," sagte Arbaces mit einem kalten, doch häßlichen Lächeln, „welche den muntern Klodius und Glaukus, den Allbewunderten, veranlaßt, die belebte Stadt zu verlassen."

„Ist die Natur denn überhaupt so wenig anziehend?" fragte der Grieche.

„Für die Genußsüchtigen — allerdings nicht."

„Das ist eine harte Erwiederung, doch schwerlich eine weise. Das Vergnügen erfreut sich der Gegensätze, durch zerstreuende Genüsse lernen wir die Einsamkeit, und durch diese jene schätzen."

„So denken die jungen Philosophen aus dem Garten," erwiederte der Egyptier, „sie halten Erschöpfung für einsame Betrachtung, und bilden sich ein, die Einsamkeit zu kennen, wenn sie durch geräuschvolle Vergnügungen übersättigt wurden. Doch in so leeren Gemüthern vermag die Natur jene Begeisterung nicht zu entzünden, welche aus ihrer eigenen keuschen Zurückgezogenheit unbeschreibliche Glückseligkeit schöpft; sie verlangt von Euch nicht die Ermat-

tung der Leidenschaft, sondern jene ganze Gluth, von der Ihr blos, indem Ihr sie sucht, auszuruhen wollt. Als die Luna, o junger Athenienser, dem Endymion ihre Geheimnisse vertraute, geschah es nach einem, nicht unter dem leidenschaftlichen Treiben der Menschen, sondern auf den Bergen und in den einsamen Thälern der Jäger zugebrachten Tage."

„Ein schönes Gleichniß!" sprach Glaukus; „doch welche unrichtige Anwendung! Erschöpft! ach, die Jugend ist nie erschöpft, wenigstens ich habe noch nie einen Augenblick der Übersättigung gefühlt!" —

Der Egyptier lächelte wieder, doch kalt und abstoßend, und selbst den gefühllosen Klodius erfaßte ein Schauder. Er erwiederte jedoch nichts auf die leidenschaftliche Bemerkung des Glaukus, sondern sagte nach einer Pause in sanftem Tone:

„Bei alle dem habt Ihr Recht, die Zeit zu genießen, so lange sie freundlich lächelt; schnell verwelkt die Rose, bald verhaucht ist ihr Duft, und was bleibt uns, o Glaukus, den Fremdlingen im Lande, entfernt von der Asche ihrer Väter, als der Genuß des Vergnügens und das Andenken an die Vergangenheit? Für

Dich das Erstere, für mich vielleicht das Letztere."

Die glänzenden Augen des Griechen wurden plötzlich durch Thränen verhüllt. „Ach, Arbaces," sagte er, „spreche nicht von unsern Vorfahren. Laß uns vergessen, daß jemals ein anderer Staat als Rom der Freiheit sich erfreute — und des Ruhms! o vergebens wäre es, seinen Geist auf den Feldern von Marathon und Thermopilä wieder zu erwecken!"

„Dein Herz widerstrebt Dir, während Du sprichst," sagte der Egyptier, „und in den Lustbarkeiten dieser Nacht wirst Du mehr der Leaena *) eingedenk sein, als der Lais. — Vale!"

Indem er dieses sprach, schlug er den Zipfel seines Gewandes über die Schulter, und schritt langsam von dannen.

„Ich athme wieder freier," sagte Klodius. „Die Egyptier nachahmend, stellen wir bei un-

---

*) Leaena, die heldenmüthige Geliebte des Aristogeiton, biß sich, als sie gefoltert wurde, die Zunge ab, damit der Schmerz sie nicht zwingen möge, die Verschwörung gegen die Söhne des Pisistratus zu verrathen. Man sah noch zu den Zeiten des Pausanias in Athen die ihr zu Ehren errichtete Statue einer Löwin.

seren Gastmahlen bisweilen ein Skelett auf. Der Anblick eines solchen Egyptiers, wie jener schleichende Schatten, ist gespenstisch genug, um den köstlichsten Falerner zu versäuren."

„Ein seltsamer Mann," sagte Glaukus nachdenkend, „wenn er aber auch ertödtet scheint für das Vergnügen und kalt für die Reize dieser Welt, so lügt die Verläumdung über ihn, und die Geschichte seines Herkommens und seines Herzens ist sicher eine andere."

„Ach! man spricht von ganz andern Orgien, als denen der Osiris, die in seinem einsamen Hause gefeiert werden sollen. Auch ist er reich, wie man sagt. Können wir ihn nicht zu dem unsrigen machen, und ihm die Reize des Spiels lehren? O des Genusses aller Genüsse! Wie schön bist Du, o Spiel, Du hitziges Fieber der Hoffnung und Furcht, Du unvergleichliche, unübertroffene Leidenschaft!" —

„O der Begeisterung — der Begeisterung," sprach lächelnd Glaukus, „das Orakel spricht Poesie durch den Mund des Klodius. Welches Wunder werden wir zunächst erleben?" —

Drittes Kapitel.

Die Freunde des Glaukus. — Beschreibung der Häuser in Pompeji. — Ein classisches Fest.

Der Himmel hatte dem Glaukus jedes Glück gewährt, außer eines; er war schön, kräftig, wohlhabend, geistreich, von berühmter Herkunft, feurigen Temperaments, poetischen Gemüthes; aber es fehlte ihm die Erbschaft der Freiheit. Er war, als ein römischer Unterthan, in Athen geboren. Schon frühzeitig zu einer bedeutenden Erbschaft gelangend, hatte er der Neigung für das Reisen, die in der Jugend so natürlich ist, sich hingegeben, und sich in den glänzenden Vergnügungen des kaiserlichen Hofes berauscht.

Er war ein Alcibiades ohne Ehrgeiz. Er war, was ein junger, reicher, talentvoller Mann bald wird, wenn die Begeisterung des Ruhms

ihm fremd bleibt. Sein Haus in Rom war Gegenstand der Unterhaltungen aller Genußsüchtigen, aber auch aller Kunstfreunde; und die griechischen Bildhauer überboten sich, um die Säulengänge und die Exedra eines Atheniensers zu schmücken. Seine Wohnung in Pompeji — ach, die Farben sind jetzt verbleicht, die Wände ihrer Gemälde entkleidet, die vollendete Ausführung und Anmuth des Innern ist verschwunden, aber welche Lobeserhebungen, welche Ausrufungen des Erstaunens veranlaßten jene köstlichen, bis ins Kleinste vollkommenen Decorationen, als sie das Licht des Tages zuerst wieder erblickten; wie entzückten den Kunstkenner alle jene Gemälde und Mosaikarbeiten! Glaukus war ein leidenschaftlicher Verehrer der Poesie, und besonders der dramatischen, welche den Geist und Heldenmuth seines Geschlechts vergegenwärtigt, und jenes schöne Haus war mit Darstellungen aus dem Aeschylus und Homer geziert, und Alterthumsforscher, denen der Geschmack ein Handelsgegenstand wird, haben in dem Liebhaber den Künstler selbst erblicken wollen, und noch nennen sie (wenn auch der Irrthum bereits allgemein anerkannt ist) aus alter Gewohnheit das wieder aufgegrabene Haus des

Atheniensers Glaukus: „das Haus des dramatischen Dichters."

Bevor wir dieses Haus beschreiben, wird es zweckmäßig sein, dem Leser einige allgemeine Nachrichten über die Häuser von Pompeji mitzutheilen, die er in den Schriften des Vitruv bestätigt finden wird, mit jenen Abweichungen jedoch in den, durch Geschmack oder Laune gebotenen Details, welche, den Menschen überall eigen, von jeher die Alterthumsforscher in Verlegenheit gesetzt haben. Wir werden uns bestreben, diese Beschreibung so verständlich und von gelehrter Pedanterie entfernt zu halten, als es bei der Natur des Gegenstandes möglich ist.

Gewöhnlich tritt man durch einen schmalen Durchgang, Vestibulum genannt, in eine Halle, oft mit, häufiger jedoch ohne Säulen; an drei Seiten derselben befinden sich Thüren, die mit mehreren Schlafzimmern in Verbindung stehen (unter denen auch die des Thürstehers), von denen die besten gewöhnlich für Gäste bestimmt sind. An dem Ende dieser Halle, sowohl zur rechten als linken Seite, wenn das Haus groß ist, befinden sich zwei kleine Gemächer, welche gewöhnlich für die Frauen bestimmt sind; und

in der Mitte des mit Quadern belegten Fußbodens der Halle ist stets ein viereckigter Behälter für das Regenwasser (impluvium genannt) angelegt, welches durch eine Öffnung in dem Dache eingelassen wurde, die durch eine Fallthüre bedeckt werden konnte. Unweit dieses Impluviums, welches in den Augen der Alten ein besonders heiliger Ort war, standen oft (doch in Pompeji seltener, als in Rom) Bildsäulen der Hausgötter; — der gastliche Herd, dessen in den römischen Dichtern so oft Erwähnung geschieht, und der den Laren gewidmet war, wurde in Pompeji fast immer durch ein bewegliches Kohlenbecken dargestellt, und in irgend einer Ecke, gewöhnlich an dem am meisten in die Augen fallenden Punkte, stand ein großer hölzerner Kasten, durch bronzene oder eiserne Reifen verziert oder zusammengehalten, und mit starken Klammern auf einem steinernen Piedestal so stark befestigt, daß alle Versuche von Dieben und Räubern, ihn loszumachen, vereitelt werden mußten. Dieses Behältniß galt für den Geldkasten des Hausbesitzers, wenn es auch wahrscheinlich ist, da man in den zu Pompeji entdeckten Kasten dieser Art niemals Geld gefunden hat, daß sie meist mehr in Folge der

Gewohnheit und der Zierde, als des wirklichen Gebrauches wegen aufgestellt waren.

In dieser Halle oder dem Atrium wurden gewöhnlich die Klienten oder Besuchenden geringeren Ranges empfangen. In den Häusern der Vornehmern befand sich fortwährend ein atriensis, oder ein für den Dienst dorten ausschließlich bestimmter Sklave, der einen wichtigen Rang unter seinen Mitgenossen einnahm. Der Wasserbehälter im Mittelpunkte mußte eine gefährliche Anlage sein, doch der mittlere Theil der Halle war abgeschlossen, und an den Seiten blieb noch hinlänglicher Raum übrig. Dem Eingang grade gegenüber an dem andern Ende der Halle befand sich ein Gemach (tablinium), in welchem der Fußboden mehr als gewöhnlich mit reichem Mosaik geziert, und die Wände mit vortrefflichen Malereien bedeckt waren. Hier fand man gewöhnlich Andenken aus der Familiengeschichte, oder Erinnerungen an ein öffentliches Amt, welches der Besitzer bekleidet hatte. An der einen Seite dieses Salons, wenn wir ihn so nennen dürfen, war oft ein Speisesaal, oder Triclinium; an der andern Seite ein Gemach, welches wir vielleicht ein Mürzkabinet nennen würden, das kostbare und seltene Merk-

würdigkeiten aller Art enthielt; und immer ging hier ein schmaler Gang für die Sklaven durch, um, ohne durch die erwähnten Zimmer zu gehn, in die hinteren Theile des Gebäudes zu gelangen. Alle diese Stuben eröffneten sich auf eine viereckige oder länglichste Kolonade, technisch das Peristil genannt. War das Haus klein, so hörte es hier auf, und in diesem Falle wurde dessen Mitte, wie beschränkt auch der Raum sein mochte, meist als Garten benutzt, und war mit auf Piedestalen stehenden Blumenvasen geziert, während unter der Kolonade rechts und links Thüren in die Schlafzimmer *), in ein zweites Triclinium, oder in einen Speisesaal führten (denn die Alten bestimmten meist zwei verschiedene Säle für diesen Zweck, den einen für den Sommer, den andern für den Winter, oder vielleicht den einen für gewöhnliche, den andern für festliche Gelegenheiten), und wenn der Eigenthümer sich mit Wissenschaften beschäftigte, noch in ein Kabinet, welches man mit dem Titel einer Bibliothek beehrte, denn ein

*) Die Römer hatten nicht allein Schlafzimmer für die Nacht, sondern auch für die Siesta bei Tage (cubicula diurna).

sehr kleines Gemach war geräumig genug, um die wenigen Papyrusrollen aufzunehmen, welche die Alten schon für eine bedeutende Büchersammlung hielten.

Am Ende des Peristils befand sich gewöhnlich die Küche. Wenn das Haus größer war, und nicht mit dem Peristil endigte, so war die Mitte desselben nicht zu einem Garten eingerichtet, sondern entweder mit einem Springbrunnen oder mit einem Fischbassin verziert, und an dessen Ende, dem Tablinium grade gegenüber, befand sich gewöhnlich noch ein Speisesaal, mit Schlafzimmern an jeder Seite und bisweilen eine Gemäldesammlung oder Pinakothek *). Diese Zimmer standen wieder in Verbindung mit einem Platze von viereckiger oder oblonger Gestalt, gewöhnlich an drei Seiten mit einem Säulengang, wie das Peristil, und diesem sehr ähnlich, nur etwas länger. Dieses war der eigentliche Garten oder das Viridarium, meist mit einem Springbrunnen oder mit Statuen und mit den mannichfaltigsten Blumen und Gewächsen geziert. An dem äußersten Ende

*) In den stattlichen Palästen Roms stand die Pinakothek gewöhnlich mit dem Atrium in Verbindung.

war die Wohnung des Gärtners, zu beiden Seiten der Kolonnade befanden sich noch Zimmer, wenn eine zahlreiche Familie es erforderte.

In Pompeji war ein zweites oder drittes Stockwerk selten, auch befanden sie sich bloß über einem kleinen Theil des Parterres, und enthielten Wohnungen für die Sklaven. In dieser Beziehung unterschieden sie sich von den prächtigeren Gebäuden Roms, wo im Allgemeinen der Hauptspeisesaal (oder das Coenaculum) im zweiten Stock war. Die Zimmer selbst waren gewöhnlich sehr klein, denn in diesem herrlichen Klima fand eine außerordentliche Menge von Gästen Platz in dem Peristil oder der Halle und dem Garten — und selbst die Festsäle waren, wenn auch sehr reich und sorgfältig geschmückt, doch nicht sehr geräumig; denn die geistreichen Alten, die zwar Gesellschaft, aber keine Überfüllung derselben liebten, speiseten selten in größerer Anzahl, als neun zusammen, sodaß große Speisesäle bei ihnen nicht so nöthig waren, als bei uns *). Doch die Reihe von Zimmern, die man schon vom Eingang aus

*) Wenn sie große Gesellschaften eingeladen hatten, so wurde gewöhnlich in dem Atrium gespeiset.

überblickte, mußte einen sehr imposanten Eindruck machen; man sah zugleich die mit großen Steinen ausgelegte und an den Wänden reich mit Gemälden gezierte Halle — das Tablinium — das Peristil, und (wenn das Haus sich weiter ausdehnte) den gegenüberliegenden Festsaal und den Garten, der die Aussicht mit einem Springbrunnen, oder einer Marmorstatue schloß.

Der Leser wird sich jetzt eine ziemlich genügende Vorstellung von den Häusern in Pompeji machen können, deren Bauart in vieler Beziehung der griechischen, doch noch mehr der römischen glich. Fast in jedem Hause sind die Details jedoch verschieden, die allgemeine Einrichtung aber ist in allen dieselbe. Überall findet man die Halle, das Tablinium und das Peristil, die mit einander in Verbindung stehn; in allen Häusern sieht man die Wände reich bemalt, und immer dringt sich die Gegenwart früherer Bewohner auf, die dem elegantesten Lebensgenuß huldigten. Die vollkommene Reinheit des Geschmacks der Pompejaner in Verzierungen ist jedoch zu bezweifeln; sie liebten grelle Farben und phantastische Zeichnung; sie bemalten oft die untere Hälfte der Säulen mit hoch-

rother Farbe, und ließen den übrigen Theil derselben unverändert; und wenn der Garten klein war, so wurde oft dessen Mauer, um das Auge in Beziehung auf seine Größe zu täuschen, mit Bäumen, Vögeln, Tempeln u. s. w. perspektivisch bemalt, eine tändelnde Nachahmung der Natur, der die anmuthige Pedanterie des Plinius selbst, mit einem gewissen Stolz auf deren eigenthümliche Würkung sich anschloß.

Das Haus des Glaukus war zwar eines der kleinsten, aber auch der vollendetsten und ausgeschmücktesten der Privatwohnungen in Pompeji; es kann noch heutigen Tages als das Modell eines Hauses für „einen Junggesellen in seinen Flitterjahren" sich geltend machen und den Neid und die Verzweiflung aller unverheiratheten Käufer des Liebesgenusses erregen.

Man tritt durch einen langen, engen Gang in die Halle, auf deren Fußboden ein Hund in Mosaik abgebildet ist, mit dem wohlbekannten: „cave canem" oder: „nimm Dich vor dem Hunde in Acht." Zu jeder Seite befindet sich eine ziemlich geräumige Kammer, denn da der innere Theil des Hauses nicht groß genug ist, um die beiden Abtheilungen der Zimmer, zum Privat- und zum öffentlichen Gebrauch, zu enthalten,

so wurden diese beiden Kammern besonders für den Empfang derjenigen Besuchenden bestimmt, die durch ihren Rang oder durch genauere Bekanntschaft nicht geeignet waren, in das Innere eingelassen zu werden.

Von der Halle tritt man in ein Atrium, welches, als es zuerst entdeckt wurde, reich an Gemälden war, deren, was den Ausdruck betrifft, selbst Raphael sich nicht hätte zu schämen brauchen. Sie wurden in das neapolitanische Museum gebracht, und noch jetzt sind sie ein Gegenstand der Bewunderung aller Kunstkenner — sie stellen den Abschied des Achilles von der Briseis dar. Wen entzückt nicht die Kraft und Schönheit in den Formen und Gesichtszügen des Achilles und der unsterblichen Sklavin!

An der einen Seite des Atriums führte eine schmale Treppe zu den Kammern für die Sklaven im obern Stock; auch befanden sich dort zwei oder drei kleine Schlafzimmer, auf deren Wänden die Entführung der Europa, die Schlacht der Amazonen u. s. w. dargestellt waren.

Darauf tritt man in das Tablinium, an dessen beiden Enden reiche Teppiche, mit tyrischem Purpur gefärbt, hingen, die halb zurück-

gezogen waren *). An der Wand war ein Dichter dargestellt, wie er einem Freunde Verse vorlas, und in den Fußboden eine kleine, aber herrliche Mosaik eingefügt, welche Beziehung auf den Unterricht hatte, den ein Schauspieldirector seinem Personal gab.

Durch diesen Saal trat man in das Peristil; und hier, wo, wie ich schon vorhin bemerkte, gewöhnlich die kleinern Häuser in Pompeji aufhörten, war auch dieses zu Ende. Von jeder der sieben Säulen, die diesen Hof zierten, hingen Blumengewinde herab; das Innere, welches die Stelle eines Gartens vertrat, war mit den seltensten blühenden Blumen in weißmarmornen Vasen besetzt, die auf Piedestalen standen. An der linken Seite dieses kleinen Gärtchens befand sich eine kleine Nische, welche einer jener Kapellchen glich, wie man in katholischen Gegenden sie häufig an den Landstraßen findet. Sie war den Penaten geheiligt; vor ihr stand ein bronzener Dreifuß; an der linken Seite des Säulenganges waren noch zwei kleine Schlafzimmer; an der rechten das Triklinium, in welchem die Gäste jetzt versammelt waren.

*) Das Tablinium konnte auch verschlossen werden.

Dieses Zimmer ist unter den Alterthumsforschern in Neapel als das der Leda bekannt; und in dem schönen Werke des Sir William Gell findet der Leser einen Kupferstich nach jenem anmuthigen Gemälde der Leda, wie sie ihren Neugebornen dem Gatten überreicht. Dieses schöne Zimmer eröffnete sich in den duftigen Garten. Um den Tisch von Zitronenholz *), der glatt polirt und mit Arabesken in Silber ausgelegt war, standen drei Ruhebetten, die damals in Pompeji noch gebräuchlicher waren, als der halbrunde Sitz, der seit Kurzem in Rom Mode geworden; und auf diesen Ruhebetten von Bronze, die noch mit Arbeiten von kostbaren Metallen geziert waren, lagen dicke Matratzen mit feiner Stickerei, die elastisch dem Druck nachgaben.

„Ich muß wirklich gestehn," sagte der Ädil Pansa, „daß Dein Haus, wenn auch kaum größer, als das Gehäuse für eine Fibula, doch ein reicher Edelstein in seiner Art ist. Wie

---

*) Es war damals das geschätzteste Holz, doch nicht von dem jetzigen Zitronenbaume. Einige, unter denen Herr W. S. Landor, suchen mit vieler Wahrscheinlichkeit zu beweisen, daß es Mahagoniholz gewesen sei.

schön ist der Abschied des Achilles von der Briseis dargestellt! — welcher Styl — welche Köpfe! — welche — hem!" —

„Ein Lob des Pansa über solche Gegenstände ist wirklich schätzbar," sagte mit ernsthafter Miene Klodius. „Auch sind die Gemälde an seinen Wänden — wahrlich, sie sind der Hand eines Zeuxis nicht unwürdig!" —

„Du schmeichelst mir, mein Klodius; Du schmeichelst in der That," erwiederte der Ädil, der in ganz Pompeji bekannt dafür war, daß er die schlechtesten Gemälde hatte, denn er war ein Patriot, und beschäftigte nur die pompejanischen Künstler. — „Du schmeichelst mir; aber die Gemälde sind recht hübsch — ja, beim Aedepol — in den Farben, wie in der Zeichnung — und die in der Küche sind ganz von meiner Erfindung."

„Was stellen sie vor?" sagte Glaukus; „ich habe Deine Küche noch nicht gesehn, wenn ich auch oft Gelegenheit hatte, die Vortrefflichkeit der Speisen zu bewundern."

„Es ist ein Koch, mein Athenienser, welcher die Beweise seiner Geschicklichkeit auf dem Altar der Vesta darbringt, nämlich eine schöne Mu-

räne (nach dem Leben gemalt), es ist doch wohl genug Erfindung darin!" —

In diesem Augenblick traten die Sklaven ein, die ersten Einleitungsspeisen zum Mahle tragend. Zwischen köstlichen Feigen, frischen, mit Schnee bestreuten Kräutern und Eiern wurden kleine Becher eines herrlichen, mit etwas Honig vermischten Weines aufgestellt. Darauf überreichten junge Sklaven jedem der fünf Gäste (denn größer war ihre Anzahl nicht) ein silbernes Becken mit wohlriechendem Wasser und Handtücher mit einer purpurnen Einfassung. Doch der Ädil zog sein eigenes Tuch hervor, welches zwar nicht von so feiner Leinwand, aber dessen Rand sehr breit war, und trocknete seine Hände auf eine Weise, welche die Bewunderung in Anspruch zu nehmen berechnet war.

„Du hast da ein schönes Tuch," sagte Klodius, „die Borte ist so breit als ein Gürtel." —

„Eine Kleinigkeit, mein Klodius, eine Kleinigkeit! Man sagt mir, daß dieses die neueste Mode zu Rom ist, doch Glaukus versteht mehr von diesen Sachen, als ich."

„Sei uns günstig, o Bacchus!" sagte Glaukus, indem er sich ehrerbietig gegen ein schönes Bild des Gottes neigte, das mitten auf dem

Tische stand, an dessen Enden die Laren und die Salzfässer aufgestellt waren. Die Gäste stimmten in diese Anrufung mit ein, und indem sie Wein auf den Tisch sprengten, vollbrachten sie die gewöhnliche Libation.

Nachdem dieses geschehen war, nahmen die Gäste ihre Plätze auf den Ruhebetten ein, und das Mahl begann.

„Möge dieser Becher mein letzter sein!“ sagte der junge Sallust, als die zu Erregung des Appetits zuerst aufgetragenen Speisen abgenommen waren, die substantielleren Gerichte folgten, und ein Sklave ihm ein bis an den Rand gefülltes Trinkgefäß überreichte. — „Möge dieser Becher mein letzter sein, wenn dieses nicht der letzte Wein ist, den ich je zu Pompeji getrunken habe.“

„Bringe die Amphora her,“ sagte Glaukus, „und lese den Jahrgang des Weines.“

Der Sklave beeilte sich, der Gesellschaft mitzutheilen, daß das Alter von 40 Jahren, und der Geburtsort Chios angegeben sei. —

„Wie köstlich der Schnee ihn gekühlt hat,“ sagte Pansa.

„Er ist wie die Erfahrung eines Mannes,“ bemerkte Sallust, „der seine Leidenschaften hin-

länglich abgekühlt hat, um ihnen desto mehr Genuß gewähren zu können."

„Er ist, wie das: Nein! eines Frauenzimmers," fügte Glaukus hinzu, „es kühlt ab, um nur noch mehr das Feuer anzufachen."

„Wann ist wieder ein Kampf wilder Thiere?" fragte Klodius den Pansa.

„Er wurde für den neunten Idus des August festgesetzt," erwiederte Pansa, „einen Tag nach den Vulkanaliis; wir haben einen herrlichen jungen Löwen für dieses Fest."

„Wer soll ihm vorgeworfen werden?" fragte Klodius. „Ach, es ist großer Mangel an Verbrechern. Du mußt auf jeden Fall irgend einen Unschuldigen, oder sonst Jemand für den Löwen verurtheilen, Pansa!" —

„Allerdings habe ich seit Kurzem ernstlich darüber nachgedacht," erwiederte der Ädil gravitätisch. „Es war ein schändliches Gesetz, welches uns untersagte, unsere eigenen Sklaven den wilden Thieren vorzuwerfen. Ich kann es nicht anders nennen, als eine Verletzung des Besitzes selbst, wenn wir nicht mehr über unser Eigenthum nach freiem Willen schalten dürfen." —

„In den guten alten Zeiten der Republik war es anders," seufzte Sallust.

„Überdem entbehrt durch diese vermeintliche Milde gegen die Sklaven das arme Volk so viel. Wie gerne sieht es einen tüchtigen Kampf zwischen einem Menschen und einem Löwen; und dieses unschuldigen Vergnügens darf es nicht mehr genießen, so lange dieses verwünschte Gesetz besteht, wenn die Götter uns nicht einen tüchtigen Verbrecher schicken."

„Welche Staatskunst kann schlechter sein," sagte Klodius, „als jene, die die mannhaften Vergnügungen des Volks untersagt?" —

„Wir wollen es Jupiter und dem Fatum danken, daß wir keinen Nero mehr haben," sagte Sallust.

„Er war in der That ein Tyrann, er schloß unser Amphitheater zehn Jahre lang."

„Es wundert mich, daß keine Rebellion die Folge davon war," sagte Sallust.

„Fast wäre es dazu gekommen," erwiederte Pansa, indem er ein Stück wildes Bärenfleisch in den Mund steckte.

Hier wurde die Unterredung für einen Augenblick durch einen Tusch von musikalischen Instrumenten unterbrochen, und zwei Sklaven traten mit einem einzelnen Gericht ein.

„Ach, welchen Leckerbissen hast Du noch für

uns aufgehoben?" fragte der junge Sallust mit funkelnden Augen.

Sallust war nur 24 Jahre alt, doch kein Lebensgenuß ging ihm über das Essen — vielleicht hatte er alle andern erschöpft; doch war er nicht ohne Talente, und hatte ein vortreffliches Herz, so weit es ihm treu blieb.

„Ich kenne, beim Pollux, dieses Gericht!" rief Pansa, „es ist Lammfleisch von Ambracia. Ho! (indem er mit den Fingern schnippte, einem für die Sklaven gewöhnlichen Zeichen) wir müssen für den neuen Ankömmling noch eine Libation darbringen."

„Ich hatte gehofft," sagte Glaukus mit trauriger Stimme, „Euch einige Austern aus Britannien vorsetzen zu können, doch die Winde, die dem Corsar so ungünstig waren, haben auch uns des Genusses der Austern beraubt."

„Sind sie wirklich so köstlich?" fragte Lepidus, indem er den Gürtel seiner Tunika noch weiter lösete.

„Ich vermuthe, daß bloß die Entfernung ihren großen Werth bestimmt; sie haben nicht den würzigten Geschmack der brundusischen Auster. Zu Rom jedoch hält man ohne sie kein Abendmahl für vollständig."

„Die armen Britten!" sagte Sallust; „sie haben doch noch etwas Gutes; sie liefern uns Austern!" —

„Ich wollte, sie lieferten uns einen Gladiator," sagte der Ädil, der immer noch mit den Bedürfnissen des Amphitheaters beschäftigt war.

„Bei der Pallas!" rief Glaukus, als sein Lieblingssklave einen neuen Kranz um sein Haupt wand, „mir gefallen diese wilden Schauspiele wohl, so lange die Bestie mit der Bestie kämpft, aber wenn ein Mensch, ein Mann mit Fleisch und Blut wie wir, gleichgültig in die Arena getrieben, und ihm Glied für Glied abgerissen wird, so ist dieser Anblick mir zu schrecklich; mir fängt an, zu schwindeln, der Athem stockt mir, und es treibt mich, hinabzueilen und ihn zu vertheidigen. Das Freudengeschrei des Volks erscheint mir fürchterlicher, als die Stimmen der, den Orestes verfolgenden Furien. Ich freue mich, daß in dem nächsten Kampfspiel so wenig Aussicht für jene blutige Darstellung vorhanden ist!" —

Der Ädil zuckte die Schultern; der junge Sallust, der für den gutmüthigsten Menschen in Pompeji galt, starrte befremdet. Der anmuthige Lepidus, der, aus Besorgniß, seine Ge-

sichtszüge zu entstellen, nur selten sprach, rief: „Beim Herkules!“ — Der Schmarotzer Klodius murmelte: Ädepol! und der sechste Gast, welcher der Schatten des Klodius war (2), und der es für seine Pflicht hielt, als Echo die Worte seines reichen Freundes zu wiederholen, wenn er ihn nicht loben konnte — der Schmarotzer eines Schmarotzers — murmelte ebenfalls: Ädepol! —

„Ihr Italiener seid allerdings an diese Schauspiele gewöhnt; wir Griechen sind milder. Oh, Schatten des Pindar! — das Entzückende eines wahrhaft griechischen Spiels — das Aufbieten aller Kräfte des Mannes gegen den Mann — der edelmüthige Kampf — der halb traurige Triumph — der Stolz, einem würdigen Feinde zu begegnen, der Mißmuth, ihn überwunden zu haben! Doch Ihr versteht mich nicht!“ —

„Das Lammfleisch ist vortrefflich“ sagte Sallust.

Der Sklave, der das Vorschneideramt hatte, und sich nicht wenig auf seine Geschicklichkeit zu gute that, hatte bei dem Klange der Musik eben dieses Geschäft beendigt, indem sein Messer den Takt hielt, langsam und bedächtig beginnend und im lebhaften Eifer nach den Tönen eines

herrlichen Diapasons sein schwieriges Kunstwerk vollendend.

„Dein Koch ist gewiß aus Sizilien?“ sagte Pansa.

„Ja, von Syrakus.“

„Ich will auf ihn wetten,“ sagte Klodius, „wir wollen zwischen den Gerichten einen Kampf veranstalten.“

„Dieses Spiel ist allerdings einem Thiergefecht vorzuziehen, aber ich kann die Wette auf meinen Sizilianer nicht eingehn — Du hast nichts so Kostbares dagegen zu setzen!“

„Meine Phillida, meine schöne Tänzerin!“

„Ich kaufe niemals Frauen,“ sagte der Grieche, indem er sich seinen Kranz zurechtschob.

Die Musikanten, welche außerhalb in dem Säulengang aufgestellt waren, hatten ihr Concert mit dem Lammfleisch begonnen; sie gingen jetzt in eine sanftere, fröhlichere, man konnte fast sagen, geistreichere Melodie über; und sangen jenes Lied von Horaz, das anfängt: Persicos odi etc., welches so schwer zu übersetzen ist, und das sie für ein Fest geeignet hielten, welches, so üppig es uns erscheint, für die ausschweifende Lebensart jener Zeit noch sehr einfach war. Wir beobachten nur das Fest eines Privat-

mannes, kein fürstliches; das Gastmahl eines vornehmen Herrn, nicht das eines Kaisers oder Senators.

„Ach, der alte gute Horaz," sagte Sallust theilnehmend, „er wußte wohl Feste und Mädchen zu besingen, aber nicht so gut als unsere neueren Dichter."

„Als der unsterbliche Fulvius zum Beispiel," bemerkte Klodius.

„Ach, Fulvius der Unsterbliche," wiederholte sein Schatten.

„Und Spuraena, und Cajus Mutius, der in einem Jahre drei epische Gedichte schrieb — konnte das Horaz oder Virgil?" sagte Lepidus. „Diese alten Dichter begingen alle den Fehler, der Bildhauerei nachzuahmen, statt der Malerei. Einfachheit und Ruhe — das machten sie sich zur Aufgabe; doch wir Neuern haben Feuer und Kraft und Leidenschaft — wir schlafen niemals ein, wir ahmen die Farben der Malerei nach, ihr Leben und ihre Handlung. Unsterblicher Fulvius!"

„Habt Ihr," fragte Sallust, „die neue Ode des Spuraena zu Ehren der egyptischen Isis schon gehört? — sie ist herrlich — es herrscht in ihr eine wahrhaft religiöse Begeisterung."

„Isis scheint eine Lieblingsgottheit in Pompeji zu sein," sagte Glaukus.

„Ja," erwiederte Pansa, „sie steht besonders jetzt sehr in Gunst; ihre Statue hat die merkwürdigsten Orakel ausgesprochen. Ich bin nicht abergläubisch, doch muß ich bekennen, daß sie schon mehr als einmal in meinem städtischen Amte mir nützlich gewesen ist. Auch ihre Priester sind so fromm! keine jener lustigen oder stolzen Diener des Jupiters oder der Fortuna; sie gehn baarfuß, essen kein Fleisch, und sind den größten Theil der Nacht mit Andachtsübungen beschäftigt!"

„Das ist in der That ein Beispiel für unsere andern Priester! Jupiters Tempel ist der Reform sehr bedürftig," sagte Lepidus, der gerne Alles reformirt hätte, außer sich selbst.

„Man sagt, Arbaces, der Egypter, habe den Priestern der Isis einige feierliche Mysterien mitgetheilt," bemerkte Sallust; „er rühmt sich der Abstammung von dem Geschlecht des Rameses, und behauptet, in seiner Familie seien die Geheimnisse des entferntesten Alterthums aufbewahrt."

„Auf jeden Fall aber besitzt er die Gabe des bösen Auges," sagte Klodius; „jedesmal, wenn

mir diese Medusenstirn ohne das entzaubernde Zeichen begegnet, kann ich sicher sein, ein Lieblingspferd zu verlieren, oder die canes *) neun Mal hinter einander zu werfen."

„Das Letztere würde allerdings ein Wunder sein!" sagte Sallust.

„Wie meinst Du das?" erwiederte der Spieler mit trotzigem Blick.

„Ich meine, was Du mir übrig lassen würdest, wenn ich oft mit Dir spiele, und das würde — nichts sein."

Klodius antwortete nur durch ein verächtliches Lächeln.

„Wäre Arbaces nicht so reich," sagte Pansa, indem er sich ein wichtiges Ansehn gab, „so würde ich ihn meine Würde etwas fühlen lassen, und die Wahrheit des Gerüchts untersuchen, welches ihn einen Sterndeuter und Zauberer nennt. Als Agrippa Ädil zu Rom war, verbannte er alle diese gefährlichen Bürger. Aber ein reicher Mann — es ist die Pflicht eines Ädils, die Reichen zu beschützen!"

„Was denkt Ihr von jener neuen Sekte,

*) Canes oder caniculae, der niedrigste Wurf beim Würfelspiel

welche, wie man mir erzählt, selbst in Pompeji einige Anhänger zählt, von jenen Jüngern des hebräischen Gottes — Christus?" —

„Oh, das sind nur eitle Träumer," sagte Klodius; „es ist kein einziger vornehmer Mann unter ihnen; ihre Proseliten sind arme, unbedeutende, unwissende Menschen!" —

„Die jedoch für ihre Gotteslästerungen gekreuzigt zu werden verdienten," sagte Pansa mit heftigem Ton; „sie verläugnen die Venus und den Jupiter! Ein Nazarener ist gleichbedeutend mit einem Gottesläugner. Wenn ich sie nur fange!" —

Der zweite Gang war vorbei — die Gäste dehnten sich auf ihren Ruhebetten — es entstand eine Pause, während welcher sie auf die sanften Töne des Südens und der arkadischen Flöte hörten. Glaukus schien am wenigsten geneigt, das Stillschweigen zu brechen, doch Klodius glaubte, daß man die Zeit besser benutzen könne.

„Bene vobis! (Deine Gesundheit!) mein Glaukus," sagte er, indem er jedem Buchstaben in dem Namen des Griechen einen vollen Becher mit der Gemüthlichkeit eines alten Trinkers weihte." „Willst Du Dein gestriges Unglück

nicht wieder gut machen? Sieh! die Würfel lächeln uns an."

„Wie Du willst," erwiederte Glaukus.

„Würfeln im August, und in Gegenwart des Ädils!" ([3]) sagte Pansa, indem er sich in die Brust warf, „das ist gegen alle Gesetze."

„Nicht in Deiner Gegenwart, ehrwürdiger Pansa," erwiederte Klodius, indem er die Würfel in einer langen Büchse schüttelte; „Deine Gegenwart untersagt jede Übertretung des Gesetzes; doch nicht die Sache selbst verletzt, sondern nur deren Übertreibung."

„Wie weise!" flüsterte der Schatten.

„Nun, so will ich denn nach einer andern Seite sehn," sagte der Ädil.

„Jetzt noch nicht, theurer Pansa; laßt uns bis nach dem Essen warten," erwiederte Glaukus.

Klodius gab halb unwillig nach, indem er sein Mißvergnügen unter einem Gähnen verbarg.

„Er kann nicht warten, bis er das Geld verschlingt," flüsterte Lepidus dem Sallust nach einer Stelle in der Aulularia des Plautus, zu.

„Oh! wie gut kenne ich diese Polypen, die nichts los lassen, was sie einmal berührten," antwortete Sallust nach einer Stelle aus demselben Lustspiel.

Der zweite Gang aus Früchten, Pistaziennüssen, Torten und Konfekten, die zu tausend fantastischen Formen verarbeitet waren, bestehend, wurde nun aufgetragen, und die ministri oder Aufwärter stellten auch den Wein (der bisher den Gästen einzeln in Bechern gereicht worden war) in großen gläsernen Gefäßen auf den Tisch, deren jedes auf einem Zettel anzeigte, wie alt und woher der Wein sei.

„Koste einmal diesen Lesbier, mein Pansa," sagte Sallust," „er ist vortrefflich."

„Er ist nicht sehr alt," sagte Glaukus, „aber er wurde, wie wir selbst, durch das Feuer früh gezeitigt — der Wein durch die Flammen des Vulkan — wir durch die seines Weibes — der ich diesen vollen Becher darbringe."

„Er ist köstlich," sagte Pansa, „doch ist vielleicht ein klein wenig zu viel Rosinenduft in seiner Blüthe."

„Welch schöner Becher!" bemerkte Klodius, indem er ein Trinkgefäß von durchsichtigem Kristall emporhob, dessen Handgriff mit Edelsteinen besetzt, und in der Form sich durchschlingender Schlangen, einer Lieblingsdarstellung in Pompeji, gearbeitet war.

„Dieser Ring," sagte Glaukus, indem er

einen kostbaren Juwel vom Finger zog und an den Griff hing, „gibt ihm noch ein reicheres Ansehn, und macht ihn, mein Klodius, dem die Götter Gesundheit und das Glück gewähren mögen, ihn oft bis an den Rand zu füllen und zu leeren, eines Geschenks für dich weniger unwürdig.“

„Du bist zu gütig, Glaukus,“ sagte der Spieler, indem er den Becher seinem Sklaven übergab, „doch Dein Lob macht mir ihn doppelt werth.“

„Diesen Becher den Grazien,“ sagte Pansa, und er leerte ihn drei Mal. Die Gäste folgten seinem Beispiel.

„Wir haben noch keinen Direktor des Festes ernannt,“ rief Sallust.

„Wir wollen ihn durch die Würfel bestimmen,“ sagte Klodius, indem er die Büchse schüttelte.

„Nein,“ erwiederte Glaukus, „keinen kalten und finstern Direktor für uns; keinen Diktator des Festes; keinen rex convivii. Schworen die Römer nicht einst, niemals einem Könige zu gehorchen? sollen wir weniger frei sein, als Eure Vorfahren? ho! Musikanten, spielt uns das Lied, welches ich vorige Nacht gedichtet

habe, es enthält Verse über diesen Gegenstand: „die bacchische Hymne der Stunden."

Die Musik ging in eine wilde jonische Tonart über, während von jungen, lieblichen Stimmen in griechischen Worten und in griechischem Rhythmus folgendes Lied gesungen wurde:

Der Abendgesang der Horen.

Durch den Sommertag, durch den müden Tag
Schwärmten wir so lange,
Eh der Weg durch die Thore der Nacht gehn mag,
Grüßt uns mit Gesange! —
Mit Gesange, mit Gesange,
Hellem, fröhlichem Gesange! —
Wie ihn gehört auf Kreta's Matten
Die Jungfrau, durch das Zwielicht dreist,
Als sie erwacht' im Epheuschatten,
Wo Bacchus seine Gaben preist.
Aus den Wolken, trüb und schwer
Schaut manch' Sternenäuglein her.
Und überall
Mit Liebesschall
Des Meeres Wogen spielen. —
Ein Luchshaupt lehnt dem Schooß sich an,
Ihr Brautbett war auf Thymian.
Und oft durch jeden kleinen Raum
In grüner Ranken grünem Saum
Die Faunen listig spielten: —

Die Faunen, die lockren Faunen,
Die schlauen, die lachenden Faunen,
Die Faunen listig spielten.

Es hat das Schwärmen hin und her
Uns matt gemacht,
Und unsre Reise wird uns schwer,
Durch's Reich der Nacht.
O, badet, badet die müden Schwingen,
In Purpurwogen, die kühl entspringen
In Euren Kelchen aus Lichtes Quellen —
Aus Lichtes Quellen — aus Lichtes Quellen;
Denn wenn die Sonne auch unterging,
Im Becher doch bleibt sie — trink, o trink! —
Der Wein ist der Sommersonne Quell,
Vielmehr der Strom, den sie anschaut so hell,
Bis mit des thespischen Jünglings *) Blick,
Die Seele selbst sie dort läßt zurück.

Ein Glas für Zeus — für die Liebe ein neu's
Und eins für den Sohn der Maja,
Mit dreien dann ehrt, wo der Gürtel nicht wehrt,
Die muntre Schaar der Aglaja.
Doch da jedes Blatt in der Freude Kranz
Den Schwester-Horen ihr danket,
Und ohne Takt ist ihr leichter Tanz,
Bromios Gesetz auch schwanket.
Der ehrt uns, der am meisten giebt,

*) Narzissus.

Dem es zu zählen nicht beliebt,
Und der es nimmt, wie's Bacchus giebt.
Schnell ziehn wir, halten die Fittige fest,
Und stürzen uns tief in das sprudelnde Nest;
Erheben wir dann uns mit triefenden Schwingen,
Soll der Schaum an die blühenden Kränze springen.
Wir glühn, wir glühn. —
Schaut, wie die Mädchen der östlichen Wogen
Einst zu den kristallenen Hölen zogen,
Lobsingend den Mysier Hylas,
Eben so — eben so
Liegt warm der Gott in unserm Arme,
Wir ziehn mit ihm fort in lachendem Schwarme;
Wir führen ihn fort in Lust und Sang
Die wolkigten Räume der Nacht entlang —
Ho, ho! wir haben Dich, Psilas!

Die Gäste klatschten laut ihren Beifall. Wenn der Dichter zugleich der Wirth ist, so werden seine Verse gewiß gefallen.

„Durch und durch griechisch," sagte Lepidus, „ganz das Wilde, Kräftige jener Sprache; den römischen Dichtern ist es unmöglich, sie nachzuahmen."

„Allerdings ist es ein großer Kontrast," sagte Klodius, indem er seine ironische Absicht zu verbergen suchte', „gegen die alterthümliche und zahme Einfalt der horazischen Ode, die wir vor-

hin hörten. Die Melodie ist ganz jonisch; dieses Wort erinnert mich an einen Toast — Freunde, es lebe die schöne Jone!" —

„Jone — der Name ist ein griechischer," sagte Glaukus mit sanfter Stimme, „ich trinke mit Vergnügen diese Gesundheit. Aber wer ist Jone?" —

„Ach, Du bist erst vor Kurzem wieder in Pompeji angekommen, sonst verdientest Du für Deine Unwissenheit verbannt zu werden," sagte Lepidus scherzend. „Jone nicht zu kennen, heißt mit der ersten Schönheit der Stadt unbekannt sein."

„Es ist eine seltene Schönheit," bemerkte Pansa, „und welche Stimme hat sie!" —

„Sie muß sich von Nachtigallenzungen ernähren," sagte Klodius.

„Nachtigallenzungen! — ein schöner Gedanke!" seufzte der Schatten. „Sagt mir, ich bitte," sprach Glaukus.

„So wisse denn" — begann Lepidus. —

„Laßt mich sprechen," rief Klodius; „Du ziehst die Worte aus dem Munde, als wenn es Schildkröten wären."

„Und Du, als seien es Steine," murmelte

der Stutzer, indem er mit verächtlicher Miene auf sein Ruhebette zurücksank.

„Wisse denn, mein Glaukus,“ sagte Klodius, „daß Jone eine Fremde ist, die erst seit Kurzem nach Pompeji kam. Sie singt, wie Sappho, und dichtet ihre Lieder selbst, und ich weiß nicht, ob sie die Musen mehr in der Tibia, oder Cyther oder der Leier übertrifft. Ihre Schönheit ist verblendend. Ihr Haus ist vollkommen eingerichtet; so viel Geschmack — so viel Edelsteine — so herrliche Arbeiten in Bronze! Sie ist reich, und eben so freigebig, als reich.“

„Wahrscheinlich werden ihre Liebhaber,“ sagte Glaukus, „dafür sorgen, daß sie nicht verhungert; und leicht gewonnenes Geld wird eben so leicht wieder ausgegeben.“

„Ihre Liebhaber! — das ist eben das Räthsel! Jone hat nur einen Fehler — sie ist keusch. Ganz Pompeji liegt zu ihren Füßen, und sie hat keinen Geliebten: sie will sogar nicht heirathen.“

„Keinen Geliebten!“ wiederholte Glaukus.

„Nein, sie hat zwar den Gürtel der Venus, aber auch den jungfräulichen Sinn der Vesta.“ —

„Was für gewählte Ausdrücke,“ sagte der Schatten.

„Das ist ja ein Wunder!“ rief Glaukus, „kann man sie nicht sehn?“ —

„Ich will Dich diesen Abend dort einführen,“ erwiederte Klodius; „bis dahin,“ fügte er hinzu, „dürften die Würfel“ —

„Ich bin dabei!“ sagte der gefällige Glaukus. „Pansa, sehe nach einer andern Seite!“ —

Lepidus und Sallust spielten grade und ungrade, und der Schatten sah zu, während Glaukus und Klodius die Wechselfälle der Würfel versuchten.

„Beim Jupiter!“ sprach Glaukus, „schon zum zweitenmal werfe ich die caniculae (den niedrigsten Wurf).“

„Jetzt sei mir Venus günstig,“ sagte Klodius, indem er die Büchse lange schüttelte. „O, alma Venus — es ist Venus selbst!“ — indem ihm der höchste Wurf, nach dem Namen jener Göttin benannt, gelang, „die allerdings meist denen günstig ist, die Geld gewinnen.“ —

„Venus ist undankbar gegen mich,“ sprach Glaukus scherzend; „ich habe immer auf ihrem Altar geopfert.“

„Wer mit dem Klodius spielt,“ flüsterte Lepidus, „muß bald, wie der Curculio des Plautus, sein Pallium einsetzen.“

„Der arme Glaukus!“ erwiederte Sallust leise, „er ist so blind, als die Fortuna selbst.“

„Ich spiele nicht mehr,“ sagte Glaukus, „ich habe dreißig Sestertien verloren.“

„Es thut mir leid“ — begann Klodius.

„O, der treffliche Mann!“ — flüsterte der Schatten.

„Kümmere Dich nicht,“ sprach Glaukus, „der Schmerz meines Verlustes wird durch das Vergnügen überwogen, Dich gewinnen zu sehn.“

Die Unterhaltung wurde hierauf allgemeiner und lebhafter; der Wein floß reichlicher; und Jone wurde nochmals von den Gästen des Glaukus bis in den Himmel erhoben.

„Statt mit den Sternen in die Wette zu wachen,“ sagte Lepidus, „wollen wir lieber Jone besuchen, bei deren Anblick die Sterne selbst erbleichen müssen.“

Klodius, dem es schwer schien, das Würfelspiel wieder in Gang zu bringen, trat dem Vorschlage bei; und Glaukus konnte nicht verbergen, obgleich er seine Gäste höflich nöthigte, länger bei ihm zu bleiben, daß seine Neugierde durch das Lob der Jone erregt worden sei; es beschlossen endlich Alle (außer Pansa und dem Schatten), nach dem Hause der schönen Griechin

zu wandern. Es wurde noch auf die Gesundheit des Glaukus und des Titus getrunken — sie brachten ihre letzte Libation dar — stiegen die Treppe hinunter, gingen durch das erleuchtete Atrium — und indem sie ungebissen über den wilden Hund schritten, der an der Schwelle auf dem Boden dargestellt war, befanden sie sich in den noch lebhaften Straßen Pompejis, als der Mond eben aufgegangen war.

Sie kamen durch den Theil der Stadt, wo die Juwelierladen sich befanden, und in denen die Edelsteine den Glanz der vielen Lichter zurückwarfen, und gelangten endlich zu dem Hause der Jone. Die Halle war glänzend erleuchtet, an jeder Seite des Tabliniums hingen gestickte, purpurne Vorhänge, die Wände, so wie der Fußboden von Mosaik, glühten von den lebhaftesten Farben der Künstler; und unter dem Säulengang, der das duftige Viridarium umgab, fanden sie Jone, welche bereits von vielen Anbetern und Verehrern umgeben war.

„Sagtest Du nicht, sie sei eine Athenienserin?“ flüsterte Glaukus, bevor er in das Peristil trat.

„Nein, sie ist aus Neapel.“

„Neapel!“ wiederholte Glaukus, „und in

diesem Augenblick sah er, als jene, die Jone umgebende Gruppe auseinandertrat, die schöne Gestalt, und die reizenden Züge wieder, welche vor einigen Monaten einen so großen Eindruck auf ihn gemacht hatten. —

Viertes Kapitel.

Der Tempel der Isis. — Dessen Priester. — Der Charakter des Arbaces entwickelt sich.

Die Geschichte kehrt zum Egyptier zurück. Wir verließen Arbaces am Nachmittage an den Küsten des Meeres, nachdem Glaukus und dessen Gefährten ihn verlassen hatten. Als er sich dem besuchteren Theile der Bay näherte, blieb er stehn und blickte auf diese belebte Scene mit über einander geschlagenen Armen und einem bittern Lächeln auf seinem finstern Antlitz.

„Thoren, Kurzsichtige, Narren, die Ihr seid!" — murmelte er bei sich selbst, „mögt Ihr Geschäfte oder Vergnügen, Handel oder Religion betreiben, immer seid Ihr Sklaven der Leidenschaften, die Ihr beherrschen solltet! Wie könnte ich Euch verachten, wenn ich Euch nicht haßte — ja, haßte! Griechen oder Rö-

mer, gleichviel — von uns, den geheimen Schätzen der Weisheit Egyptens, habt Ihr das Feuer entwendet, welches Euch Seelen verleiht — Euer Wissen — Eure Dichtkunst — Eure Gesetze — Eure Künste — Eure barbarische Überlegenheit im Kriege (jedoch alles zahm und verstümmelt in Vergleichung zum erhabenen Original) — Ihr habt sie uns gestohlen, wie ein Sklave die Überbleibsel eines Gastmahls! Und jetzt, ihr Nachäffer eines Nachäffers — Römer vielleicht? nein, Räuber! — Ihr seid unsere Herrn! — die Pyramiden schauen nicht mehr herab auf das Geschlecht des Rameses — der Adler schwebt über der Schlange des Nil — Unsere Herrn — nein, nicht meine! Mein Geist übersieht und bezwingt Euch durch die Macht seiner Weisheit, wenn auch die Fesseln unsichtbar sind. So lange List die Gewalt zu besiegen vermag, so lange der Religion eine Höhle bleibt, aus der Orakel die Menschen täuschen können, so lange beherrschen Weise die Welt. Selbst Eure Laster benutzt Arbaces für seine Genüsse — Genüsse, die ungeweihten Augen verborgen bleiben — reiche, unerschöpfliche Genüsse, welche Euer entnervter Geist in dumpfer Sinnlichkeit weder begreifen kann, noch

sich träumen läßt! — Nur zu, nur zu, ihr Thoren der Ehrsucht und des Geizes! Euer niedriges Streben nach Faszes und Quästorstellen, und das ganze Fastnachtsspiel der Dienstbarkeit regt nur Spott und Verachtung in mir auf. Meine Macht geht so weit, als die Menschen glauben. Ich beherrsche selbst Männer, die sich in Purpur kleiden. Theben möge gefallen, Egypten nur ein Name sein; in der ganzen Welt findet Arbaces seine Unterthanen!" —

Indem er so sprach, schritt der Egyptier langsam einher; und als er in die Stadt trat, ragte seine schlanke Figur über der, auf dem Foro versammelten Menge hervor, und er wendete sich nach dem kleinen, doch anmuthigen, der Isis (4) geweihten Tempel.

Dieses Gebäude war damals erst seit Kurzem errichtet, der alte Tempel wurde vor sechzehn Jahren durch ein Erdbeben niedergeworfen, und der neue war von den veränderungssüchtigen Pompejanern so fleißig besucht, als es bei uns oft mit einer neuen Kirche oder einem neuen Prediger der Fall ist. — Die Orakel der Isis in Pompeji zeichneten sich nicht allein durch die geheimnißvolle Sprache aus, in der sie er-

theilt wurden, sondern auch durch das Zutrauen und die Bestätigung, welche seine Prophezeihungen fanden. Wurden sie auch nicht durch eine Gottheit eingegeben, so waren sie doch das Ergebniß tiefer Menschenkenntniß; sie entsprachen vollkommen den jedesmaligen persönlichen Verhältnissen, und bildeten einen entschiedenen Gegensatz zu der leeren Allgemeinheit, die in den Sprüchen anderer Gottheiten obwaltete. — Als Arbaces nun an die Schranken gelangte, welche den profanen Theil des Tempels von dem geheiligten trennten, fand er eine Menge Menschen aus allen Klassen, besonders aber vom Kaufmannsstande, vor den Altären in dem offenen Hofe in stiller Andacht und Ehrfurcht versammelt. In den Wänden der Cella, zu welcher sieben Stufen von parischem Marmor führten, standen mehrere Statuen in Nischen, und diese Wände waren mit dem der Isis geheiligten Granatapfel geziert. Auf einem Piedestal im innern Gebäude standen zwei Statuen, nämlich die der Isis und ihres Gefährten, des schweigsamen und geheimnißvollen Orus. Noch viele andere Statuen bildeten den Hofstaat der egyptischen Gottheit; der ihr verwandte und vielnamige Bacchus und die cyprische Venus,

wie sie aus dem Bade stieg, eine griechische Nachahmung ihrer selbst, und Anubis mit dem Hundekopf, der Ochse Apis und mehrere egyptische Götzenbilder von seltsamer Form und unbekannter Benennung.

Wir dürfen jedoch nicht voraus setzen, daß in den Städten Groß-Griechenlands Isis ganz mit den Zeremonien und in den Formen verehrt wurde, die ihr eigentlich gebührten. Die eingebornen, wie die vermischten Nationen des Südens verwechselten mit eben so viel Übermuth als Unwissenheit den Kultus aller Zeiten und Länder. Auch die düstern Geheimnisse des Nil wurden durch vielfache leichtsinnige Beimischungen aus den Glaubensbekenntnissen an dem Cephisus und der Tiber verunstaltet und entwürdigt. Den Tempel der Isis zu Pompeji bedienten römische und griechische Priester, die sowohl der Sprache als der Gebräuche ihrer früheren Verehrer unkundig waren, und der Abkömmling jener ehrwürdigen egyptischen Könige mußte, trotz des Scheins tiefer Ehrfurcht, den er beobachtete, oft im Geheimen über die kleinlichen Spielereien lachen, welche die feierliche zund ernste Götterverehrung jenes glühenden Klima's darstellen sollten.

In zwei Reihen standen auf den Stufen die Opferpriester, gekleidet in weiße Gewänder, und oben zwei untergeordnete Priester, von denen der eine einen Palmzweig, der andere ein kleines, mit Getreide gefülltes Gefäß in der Hand hielt. Auf dem kleinen Raume im Vordergrunde drängten sich die Verehrer der Isis.

„Und was," flüsterte Arbaces einem derselben zu (der ein mit dem Handel nach Alexandrien beschäftigter Kaufmann war, durch welchen Handel wahrscheinlich der Dienst der egyptischen Göttin zuerst in Pompeji bekannt wurde) — „Welche Ursache führt Euch zu den Altären der ehrwürdigen Isis? Nach den weißen Gewändern der Priester scheint ein Opfer gehalten werden zu sollen, und nach der bedeutenden Versammlung erwartet diese ein Orakel. Auf welche Frage sieht man der Antwort entgegen?"

„Wir sind Kaufleute," erwiederte der Gefragte (der niemand anders als Diomedes war) mit leiser Stimme, „welche das Schicksal ihrer Schiffe, die morgen nach Alexandrien absegeln, wissen möchten. Wir wollen der Göttin ein Opfer darbringen und ihre Antwort erflehen. Ich gehöre nicht zu denen, wie Du an meiner Kleidung siehst, die das Opfer veranstaltet

haben, doch ist auch mir, beim Jupiter! an der glücklichen Fahrt der Schiffe viel gelegen. Ich habe einen kleinen Handel, wie könnte ich sonst in diesen schlechten Zeiten bestehen?" —

Der Egyptier erwiederte mit Würde: „Zwar sei Isis eigentlich die Beschützerin des Ackerbaues, doch nicht weniger die des Handels." Indem Arbaces hierauf sein Haupt gegen Osten wendete, schien er sich in eifriges Gebet zu vertiefen.

Jetzt trat ein, von Kopf bis zu Fuß weiß gekleideter Priester auf die Mitte der Treppe; zwei andere Priester löseten die, welche bisher oben gestanden hatten, ab. Sie waren bis unter der Brust nackt, und der übrige Theil des Körpers in weiße, weite Gewänder gehüllt. Zugleich trug ein, am Fuße der Treppe sitzender Priester eine feierliche Melodie auf einem langen Blaseinstrument vor. Auf der Hälfte der Treppe stand noch ein Flamen, der in der einen Hand einen Votivkranz, in der andern einen weißen Stab hielt, während der stattliche Ibis (ein dem egyptischen Kultus geheiligter Vogel), den malerischen Eindruck dieser morgenländischen Zeremonie vermehrend, stumm von

der Mauer auf den Gottesdienst herabschaute, oder um den Altar einherschritt.

Vor jenem Altar stand jetzt der opfernde Flamen *).

Die Gesichtszüge des Arbaces schienen, während die Aruspices die Eingeweide untersuchten, von ihrer strengen Ruhe und Kälte nachzulassen und ganz frommer Andacht sich hinzugeben — sie nahmen einen freudigeren Ausdruck an, als die Zeichen für günstig erklärt wurden, und das Feuer hell und leuchtend den geheiligten Theil des Opfers unter Wohlgerüchen von Myrrhen und Weihrauch verzehrte. Eine todte Stille herrschte in der Versammlung, und als die Priester sich um die Cella versammelten, trat ein anderer Priester, ganz nackt bis auf einen Gürtel um den Leib, vor und erflehte, mit wilden Geberden umherspringend, eine Antwort von der Göttin. Zuletzt hörte er erschöpft auf, und man vernahm im Innern der Statue ein leises Geräusch; dreimal nickte sie mit dem Kopfe, die Lippen öffneten sich und eine hohle Stimme sprach folgende mystische Worte aus:

---

*) Man vergleiche ein Gemälde in dem Museum zu Neapel, welches ein egyptisches Opfer darstellt.

Gleich Rossen schäumen und toben die Wogen,
Schon Vieles ward in den Abgrund gezogen,
Es droht die Gefahr in der Zukunft Schooß,
Doch Eure Schiffe trifft günstiges Loos! —

Die Stimme schwieg — die versammelte Menge athmete freier — die Kaufleute waren beruhigt — „Nichts kann deutlicher sein," flüsterte Diomed; „die See wird stürmisch sein, wie es oft beim Anfange des Herbstes der Fall ist, doch unseren Schiffen wird kein Unglück widerfahren. O, gnadenreiche Isis!" —

„Gelobt sei ewig die Göttin!" sagten die Kaufleute; „was kann unverfänglicher sein, als diese Prophezeihung?" —

Der Oberpriester vollendete seine Libation auf dem Altar, nachdem er eine Hand erhoben, zum Zeichen, daß das Volk schweigen solle, denn der Kultus der Isis gebot eine, den lebhaften Pompejanern fast unmögliche Enthaltsamkeit in dem Gebrauche der Sprachorgane, und nach einem kleinen Schlußgebete war die Zeremonie beendet, und die Versammlung wurde entlassen. Der Egyptier blieb jedoch, und als der Tempel schon ziemlich leer war, näherte sich ihm einer der Priester und grüßte ihn mit großer Vertraulichkeit.

Das Äußere dieses Priesters war wenig einnehmend — sein kahler Schädel war über der Stirn so platt und schmal, daß er fast dem eines afrikanischen Wilden glich, außer gegen die Schläfe zu, wo in jenem Organ, welches die Schüler der Wissenschaft, die zwar einen modernen Namen trägt, aber den Alten praktisch sehr genau bekannt war (wie ihre Bildhauerei es beweiset), das Organ des Diebssinnes nennen, zwei ungewöhnlich starke Erhöhungen den häßlichen Kopf noch mehr entstellten; — um die Stirne bildete die Haut ein Gewebe tiefer und verwickelter Runzeln — die dunkeln und kleinen Augen rollten in gelbschmutzigen Höhlen — die kurze, doch dicke Nase war abgestumpft wie die eines Satyr's — und die aufgeworfenen, blassen Lippen, die hervorstehenden Backenknochen, die gelbliche Farbe der lederartigen Gesichtshaut trugen noch mehr dazu bei, den Anblick dieses Kopfes abschreckend und Mißtrauen erweckend zu machen. Was jedoch auch die Leidenschaften des Geistes sein mochten, der diese Ungestalt bewohnte, so schienen die körperlichen Kräfte ihnen zu entsprechen; die starken Muskeln des Halses, die breite Brust, die kräftigen Hände und Arme, die bis

über den Elnbogen entblößt waren, zeigten von einem Körper, der sowohl angestrengter Thatkraft, als leidender Ausdauer gewachsen war.

„Kalenus," sagte der Egyptier zu diesem Flamen, „Du hast, indem Du meinen Anweisungen folgtest, die Stimme der Statue sehr verbessert; und Deine Verse sind vortrefflich — prophezeihe nur immer günstige Erfolge, außer wenn deren Erfüllung durchaus unmöglich erscheint."

„Wenn auch," sagte Kalenus, „der Sturm eintrifft, und die verdammten Schiffe untergehn, haben wir es dann nicht vorher gesagt? Ist es nicht ein günstiges Loos, wenn sie zur Ruhe kommen? — Ruhe erfleht der Schiffer in der ägeischen See, wenigstens sagt Horaz so — kann der Schiffer auf der See mehr in Ruhe sein, als wenn er auf deren Grunde liegt?" —

„Richtig, mein Kalenus; ich wünschte, daß Apaecides an Deiner Weisheit sich ein Beispiel nähme. Doch ich wünsche, mit Dir über ihn und einige andere Gegenstände mich zu unterhalten; kannst Du mich in eines Eurer Sprachzimmer führen?"

„Gewiß," erwiederte der Priester, indem er den Arbaces in eine der kleineren Kammern an

dem offenen Thore führte. Hier setzten sie sich an einen, mit Früchten, Eiern, kalten Speisen und Gefäßen voll herrlichen Weines besetzten Tisch. Ein Vorhang vor dem, nach dem Hofe sich öffnenden Eingang erinnerte sie daran, leise zu sprechen, oder sich keine Geheimnisse mitzutheilen; sie wählten das Erstere.

„Du weißt," sagte der Egyptier, in einem Tone, der kaum hörbar wurde, „daß es immer mein Grundsatz war, die Jugend an mich zu ziehen. Ihr bewegliches und noch bildsames Gemüth macht es mir möglich, in ihr die geeignetsten Gehülfen mir zu erziehen. Ich forme und leite sie nach meinem Willen. Die Männer mache ich zu meinen Anhängern oder Dienern; die Mädchen —"

„Zu Geliebten," fiel Kalenus ein, und ein grinsendes Lächeln entstellte noch mehr seine häßlichen Züge.

„Ja, ich läugne es nicht, das weibliche Geschlecht ist der Hauptgegenstand meiner Neigungen und Leidenschaften. Wie ihr das Opferthier erst ernährt, so liebe ich es, den Genuß mir durch eigene Ausbildung vorzubereiten. Ich mag gerne die Jugend ausbilden und die Blüthe ihrer verborgenen Leidenschaften entknospen

sehn, um die Frucht nach meinem Geschmack zur Reife zu fördern. Mich ekeln jene ausgelernten Buhlerinnen an; ich finde den wahren Reiz der Liebe in dem sanften und unbewußten Fortschritt von der Unschuld zur Sehnsucht nach dem Genusse; auf diese Weise darf ich auch die Übersättigung nicht fürchten; und ich erhalte mir die Jugendfrische meiner eigenen Gefühle, indem ich sie an andern beobachte. Aus den jungen Herzen meiner Schlachtopfer entnehme ich den Inhalt für den Zauberkessel, aus dem ich selbst mich wieder verjünge. Doch genug davon. So wisse denn, daß ich vor einiger Zeit in Neapel die Jone und den Apaecides antraf, die Tochter und den Sohn einer atheniensischen Familie, welche sich zu Neapel niedergelassen hatten. Der Tod ihrer Eltern, welche mich kannten und hochschätzten, berief mich zu ihrem Beschützer. — Der Jüngling, gelehrig und sanft, fügte sich willig der Richtung, die ich ihm zu geben mich bestrebte. Nach den Weibern liebe ich am meisten die Erinnerungen aus dem Lande meiner Vorfahren; gerne befördere und verbreite ich in entfernten Ländern (welche vielleicht ihre Kolonieen noch bevölkern) ihren geheimnißvollen Kultus. Indem ich so

BIBLIOTHECA CIVITATIS BAMBERGENSIS

den Göttern diene, gefällt es mir vielleicht, die Menschen zu täuschen. Den Apaecides unterrichtete ich in dem heiligen Gottesdienst der Isis. Ich erklärte ihm einige jener erhabenen Allegorien, die mit demselben verknüpft sind. Ich entzündete in einem, für religiöse Erhebung besonders empfänglichen Gemüthe jene Begeisterung, die der Glaube in der Einbildungskraft aufregt. Ich habe ihn zu Euch gesellt; er ist einer der Eurigen!" —

„Er ist es," sagte Kalenus, „aber diese Aufklärungen sind ihm schädlich geworden. Es beängstigt ihn, daß er sich nicht länger getäuscht fühlt; unsere weisen Vorspiegelungen — unsere redenden Statuen und geheimen Treppen sind ihm widerwärtig; er bereuet, — er schleicht umher, spricht mit sich selbst, und weigert sich, ferner Theil an unseren Zeremonien zu nehmen. Man weiß, daß er häufig die Versammlung von Männern besucht, die in Verdacht stehn, jener neuen atheistischen Sekte anzugehören, welche alle unsere Götter verläugnet und unsere Orakel für die Eingebungen jenes bösen Geistes hält, dessen die morgenländischen Sagen erwähnen. Unsere Orakel — ach! wir wissen sehr gut, w e s s e n Eingebungen sie sind!" —

„Dieses mußte ich," sagte Arbaces nachdenkend, „schon nach den Vorwürfen besorgen, die er mir machte, als ich ihn das letztemal sah. Schon seit längerer Zeit flieht er mich — ich will ihn aufsuchen; ich muß meinen Unterricht fortsetzen; ich will ihn in das innere Heiligthum der Weisheit einführen. Ich muß ihn lehren, daß es zwei Stufen der Heiligkeit giebt — die erste: der Glaube — die zweite: die Enttäuschung; erstere für die Menge, letztere für die Auserwählten."

„Ich habe die erste Stufe überschlagen," sagte Kalenus, „und ich glaube auch Du, mein Arbaces." —

„Du irrst," erwiederte der Egyptier ernsthaft, „ich glaube noch jetzt (wenn auch nicht das, was ich lehre, doch das, was ich nicht lehre), die Natur hat eine Heiligkeit, der ich meine Anerkennung weder verweigern kann, noch will. Ich glaube an mein eigenes Wissen, und das hat mir entdeckt — doch genug davon. Kehren wir zu unsern irdischen Angelegenheiten zurück. Wenn ich meinen Plan mit Apaecides ausführte, was waren dann meine Absichten mit Jone? Du weißt bereits, daß ich sie zu meiner Königin — meiner Braut — der Isis

meines Herzens bestimmte. Erst, als ich sie gesehn, empfand ich ganz die Liebe, deren meine Natur fähig ist.“ —

„Ich höre von allen Seiten, daß sie eine zweite Helena ist,“ sagte Kalenus, und er schmatzte dabei mit den Lippen, doch ist es schwer zu entscheiden, ob dieses Schmatzen auf die Rechnung des Weins oder seiner Bemerkung zu setzen war.

„Ja, ihre Schönheit wurde selbst in Griechenland nie übertroffen,“ sagte Arbaces. — „Aber das ist noch nicht Alles; auch ihr Geist ist des meinigen würdig. Sie hat einen, für ein Weib ungewöhnlichen Genius — kühn — emporstrebend — ausdauernd. Die Poesie weilt unwillkührlich auf ihren Lippen; — man braucht nur eine Wahrheit auszusprechen, und sei sie noch so tief und versteckt, so erfaßt und beherrscht sie ihr Verstand. Dieser und ihre Einbildungskraft sind nicht in ewigem Kriege begriffen, nein, sie wirken gemeinschaftlich, wie Winde und Wellen, die der Fahrt eines Schiffes günstig sind. Damit vereinigt sie eine selbstständige Unabhängigkeit der Gedanken; sie kann allein stehn in der Welt; sie kann so muthig sein, als sie sanft ist; dieses sind die Ei-

genschaften, welche ich von jeher in dem Weibe suchte, und erst jetzt gefunden habe. Jone muß die Meinige werden! Zu ihr zieht mich doppelte Leidenschaft; ich wünsche, ihre geistige, wie ihre körperliche Schönheit zu genießen.“ —

„Also ist sie noch nicht die Deinige?“ fragte der Priester.

„Nein, sie liebt mich — doch nur wie einen Freund; sie liebt mich blos mit ihrem Geiste. Sie setzt in mir die geringfügigen Tugenden voraus, welche ich nur zu verachten die höhere Tugend habe. Doch ich muß Dir noch mehr über sie mittheilen. Der Bruder und die Schwester waren jung und reich; Jone ist stolz und ehrgeizig — stolz auf ihre geistigen Fähigkeiten — auf ihr poetisches Talent, auf die Reize ihrer Unterhaltung. Als ihr Bruder mich verließ und in Euren Tempel trat, ging sie ebenfalls nach Pompeji, um in seiner Nähe zu bleiben. Ihre Talente sind bereits hier bekannt. Sie giebt glänzende Feste; ihre Schönheit, ihre Stimme, ihre Poesie haben eine Schaar von Verehrern um sie gesammelt. Es schmeichelt ihren Ehrgeiz, wenn sie die Nachfolgerin der Erinna genannt wird.“

„Oder der Sappho?“ —

„Aber eine Sappho ohne Liebe! Ich ermuthigte sie, in dieser kühnen Laufbahn zu verharren, dem Vergnügen und der Eitelkeit zu huldigen; ich liebte es, sie durch die Zerstreuungen und den Luxus Pompeji's fortgerissen zu sehn. Ich beabsichtigte, ihr Gemüth zu entnerven — es ist aber zu rein, um bis jetzt für die Eindrücke empfänglich gewesen zu sein, von denen ich wünsche, daß sie nicht blos über den krystallenen Spiegel hinhauchen, sondern tiefe Spuren in ihm zurücklassen möchten. Ich wünschte, sie durch eitle, leere Gecken, durch Anbeter umgeben zu sehn, die sie verachten mußte, damit sie desto mehr den Mangel wahrer Liebe fühlen möge. Dann, in jenem Zustande der Erschöpfung, welcher der Aufregung folgen mußte, konnte ich meine Netze stellen — ihre Theilnahme erregen — ihre Leidenschaften wecken und leiten — um mich ihres Herzens zu bemächtigen. Denn nicht blos Jugend, Schönheit und Lebhaftigkeit vermögen Jone zu fesseln; ihrer Einbildungskraft muß man sich bemeistern, und das Leben des Arbaces war bisher ein fortwährender Triumph über die Einbildungskraft seiner Mitmenschen."

„Bist Du aber nicht besorgt wegen Deiner

Nebenbuhler? Die Verehrer des weiblichen Geschlechts in Italien sind gewandt in der Kunst, zu gefallen."

„Das fürchte ich nicht! — ihr griechisches Gemüth verachtet die barbarischen Römer, und würde sich selbst verachten, wenn es Liebe für einen Abkömmling dieses Geschlechts fühlte."

„Aber Du bist ein Egyptier, und kein Grieche!" —

„Egypten," erwiederte Arbaces, „ist die Mutter Athens. Die Schutzgöttin dieser Stadt, Minerva, ist unsere Gottheit, und der Gründer derselben, Cecrops, war ein Flüchtling aus unserm egyptischen Sais. Dieses habe ich ihr bereits mitgetheilt, und in meinem Blut verehrt sie die älteste Dynastie der Erde. Doch muß ich gestehn, daß seit Kurzem einiges Mißtrauen in mir erwacht ist. Sie ist schweigsamer, als sie zu sein pflegte; sie liebt melancholische und traurige Musik; sie seufzt ohne einen äußern Grund. Dieses kann den Mangel der Liebe — aber auch deren Entstehung andeuten. In beiden Fällen ist es Zeit, meine Plane auf ihren Geist und ihr Herz auszuführen; in dem einen Fall, um die Quelle der Liebe gegen mich zu leiten, in dem andern, um sie für

mich zu erwecken. Aus diesem Grunde habe ich Dich aufgesucht.“ —

„Und wie kann ich Dir behülflich sein?“

„Ich beabsichtige, sie zu einem Feste in meinem Hause einzuladen; ich wünsche, ihre Sinne zu verblenden, aufzuregen und zu entflammen. Unsere Künste — jene Künste, durch welche in Egypten die Novizen gebildet wurden, müssen angewendet werden; und ich will ihr unter dem Schleier der Mysterien der Religion die Geheimnisse der Liebe mittheilen.“

„Ah, jetzt verstehe ich — eines jener üppigen Feste, an welchen wir — trotz unserer Gelübde der Enthaltsamkeit, wir, die Priester der Isis, in Deinem Hause Theil genommen haben.“

„Nein, nein! Glaubst Du, daß ihre keuschen Augen für solche Scenen schon geeignet sind? — Nein — zuerst müssen wir den Bruder wieder in unsere Netze ziehen — dieses ist eine leichtere Aufgabe. Ich will Dir jetzt meinen Plan mittheilen.“

Fünftes Kapitel.

Noch einiges von dem Blumen=Mädchen. — Die Fortschritte der Liebe.

Die Sonne schien leuchtend in jenes schöne Zimmer im Hause des Glaukus, welches, wie ich bereits vorhin erwähnte, jetzt „die Stube der Leda" genannt wird. Das Licht drang durch eine Reihe kleiner Fenster im obern Theile des Gemachs, und die Thüre öffnete sich in den Garten, welcher den Bewohnern südlicher Städte dasselbe war, was uns ein Treibhaus ist. Die Größe des Gartens machte ihn zum Spazierengehen nicht geeignet, doch die verschiedenen Pflanzen und Blumen in demselben gewährten der in südlichen Ländern so beliebten Indolenz Zerstreuung und Unterhaltung. Durch ein, von der nicht entfernten See wehendes Lüftchen wurden die wohlriechenden Düfte in

jenes Zimmer geführt, dessen Wände mit den lebhaftesten Farben der schönsten Blumen wetteiferten. Außer dem Hauptgemälde, die Leda und den Tyndarus darstellend, wurde das Auge noch durch einige andere Gemälde von ausgezeichneter Schönheit entzückt. In dem einen sah man Kupido, wie er sich an die Venus schmiegte, in einem andern Ariadne, am Ufer schlafend, noch unbekannt mit der Treulosigkeit des Theseus. Die Sonnenstrahlen spielten lustig auf dem mit Mosaik ausgelegten Fußboden und an den glänzenden Wänden — und zugleich durchdrangen die Strahlen der Freude das Herz des jungen Glaukus.

„Ich sah sie also," sagte er, indem er in der kleinen Stube auf und ab ging, „ich hörte sie, ich sprach selbst wieder mit ihr — ich horchte auf die entzückenden Töne ihres Gesanges, und sie sang vom Ruhme und von Griechenland. Ich habe das Ideal meiner Träume endlich entdeckt, das ich so lange suchte, und es wurde mir, dem cyprischen Künstler gleich, gewährt, dem Werk meiner eigenen Einbildungskraft Leben einzuhauchen." —

Dieser Monolog des liebenden Glaukus würde vielleicht noch länger gedauert haben,

doch in diesem Augenblick verdunkelte ein Schatten die Schwelle der Stube, und ein junges Mädchen, fast noch ein Kind, unterbrach seine Einsamkeit. Sie war einfach in eine weiße Tunika gekleidet, die vom Nacken bis auf die Füße reichte; unter dem Arme trug sie ein Körbchen mit Blumen, und in der andern Hand hielt sie eine bronzene Wasservase. — Ihre Gesichtszüge waren für ihr Alter schon sehr ausgebildet, doch sanft und weiblich, und wenn sie auch nicht für schön gelten konnten, so wurden sie es fast durch die Schönheit ihres Ausdrucks. Es lag in ihrer Erscheinung etwas so Mildes, man konnte fast sagen, Geduldiges — ein Zug duldender Trauer, ruhiger Ergebung hatte das Lächeln, aber nicht die Anmuth von ihren Lippen verbannt; etwas Ängstliches und Vorsichtiges in ihrem Gange ließ das Unglück errathen, welches sie seit ihrer Geburt kannte; — sie war blind; — aber in den Augen sah man es ihr nicht an, ihr melancholischer und schüchterner Blick war klar und heiter.

„Man sagt mir, Glaukus sei hier," sagte sie, „darf ich eintreten?"

„Ach! meine Nydia," erwiederte der Grieche,

„bist Du es? ich wußte wohl, daß Du kommen würdest."

„Glaukus ließ sich nur selbst Gerechtigkeit widerfahren," antwortete Nydia erröthend; „denn er war immer gütig gegen das arme blinde Mädchen."

„Wer könnte es auch nicht sein?" sagte Glaukus zärtlich und in dem Tone eines liebenden Bruders.

Nydia seufzte und fragte, ohne auf seine Bemerkung etwas zu erwiedern: „Du bist erst seit Kurzem zurückgekehrt?" —

„Seit sechs Tagen bin ich wieder in Pompeji."

„Und Du befindest Dich wohl? Ach, ich brauche nicht zu fragen, denn wer, der die Erde sehen kann, die, wie man mir erzählt, so schön sein soll, kann sich schlecht befinden?"

„Ich befinde mich wohl — und Du, Nydia? — wie Du gewachsen bist! — im nächsten Jahre wirst Du wohl daran denken müssen, welche Antworten Du Deinen Geliebten zu geben hast." —

Nochmals erröthete Nydia. „Ich habe Dir einige Blumen gebracht," sagte sie, ohne auf eine Bemerkung etwas zu erwiedern, die ihr zu

mißfallen schien, und sie tastete im Zimmer umher, bis sie den Tisch fühlte, an dem Glaukus stand. Indem sie ihr Körbchen dort hin legte, sprach sie: „die Blumen sind nicht schön, aber sie sind frisch gepflückt.“

„Von der Flora selbst würden sie mir nicht lieber sein,“ sagte er freundlich; „und ich erneuere nochmals den Grazien mein Gelübde, daß ich keine anderen Kränze tragen will, so lange Deine Hände mir sie winden.“

„Und wie gedeihen die Blumen in Deinem Viridarium?“ —

„Vortrefflich, die Laren selbst müssen sie gepflegt haben.“ —

„O! das freut mich; ich kam in Deiner Abwesenheit, so oft ich konnte, um sie zu begießen.“

„Wie soll ich Dir danken, schöne Nydia?“ — sagte der Grieche. „Glaukus ließ es sich nicht träumen, daß seine Blumen eine so sorgsame Wärterin gefunden hätten.“

Die Hand des Kindes zitterte, und ihr Herz klopfte. Verlegen trat sie zurück. „Die Sonne ist heute zu heiß für die armen Blumen, und seit neun Tagen habe ich sie nicht besucht, denn ich war unwohl.“

„Krank, Nydia! doch Deine Wangen sind röther, als im vorigen Jahre.“

„Ich bin oft unpäßlich,“ sagte traurig das blinde Mädchen, „und mit jedem Jahre schmerzt es mich mehr, daß ich blind bin. Aber jetzt zu meinen Blumen!“ — Sie machte eine leichte Verbeugung mit dem Kopf, und begab sich in das Viridarium, wo sie sich mit der Wartung der Blumen beschäftigte.

„Arme Nydia,“ sprach Glaukus, indem er ihr nachsah, „Dein Loos ist hart. Du siehst nicht die Erde, — noch die Sonne — noch das Meer — noch die Sterne — vor Allem aber kannst Du Jonen nicht sehen.“

Bei diesem Gedanken erinnerte er sich wieder des vorigen Abends, wurde aber nochmals in seinen Träumereien gestört, indem Klodius eintrat. Es war merkwürdig, und ein Beweis, wie sehr ein Abend die Liebe des Atheniensers gesteigert hatte, daß, obgleich er dem Klodius das Geheimniß seines ersten Zusammentreffens mit Jonen mitgetheilt hatte, und die Wirkung, die ihr erster Anblick auf ihn machte, er jetzt eine unüberwindliche Abneigung fühlte, selbst ihres Namens zu erwähnen. Er hatte Jonen mitten unter den ausgelassensten und verderbte-

sten Stutzern Pompeji's rein und unschuldig wiedergesehn — die Achtung der Keckſten mehr durch Anmuth, als zurückstoßendes Wesen gewinnend, und selbst die Natur der Sinnlichsten, und am wenigsten für das Ideal Empfänglichen verändernd, — und so wirkte sie durch ihren geistigen Zauber entgegengesetzt, wie nach der Fabel die Circe, indem sie die Thiere in Menschen umwandelte. Diejenigen, welche ihren Geist nicht verstanden, wurden durch die Magie ihrer Schönheit dem Materiellen entrückt — die für die Reize der Poesie Gefühllosen hatten wenigstens Ohren für den Wohlklang ihrer Stimme. Glaukus fühlte fast zuerst, als er durch ihre Gegenwart Alles zu fleckenloser Reinheit erhoben sah, die Würde seiner eigenen Natur; er fühlte, daß seine Gefährten und sein Treiben der Göttin seiner Träume nicht enſprächen; er wurde begeistert durch ein Gefühl seines Muthes, indem er es wagte, nach dem Besitze Jonens zu streben. Er fühlte, daß es jetzt seine Bestimmung sei, einem höheren Berufe sich zu widmen. Er konnte nicht länger diesen Namen, der seiner feurigen Phantasie als heilig und göttlich erschien, vor unwürdigen Ohren aussprechen. Sie war nicht länger das

nur einmal gesehene und in der Erinnerung lebende schöne Mädchen — sie war bereits die Gebieterin, die Gottheit seiner Seele. Wer wurde sich dieses Gefühls nicht schon einmal bewußt? — Bei wem es nie der Fall war, der hat auch nie wahrhaft geliebt! —

Als Klodius mit erheucheltem Entzücken von der Schönheit der Jone sprach, fühlte Glaukus Mißmuth und Widerwillen, daß solche Lippen sie zu loben wagten; er antwortete einsylbig und kalt, und der Römer bildete sich ein, seine Leidenschaft sei, statt zugenommen zu haben, bereits abgestorben. Auch mißfiel dieses dem Klodius nicht, denn er wünschte, daß Glaukus eine noch reichere Erbin heirathen möge — nämlich Julia, die Tochter des Diomedes, deren Gold der Spieler leicht glaubte für sich selbst gewinnen zu können. Die Unterhaltung war nicht so lebhaft und unbefangen, als gewöhnlich, und kaum hatte Klodius ihn verlassen, als Glaukus sich auf den Weg nach dem Hause der Jone begab. An der Schwelle seiner Wohnung begegnete ihm wieder Nydia, die ihr anmuthiges Geschäft vollendet hatte. Sie erkannte ihn gleich an seinem Gange.

„Du gehst früh aus,“ sagte sie.

„Ja, der kampanische Morgen bestraft den Trägen, der ihn versäumt."

„Ach, könnte ich ihn doch auch genießen!" flüsterte das blinde Mädchen, doch nur so laut, daß Glaukus ihre Klage nicht überhören konnte.

Die Thessalierin blieb noch etwas stehn; darauf suchte sie ihren Weg mit einem langen Stab, dessen sie sich mit großer Geschicklichkeit bediente. Sie verließ bald die besuchteren Straßen, und trat in einen Theil der Stadt, der meist nur durch Trunkenbolde und entartete Menschen besucht wurde. Doch ihr Unglück schützte sie vor der Gemeinheit und dem Laster, welche sie umgaben. Zu jener Zeit waren jene Straßen einsam und stille, und ihr Ohr wurde durch die Töne nicht verletzt, welche so oft aus den dunklen Schlupfwinkeln drangen, an denen sie vorbei ging.

Sie klopfte an die Hinterthüre eines kleinen Wirthshauses; es ward geöffnet, und eine rauhe Stimme forderte Rechenschaft von ihr über die eingenommenen Sesterzien. Bevor sie noch antworten konnte, sagte eine etwas weniger gemeine Stimme:

„Kümmere Dich nicht um diese kleinen Vortheile, mein Burbo. Auf den Festen unseres

reichen Freundes wird man der Stimme des Mädchens wieder bedürfen; und er bezahlt, wie Du weißt, seine Nachtigallenzungen theuer genug."

„Oh, ich hoffe nicht — ich denke nicht," sagte Nydia zitternd, „ich will betteln vom Morgen bis zum Abend, aber schickt mich nicht wieder dorthin."

„Und weshalb nicht?" fragte dieselbe Stimme.

„Weil — weil ich jung bin, und gut erzogen, und die Mädchen, die ich dort finde, keine geeignete Gesellschaft für mich sind, die, — die —"

„Eine Sklavin im Hause des Burbo ist," erwiederte die Stimme ironisch und mit heiserem Gelächter.

Die Thessalierin setzte ihr Blumenkörbchen nieder, und weinte, indem sie sich das Gesicht mit den Händen bedeckte.

Während dieses vorfiel, trat Glaukus in das Haus der schönen Neapolitanerin. Er fand Jonen bei ihrer weiblichen Dienerschaft sitzend, die mit Arbeiten beschäftigt war. Zur Seite stand ihre Harfe, denn Jone selbst war diesen

Tag ungewöhnlich unthätig, vielleicht ungewöhnlich nachdenkend. Sie schien ihm sogar schöner in dem Morgenlicht und in ihrer einfachen Kleidung, als unter den glänzenden Lampen und mit den kostbaren Edelsteinen, wie in der vorigen Nacht, geziert; — und um so mehr, da die blasse Farbe ihrer durchsichtigen Haut bei seiner Annäherung sich in eine hohes Roth verwandelte. An die Schmeichelei gewöhnt, erstarb diese, als er Jonen anredete. Er fühlte es unter ihrer Würde, die Huldigung auszusprechen, die jeder Blick ihr darbrachte. Sie sprachen über Griechenland; dieses war ein Gegenstand, über den Jone lieber sprechen hörte, als daß sie selbst über ihn sprach; es war ein Gegenstand, über den der Grieche unerschöpflich war. Er beschrieb ihr die kühlen Haine, welche noch jetzt die Ufer des Ilissus umgeben, und die, ihrer Schätze bereits halb beraubten Tempel — doch wie schön noch in ihrem Verfall! Er sprach von der jetzt einsamen Stadt Harmodius, des Freien, und Perikles, des Prächtigen, und beleuchtete jene Zeit aus einer Höhe, in welcher alle finsteren Schatten gemildert werden. Er hatte das Land der Poesie meist nur in dem poetischen Alter früherer Jugend gesehn;

und die Erinnerungen der Vaterlandsliebe waren mit denen der ersten frischen Lebenslust verwebt. Und Jone horchte auf seine Worte, still und nachdenkend; diese Töne und diese Beschreibungen hatten mehr Werth für sie, als die feinsten Schmeicheleien ihrer zahlreichen Anbeter. War es eine Sünde, ihren Landsmann zu lieben? — sie liebte, in ihm, Athen, — die Götter ihres Stamms, das Land ihrer Träume, redeten zu ihr in seiner Stimme! Von jetzt an sahen sie sich täglich. In der Kühle des Abends machten sie Spaziergänge an die herrliche Küste. Ihre Liebe war eben so innig, als sie schnell sich entzündet hatte; sie füllte alle Ansprüche ihres Lebens aus. Das Herz — der Verstand — das Gefühl — die Einbildungskraft; jede geistige und moralische Eigenschaft wurde zum Priester und Gehülfen dieser Liebe. Wie wenn ein Hinderniß zwischen zwei Gegenständen, die sich gegenseitig anziehen, beseitigt wird — so begegneten und vereinigten sie sich, und es war ihnen unbegreiflich, daß sie so lange ungetrennt hatten leben können. Es war ganz natürlich, daß sie sich so lieben mußten. Sie glaubten, der Himmel selbst billige ihre Neigung. Jung, schön und reich — von demselben Stande und

gleichgestimmt — ihrer Vereinigung schien nichts entgegen zu stehn. Wie die Verfolgten sich in die Kirche flüchten, so hielten sie den Altar ihrer Liebe für ein Asyl vor den Sorgen der Erde; sie bedeckten ihn mit Blumen, und sie wußten nicht, welche Schlangen unter diesen verborgen lagen.

An einem Abend, dem fünften nach ihrem ersten Zusammentreffen in Pompeji, kehrten Glaukus und Jone mit einer Gesellschaft auserlesener Freunde von einer Gondelfahrt längs der Bay zurück; das Schiffchen flog leicht über die Wellen, deren durchsichtige Fläche nur durch die Ruder in Bewegung gebracht wurde. Während die übrige Gesellschaft sich munter unterhielt, lag Glaukus zu den Füßen Jonens, und er würde in ihr Antlitz geschaut haben, aber er wagte es nicht. Jone brach zuerst das Stillschweigen.

„Mein armer Bruder!“ — sagte sie seufzend, „wie würde er sich einst dieser Stunde gefreut haben.“

„Dein Bruder!“ sagte Glaukus, „ich habe ihn nicht gesehn. Nur mit Dir beschäftigt, habe ich an nichts Anderes gedacht, sonst würde ich Dich schon gefragt haben, ob es nicht Dein

Bruder war, in dessen Begleitung Du vor dem Tempel der Minerva vor Neapel Dich von mir trenntest."

„Er war es."

„Und ist er hier?" —

„Er ist" —

„In Pompeji! und nicht immer bei Dir? — unmöglich!" —

„Er hat andere Pflichten," erwiederte Jone traurig; „er ist ein Priester der Isis." —

„Noch so jung, und diese Priesterschaft ist, wenigstens nach ihren Gesetzen, so strenge!" — sagte der Grieche verwundert und mitleidig. „Was konnte ihn dazu veranlassen?" —

„Er war immer enthusiastisch in seinen religiösen Ansichten; und die Beredtsamkeit eines Egyptiers — unseres Freundes und Beschützers — erweckte in ihm das fromme Verlangen, dem geheimnißvollen Dienst der mystischen Göttin sich zu widmen. Vielleicht fand er in dem Übermaß seines Eifers die strengen Gesetze dieser Priesterschaft besonders anziehend." —

„Und er bereut nicht seine Wahl? — Ich hoffe, er ist glücklich?" —

Jone seufzte und bedeckte das Antlitz mit ihrem Schleier.

„Ich wünschte,“ sagte sie nach einer Pause, „er hätte nicht so übereilt gehandelt. Vielleicht fühlt er sich, wie Alle, die zu viel erwarten, zu bald enttäuscht!“ —

„Er ist also nicht glücklich in seinem neuen Stande — und dieser Egyptier, war er selbst ein Priester? war er dabei interessirt, neue Mitglieder für die Gesellschaft zu werben?“ —

„Nein; es geschah nur aus reiner Theilnahme für unser Schicksal; er glaubte, das Glück meines Bruders zu befördern. Wir verloren früh unsere Eltern.“

„So wie ich,“ sagte Glaukus, indem er tiefe Bedeutung in diese Worte legte.

Jone schlug, indem sie fortfuhr, die Augen nieder:

„Und Arbaces bestrebte sich, den Verlust unserer Eltern uns zu ersetzen. Du mußt ihn kennen. Er verehrt geistige Anlagen und Talente.“

„Arbaces! ich kenne ihn schon; wenigstens sprechen wir zusammen, wenn wir uns begegnen. Aber Deines Lobes ohnerachtet, verlange ich ihn nicht näher kennen zu lernen. Mein Herz fühlt sich leicht zu Vielen hingezogen, aber jener stolze Egypter, mit seinem finstern Blick

und dem kalten Lächeln, macht einen unheimlichen Eindruck auf mich. Man sollte fast glauben, daß er, ein Epimenides, der Kretenser, vierzig Jahre in einer Höhle zugebracht habe, und das Licht des Tages seitdem ihm widerwärtig geworden sei." —

„Ja, er ist, wie Epimenides, weise und milde und gut," antwortete Jone.

„O, wie glücklich ist er, daß Du ihn lobst!"
„Er bedarf keiner andern Tugenden, um mir theuer zu werden."

„Seine Ruhe, seine Kälte," sagte sie, indem sie ausweichend fortfuhr, „sind vielleicht nur die Folgen früherer Leiden, so wie es bei jenem Berge der Fall ist (und sie zeigte auf den Vesuv), der uns in der Ferne finster und ruhig erscheint, und einst das für immer erloschene Feuer nährte."

Sie blickten Beide nach dem Berge, als Jone diese Worte aussprach; an dem Himmel glänzte ein rosigtes Farbenspiel, doch über jener grauen Spitze, die sich aus den Wäldern und Weingärten erhob, welche damals die halbe Höhe erreichten, hing eine schwarze und verhängnißvolle Wolke als das einzige düstre Bild in der ganzen Landschaft. Eine plötzliche, un-

willkürliche Schwermuth bemächtigte sich ihrer, als sie dorthin blickten, und in jener Sympathie, welche die Liebe ihnen bereits gelehrt hatte, und die bei der geringsten Äußerung, dem kleinsten Vorgefühl eines Unglücks, in gegenseitiger Theilnahme sie Schutz suchen ließ, begegneten sich ihre Blicke zugleich voll unaussprechlicher Zärtlichkeit. Bedurfte es wohl der Worte, um sich zu sagen, daß sie sich liebten? —

Sechstes Kapitel.

Der Vogelsteller fängt den ihm entschlüpften Vogel wieder, und stellt seine Netze für einen neuen auf.

In der Geschichte, die ich erzähle, folgen sich die Ereignisse so schnell und gedrängt, als in einem Drama. Ich schreibe von einer Zeit, in welcher Tage hinreichten, um Früchte zu reifen, die sonst jahrelanges Wachsthum erfordern.

Arbaces hatte seit einiger Zeit das Haus der Jone seltener besucht, und war dorten niemals mit dem Glaukus zusammengetroffen, auch wußte er bis jetzt noch nichts von jener Liebe, die so schnell zwischen ihn und seine Absichten getreten war. Seine Plane mit dem Bruder der Jone hatten ihn gezwungen, für einige Zeit sich mit der Jone selbst weniger zu beschäftigen. Sein Stolz und seine Selbstsucht wurden durch den schnellen Wechsel beunruhigt und aufgeregt,

der in der Geistesstimmung des Jünglings bemerkbar war. Er fürchtete, daß er selbst einen folgsamen Schüler, und Isis einen begeisterten Anhänger verlieren könne. Apaecides suchte seinen Umgang und seinen Rath nicht mehr. Man konnte ihn selten finden; er vermied sogar den Egyptier, wenn er ihm begegnete. Arbaces war einer jener mächtigen und überlegenen Geister, die gewohnt sind, Andere zu beherrschen; er fühlte sich beschämt bei dem Gedanken, daß Einer, der früher sein eigen war, sich ihm gänzlich entziehen könne. Er schwor bei sich selbst, Apaecides solle ihm nicht entgehn.

Mit diesem Entschluß kam er durch eine dunkle Baumgruppe in der Stadt, die zwischen seinem Hause und dem der Jone lag, auf seinem Wege zu der Letztern; und dort begegnete er unvermuthet dem jungen Priester der Isis, der sich an einen Baum gelehnt hatte, und auf die Erde blickte.

„Apaecides," sagte er, und legte seine Hand vertraulich auf die Schulter des jungen Mannes.

Der Priester erschrak, und schien fliehen zu wollen. „Mein Sohn," sagte der Egyptier, „was that ich Dir, daß Du mich meiden willst?"

Apaecides schwieg, indem er auf den Boden sah, seine Lippen zitterten, und sein ganzes Wesen war aufgeregt.

„Rede mit mir, mein Freund," fuhr der Egypter fort — „Rede, Dein Geist scheint beunruhigt. Was hast Du mir zu entdecken?" —

„Dir — nichts."

„Und weshalb hast Du grade zu mir so wenig Zutrauen?"

„Weil Du Dich als meinen Feind erwiesen hast." —

„Wir wollen uns darüber aussprechen," sagte Arbaces mit leiser Stimme, und indem er den widerstrebenden Arm des Priesters faßte, zog er ihn auf eine der Bänke, die in der Nähe waren. Sie setzten sich, und die düstre Einsamkeit des Ortes schien der Stimmung jener finstern Gemüther zu entsprechen.

Apaecides war noch in seiner Jugendblüthe, doch schien er schon mehr Lebenskräfte erschöpft zu haben, als selbst der Egyptier — seine feinen und regelmäßigen Züge hatten den Ausdruck des Lebensüberdrusses angenommen — seine Augen lagen tief, und funkelten in fieberhaftem Blick — seinen Körper fingen die geistigen Kämpfe schon an zu beugen, und in den

kleinen, zarten Händen deuteten die blauen, angeschwollenen Adern Abspannung und Kraftlosigkeit an — in seinem Antlitz erkannte man eine auffallende Ähnlichkeit mit seiner Schwester, doch der Ausdruck war weit verschieden von jener majestätischen und geistigen Ruhe, welche Ionens Schönheit verklärte. Auch in ihr war die Begeisterung sichtbar, doch behauptete sie nicht das Übergewicht, und dieses machte sie nur um so anziehender, denn man wünschte jenen Geist zu erwecken, der zwar ruhte, aber offenbar nicht schlief. Dies Wesen des Apaecides zeugte von der Gluth und Leidenschaftlichkeit seines Temperaments, und der geistige Theil seiner Natur schien, nach dem wilden Feuer seiner Augen — der auffallenden Breite seiner Schläfe im Vergleich zu der Höhe der Stirne — der zitternden Beweglichkeit seiner Lippen — durch die Einbildungskraft beherrscht zu werden. Diese wagte bei der Schwester sich nur bis an das goldne Thor der Poesie, bei dem Bruder wanderte sie meist in körperlosen und unerstrebbaren Regionen; und dieselben Eigenschaften, welche ihr poetisches Talent gewährten, setzten ihn der Gefahr aus, durch das Übermaß ihrer Anwendung sie gänzlich zu verlieren.

„Du behauptest, ich sei Dein Feind gewesen,“ sagte Arbaces, „ich kenne die Ursache jener unbegründeten Beschuldigung — ich habe Dich unter die Priester der Isis eingeführt — Du fühlst Dich verletzt über ihre Täuschungen und Betrügereien — Du glaubst, daß auch ich Dich hintergangen habe — die Reinheit Deines Gemüths wurde befleckt — Du glaubst, auch ich gehöre zu jenen“ —

„Du kanntest,“ erwiederte Apaecides, „die Umtriebe jener gottlosen Heuchler, warum verbargst Du sie mir? — Als Du in mir den Wunsch erregtest, mich dem Dienste der Isis zu weihen, erzähltest Du mir von dem heiligen Leben der Männer, die alle Genüsse des Lebens sich versagten, um ganz wissenschaftlichen Bestrebungen sich hinzugeben — Du sprachst mit mir von Männern, welche allen irdischen Vergnügungen entsagten, um sich der Ausübung der erhabensten Tugenden zu widmen — Du hast mich aber unter Männer gebracht, denen die gemeinsten Laster schon zur Gewohnheit wurden — Du sprachst mit mir von Freunden, die das menschliche Geschlecht aufklären und erleuchten sollten — ich sah aber nur, wie sie dasselbe betrogen und irreführten! — Oh! Du hast schändlich

an mir gehandelt! — Du hast mir die edelsten Gefühle der Jugend, den festen Glauben an Menschenwürde, den heiligen Durst nach höheren Kenntnissen geraubt — ich entsagte, obgleich jung, reich, lebenslustig, von allen irdischen Genüssen der Erde umgeben, ihnen ohne einen Seufzer, ja sogar mich glücklich und erhoben in dem Gedanken fühlend, daß ich dafür der verborgenen Weisheit göttlicher Geheimnisse, der Gemeinschaft der Götter selbst, der Eingebungen des Himmels theilhaftig werden würde, — und jetzt — jetzt" —

Des Priesters Stimme wurde durch convulsivische Seufzer erstickt; er bedeckte das Gesicht mit seinen Händen, und große Thränen drängten sich durch seine abgezehrten Finger, und flossen reichlich auf das Gewand.

„Was ich Dir versprach, mein Freund! mein Schüler! — das will ich Dir halten; jenes waren bloß Versuchungen für Deine Jugend — Deine fernere Laufbahn wird dafür desto glänzender sein — denke nicht mehr an diese Mummereien — verwechsle nicht länger mit jenen Sklaven der Gottheit die Atrienses *) ihres in-

*) Die Sklaven, denen der Dienst im Atrium übertragen war.

nersten Heiligthums — Du bist würdig erfunden, in dasselbe einzutreten; — von nun an will ich Dein Führer sein, und Du, der jetzt meine Freundschaft verflucht, wirst sie einst segnen."

Der junge Mann erhob sein Haupt und schaute mit irrenden und zweifelhaften Blicken den Egyptier an.

„Höre mich," fuhr Arbaces mit ernster und feierlicher Stimme fort, indem er sich vorher umsah, um sich zu überzeugen, daß sie noch allein seien. „Von Egypten ging alle Weisheit der Welt aus; von Egypten kam das Wissen Athens, und die gewandte Politik Kreta's; aus Egypten entsprangen jene in dem Dunkel der Vorzeit sich verlierenden Volksstämme, welche — (lange bevor die Horden des Romulus sich über die Ebenen Italiens ergossen, und dem ewigen Kreislauf der Zeiten gemäß, die Civilisation durch Barbarei und Rohheit verdrängten) alle Vorzüge der Weisheit und der Anmuth des geistigen Lebens besaßen. Aus Egypten kamen jene erhabenen gottesdienstlichen Gebräuche in der heiligen Stadt Caere, deren Einwohner ihre Überwinder, die mächtigen Römer, Alles, was diese bis jetzt von den Geheimnissen der Reli=

gion und ihrer feierlichen Gebräuche wissen, kennen lehrten. Und wie glaubst Du, junger Mann, daß jenes Egypten, die Mutter zahlloser Nationen, zu seiner Größe und erhabenen Weisheit gelangte? — Es war das Ergebniß tiefer und heiliger Staatskunde. Die jetzigen Nationen verdanken Egypten ihre Macht — Egypten verdankte sie seinen Priestern. Diese ersten Diener der Gottheit wurden durch die erhabensten Gedanken begeistert, welche jemals Sterbliche gefaßt haben, indem sie sich auf sich selbst zurückzogen, dabei aber der Herrschaft über den edleren Theil des Menschen, seinen Geist und seinen Glauben, sich bemächtigten. Sie erfanden geheime Deutungen für die Veränderungen am Sternenhimmel, für das Maß der Zeit auf der Erde, für den sich wiederholenden Kreislauf menschlicher Ereignisse; sie machten diese Deutungen der Fassungsgabe gewöhnlicher Menschen begreiflich durch die Sinnbilder von Göttern und Göttinnen, und was eigentlich nichts als eine Staatsregierung war, das nannten sie Religion. Isis ist eine Fabel — erschrecke nicht! — Dasjenige, wofür die Isis eine sinnliche Darstellung sein soll, ist wirklich vorhanden und ein unsterbliches Wesen. — Isis ist nichts, aber die

Natur, deren Bild sie ist, war und bleibt die Mutter aller Dinge — geheimnißvoll und unbegreiflich in ihrem innersten Wesen, außer für wenige Auserwählte. „Kein Sterblicher hat jemals meinen Schleier gelüftet,“ so spricht die Isis, welche Du anbetest; aber den Weisen wurde jener Schleier gelüftet, und es war uns vergönnt, der feierlichen Erhabenheit der Natur in das Antlitz zu schauen. Die Priester waren die Wohlthäter, die Erzieher des Menschengeschlechts; aber sie waren auch, wenn Du willst, Betrüger und Heuchler. Aber glaubst Du, junger Mann, daß sie ihren Mitmenschen, ohne sie zu täuschen, hätten nützlich sein können? — Die unwissende und rohe Menge muß zu ihrem eigenen Besten gegängelt werden; an eine Wahrheit würde sie nicht glauben — aber ein Orakel verehrt sie. Der Kaiser von Rom herrscht über die verschiedenartigsten Nationen der Erde, und vereinigt die widerstrebenden Elemente zu fester Einheit; daraus entwickeln sich Frieden, Ruhe, Gesetzlichkeit, alle Segnungen des bürgerlichen Lebens. Glaubst Du, es sei der Kaiser, der Mensch, welcher regiert? — nein, die Majestät, der äußere Glanz, welche ihn umgeben, die Erhabenheit seiner Stellung,

dieses sind die Werkzeuge seines Betruges und seiner Täuschungen; unsere Orakel und höhern Eingebungen, unsere Gebräuche und Zeremonien, sind die Mittel unserer Herrschaft und die Hebel unserer Macht. Es sind dieselben Mittel für denselben Zweck, für die Wohlfahrt und die Ruhe der Menschen — Du horchst mir aufmerksam und erstaunt zu — das Licht beginnt, Dir zu tagen!" —

Apaecides schwieg, aber der schnelle Wechsel seiner lebendigen Züge verrieth den Eindruck, den die Worte des Egyptiers auf ihn machten — Worte, die durch die Stimme und das überlegene Wesen jenes Mannes nur noch eindringlicher wurden.

„Indem," fuhr Arbaces fort, „unsere Vorfahren am Nil auf diese Weise die erste Vereinigung der Elemente in das Leben riefen, durch welche das Chaos zerstört wurde, nämlich des Gehorsams und der Ehrfurcht Aller gegen Einige, gewährten ihnen ihre höheren Betrachtungen und Untersuchungen jene Weisheit, welche keine Täuschung war; — sie bildeten den Verein der Menschen zu fester Ordnung, und gaben ihnen Gesetze, sie lehrten sie Künste und Wissenschaften, die sie vervollkommnen. Sie for=

derten den Glauben, dagegen verbreiteten sie die Vortheile der Civilisation. Waren nicht die Täuschungen selbst, welche man ihnen zum Vorwurf machen konnte, eine Tugend? — Glaube mir, welches auch der göttliche Geist sein möge, der von jener fernen Sternenwelt auf unsere Erde hinabschaut — er wird jener Weisheit seinen Beifall nicht versagen, die solche Zwecke erreicht hat. Doch Du wünschest, daß ich diese allgemeineren Bemerkungen auch auf Dich persönlich anwende; ich beeile mich, Deinem Wunsche zu genügen. Die Altäre der Göttin unseres alten Glaubens müssen Priester haben, und zwar willen- und geistlose Werkzeuge, wie Haken und Pflöcke, an denen man die Netze und die Kleider aufhängt. Erinnere Dich zweier Aussprüche von Sextus, dem Pythagoräer, die der Weisheit Egyptens entlehnt sind. Der erste ist: „Spreche nicht von Gott mit der Menge;" der zweite: „Der Mensch, der Gottes würdig ist, ist ein Gott unter den Menschen." So wie geistige Überlegenheit die Priester Egyptens durch die Religion herrschen lehrte, so kann diese Herrschaft, welche in den letzten Zeiten so sehr in Verfall gerathen ist, auch nur durch geistige Überlegenheit wieder hergestellt werden. Ich

glaubte in Dir, o Apaecides, einen meiner Lehren würdigen Schüler zu finden; ein der großen Zwecke würdiges Werkzeug, die noch zu erreichen sind: Deine Thatkraft, Deine Talente, Dein fester Glauben, Deine ernste Begeisterung, Alles machte Dich für jenen Beruf geeignet, der so erhabene und ausdauernde Eigenschaften gebieterisch erheischt; ich unterstützte daher Deine geheimen Wünsche; ich trieb Dich zu dem Schritte an, den Du gethan hast. Doch Du tadelst mich, daß ich auf die geistige Nichtigkeit Deiner Gefährten Dich nicht aufmerksam machte. Hätte ich dazu mich entschlossen, mein Apaecides, so würde ich meinen Zweck selbst vereitelt haben; Deine edlere Natur hätte widerstrebt, und Isis ihren Priester verloren."

Apaecides seufzte laut; der Egyptier fuhr fort, ohne auf diese Unterbrechung zu achten.

„Ich führte Dich daher, ohne weitere Vorbereitung, in den Tempel ein; ich überließ Deiner eigenen Beobachtungsgabe die Entdeckung aller jener Vorspiegelungen, welche die Menge täuschen. Ich wünschte, Du selbst möchtest die Vorrichtungen auffinden, durch welche jener Springbrunnen in Bewegung gesetzt wird, dessen Strahl die Erde erfrischt und unsere Aus-

saat gedeihen läßt. Diesem Schicksal waren von jeher unsere Priester unterworfen. Diejenigen, welche die Täuschungen nicht durchblickten, blieben mechanische Werkzeuge derselben — denen, wie Du, deren höhere Naturen weiter vordringen, eröffnet die Religion göttlichere Geheimnisse. Es freut mich, in Dir gefunden zu haben, was ich voraussetzte. Du hast Deine Gelübde abgelegt; Du kannst nicht zurück. Schreite vorwärts — ich will Dein Führer sein."

„Und was willst Du mich lehren, o sonderbarer und schrecklicher Mann? — Neue Täuschungen — neue —"

„Nein; ich habe Dich in den Abgrund des Unglaubens geworfen; ich will Dich jetzt zu der Höhe des Glaubens erheben. Du hast die falschen Zeichen gesehn; jetzt sollst Du ihre wahre Deutung kennen lernen. Es gibt keinen Schatten, Apaecides, ohne seinen Körper. Komm diesen Abend zu mir — Deine Hand darauf!" —

Aufgeregt und übertäubt durch die Worte des Egyptiers, gab ihm Apaecides seine Hand, und Lehrer und Schüler trennten sich.

Apaecides konnte allerdings nicht mehr zurück. Er hatte das Gelübde der Keuschheit

abgelegt; er selbst hatte einen Beruf gewählt, der ihm jetzt alle strengen Anforderungen des Fanatismus zeigte, ohne die Tröstungen des Glaubens. Der Wunsch war natürlich, sich selbst einer unwiderrufbaren Laufbahn zu versöhnen. Der gewaltige und unerforschliche Geist des Egyptiers maaßte sich noch immer die Herrschaft über seine unerfahrene Einbildungskraft an, ließ ihn noch verborgene Geheimnisse ahnen, und erhielt ihn schwebend zwischen Furcht und Hoffnung.

Arbaces setzte unterdessen seinen Weg nach dem Hause der Ione fort. Als er in das Tablinium trat, hörte er eine Stimme von dem Säulengang des Peristils her, die, so wohlklingend sie auch war, doch seinem Ohr widerwärtig klang; es war die Stimme des jungen und schönen Glaukus, und zum erstenmal durchzuckte die Brust des Egyptiers eine unwillkührliche Regung der Eifersucht. In das Peristil eintretend, sah er Glaukus neben der Ione sitzen. Der Springbrunnen in dem duftigen Garten erhob seinen silbernen Strahl in die Luft, und gewährte Kühlung vor der brennenden Sonnenhitze. Die Dienerinnen, welche der Ione fast immer Gesellschaft leisteten, die trotz

der Unabhängigkeit ihres Lebens, immer den zartesten Anstand beobachtete, saßen in einiger Entfernung; zu den Füßen des Glaukus lag die Leier, auf der er der Jone eine lesbische Melodie vorgetragen hatte. Die Scene und die Gruppe, welche sich dem Arbaces darbot, trug den Stempel jener verfeinerten, ideellen Poesie, die wir nicht ohne Grund als einen ausschließlichen Vorzug der Alten anerkennen — die marmornen Säulen, die Blumenvasen — die Statuen, welche überall die Gesichtspunkte, weiß und ruhig, schlossen, und endlich vor Allem, die beiden lebenden Formen, die den Bildhauer zur Begeisterung anregen, aber auch zur Verzweiflung bringen konnten!

Arbaces stand einen Augenblick stille und betrachtete das Paar mit einem Blick, den gänzlich der gewohnte ruhige Ausdruck verlassen hatte; er sammelte sich jedoch bald wieder, und näherte sich ihnen langsam, aber mit so leisem Schritt, daß selbst die Dienerinnen ihn nicht hörten, vielweniger Jone und ihr Geliebter.

„Und doch," sagte Glaukus, „bildeten wir uns blos ein, bevor wir wirklich liebten, daß unsere Dichter diese Leidenschaft richtig und wahr geschildert haben — in dem Augenblick, da sich

die Sonne erhebt, erblassen alle jene Sterne, die wir früher gesehen hatten. Die Dichter glänzen nur in der Nacht unseres Herzens; ihre Wirkung wird nichtig, sobald der Gott in seiner ganzen Glorie erscheint."

„Ein schönes und vortreffliches Gleichniß, edler Glaukus!" —

Beide erschraken, als sie hinter dem Sitz der Jone das kalte und sarkastische Antlitz des Egyptiers bemerkten.

„Du bist ein unvermutheter Gast," sagte Glaukus, indem er aufstand, mit erzwungenem Lächeln.

„So müssen Alle Gäste erscheinen, die wissen, daß sie willkommen sind," erwiederte Arbaces, indem er sich setzte, und den Glaukus einlud, seinem Beispiele zu folgen.

„Es freut mich," sagte Jone, Euch endlich zusammen zu sehn; „denn Ihr seid für einander geschaffen, und müßt Freunde werden."

„Gieb mir funfzehn Jahre meines Lebens zurück," erwiederte der Egyptier, „bevor Du mich mit Glaukus zu vergleichen gedenkest. Seine Freundschaft würde mich glücklich machen, aber wie kann ich sie erwiedern? Kann ich ihn von denselben Lebensgenüssen unterhalten, wie er

mich? — von Festen und Blumenkränzen — von parthischen Rossen und den Wechselfällen des Würfelspiels? — Dieses Treiben sagt seinem Alter, seiner Natur, seinem Stande zu; sie müssen mir gleichgültig sein."

Indem er dieses sagte, schaute der listige Egyptier nieder und seufzte; doch warf er einen verstohlenen Blick auf Jone, um zu sehn, wie diese die Angabe der gewohnten Beschäftigungen des Glaukus aufnehmen würde. Die Art und Weise, wie dieses geschah, befriedigte ihn nicht. Glaukus erröthete leicht, und suchte möglichst unbefangen zu erwiedern. Auch mochte er die Absicht hegen, den Egyptier verlegen zu machen und zu demüthigen.

„Du hast Recht, weiser Arbaces," sagte er, „wir können uns gegenseitig achten, doch wir können nicht Freunde sein. Meinen Festen fehlt die geheime Würze, welche, dem Gerücht zufolge, den Deinigen so vielen Reiz gewährt. Und wenn ich, beim Herkules! Dein Alter erreicht habe, wenn ich, wie Du, es für weise halten werde, den Vergnügungen des Mannesalters mich hinzugeben; dann werde auch ich, ohne Zweifel, wie Du, das frohe Treiben der Jugend lächerlich zu machen suchen."

Der Egyptier warf einen scharfen und durchdringenden Blick auf den Glaukus.

„Ich verstehe Dich nicht,“ sagte er kalt, „aber man ist es schon gewohnt, in dem Unverständlichen einen verborgenen Witz zu suchen.“

Bei diesen Worten wendete er sich, mit einem kaum bemerkbaren Lächeln, von Glaukus ab, und sagte, indem er die Jone anredete: „Ich war nicht so glücklich, schöne Jone, die letztenmale, da ich Dich besuchen wollte, Dich zu Hause zu treffen.“

„Die angenehme Seeluft hat mich einigemal an das Gestade gelockt,“ erwiederte Jone etwas verlegen.

Diese Befangenheit entging dem Arbaces nicht, doch dieselbe scheinbar nicht beachtend, antwortete er lächelnd: „Der alte Dichter *) sagt, wie Du weißt: Die Frauen sollen zu Hause bleiben und sich dort beschäftigen.“

„Dieser Dichter war ein Zyniker,“ sagte Glaukus, „und haßte die Frauen. — Er sprach nach den Sitten seines Landes, und dieses Land ist Euer gerühmtes Griechenland. Andere Zeiten, andere Sitten. Hätten unsere Voraltern

*) Euripides.

Jonen gekannt, so würden sie andere Gesetze gemacht haben."

„Lerntest Du diese schönen Galanterien zu Rom?" sagte Arbaces, indem er seine innere Aufregung kaum zu verbergen vermochte.

„Um galant zu werden, wird sicher Niemand nach Egypten gehn," erwiederte Glaukus, indem er nachlässig mit seiner goldenen Kette spielte.

„Arbaces," sagte Jone, indem sie sich bestrebte, eine Unterredung zu unterbrechen, die, wie sie mit Bedauern sah, so wenig geeignet war, das gute Vernehmen zwischen Glaukus und ihrem Freunde zu befestigen, „Arbaces muß nicht so strenge gegen seine arme Pflegetochter sein. Als eine Waise ohne mütterliche Aufsicht, mag ich für die unabhängige, fast männliche Freiheit der Lebensart, die ich gewählt habe, wohl Tadel verschulden, aber meine Unabhängigkeit ist nicht größer, als die, deren die römischen Frauen gewohnt sind — sie ist nicht größer, als die der griechischen Frauen sein soll. Muß man denn glauben, daß blos bei den Männern die Vereinigung der Tugend und der Freiheit möglich ist? Weshalb soll die Sklaverei, die Euch schrecklich ist, als das ein-

zige Mittel betrachtet werden, unsere Reinheit zu schützen? Ach, glaubt mir, es war stets der große Irrthum der Männer, und ein Irrthum, der für ihr Schicksal die traurigsten Folgen gehabt hat, sich einzubilden, die Natur der Weiber sei (ich will nicht sagen, untergeordnet, das mag sein, aber) so verschieden von der ihrigen, daß sie ungünstige Gesetze für die geistige Entwickelung des weiblichen Geschlechts nothwendig hielten. Machten sie nicht, indem sie dieses thaten, Gesetze gegen ihre Kinder, welche die Frauen erziehen — gegen die Ehemänner, deren Freundinnen, ja deren Rathgeberinnen oft die Frauen sein müssen?" — Jone hielt plötzlich inne, und die reizendste Röthe überzog ihr Antlitz. Sie besorgte, ihr Enthusiasmus werde sie zu weit führen; doch fürchtete sie weniger den strengen Arbaces, als den freundlichen Glaukus, denn sie liebte den Letztern; und es war nicht gebräuchlich bei den Griechen, ihren Frauen (wenigstens denen, die sie am meisten ehrten) jene Freiheit und Selbstständigkeit zu gewähren, deren sie in Italien sich erfreuten. Sie fühlte daher einen Schauer des Entzückens, als Glaukus ernst erwiederte:

„Mögest Du immer so denken, Jone! möge

immer Dein reines Herz Dir ein sicherer Führer sein! — Glücklich wäre es für Griechenland gewesen, wenn es würdigen Frauen dieselbe geistige Ausbildung gewährt hätte, durch die einige unwürdige Mitglieder Deines Geschlechts so berühmt wurden. Noch ging kein Staat durch Freiheit, durch Kenntnisse unter, während Dein Geschlecht nur die Freien bewundern darf, und die Weisen durch deren Anerkennung zu höherem Streben ermuntert.“

Arbaces schwieg, denn es lag weder in seinem Plan, den Ansichten des Glaukus beizupflichten, noch denen der Jone zu widersprechen, und nach einer kurzen und etwas verlegenen Unterhaltung entfernte sich Glaukus.

Arbaces setzte sich jetzt näher zu der schönen Neapolitanerin, und sagte mit jenen milden und einschmeichelnden Tönen, in denen er die Verschlagenheit und den Stolz seines Charakters so wohl zu verbergen wußte:

„Glaube nicht, meine süße Pflegetochter, wenn ich Dich so nennen darf, daß ich jene Unabhängigkeit zu erschüttern beabsichtige, die, wenn, wie Du richtig bemerkst, auch nicht größer ist, als jene, deren die römischen Frauen sich erfreuen, doch mit großer Vorsicht bei einer

Unverheiratheten verknüpft sein muß. Fahre fort, die glänzende, muntre Jugend, selbst die Weisen, um Dich zu versammeln — fahre fort, sie durch die Unterhaltung einer Aspasia, durch die Musik einer Erinna zu entzücken — berücksichtige aber wenigstens die lästernden Zungen, die so leicht den zarten Ruf eines Mädchens beflecken, und während Du die allgemeine Bewunderung in Anspruch nimmst, so gieb wenigstens, ich bitte Dich, dem Neide nicht Gelegenheit, über Dich zu triumphiren."

„Was meinst Du," sagte Jone mit zitternder und beunruhigter Stimme, „ich weiß, Du bist mein Freund, und wünschest nur mein Glück und meine Wohlfahrt. Erkläre Dich, ich bitte, deutlicher." —

„Dein Freund — ach, und wie aufrichtig! Darf ich denn als Freund, unumwunden und ohne Rückhalt sprechen?"

„Ich bitte darum."

„Wie wurdest Du mit diesem jungen Wüstling, dem Glaukus, bekannt? Hast Du ihn schon oft gesehn?" — und als Arbaces dieses sprach, heftete er fest seinen Blick auf Jonen, als wollte er ihre innersten Gedanken erforschen.

Mit einer Ängstlichkeit, deren Ursache ihr

unbewußt war, vor jenem Blicke zurückschaudernd, erwiederte die Griechin verwirrt und zaudernd:

„Er wurde in mein Haus als ein Landsmann meines Vaters, und, wie ich sagen darf, als der meinige, eingeführt. Ich kenne ihn nur ungefähr seit dieser Woche. Aber weshalb jene Fragen?" —

„Vergieb," sagte Arbaces, „ich glaubte, Du kenntest ihn schon seit längerer Zeit. Der elende Verläumder!" —

„Wie! was meinst Du? Woher dieser Vorwurf?"

„Sprechen wir nicht weiter davon; ich will Deinen Unwillen gegen einen Menschen nicht erregen, der keinen Ruf zu untergraben vermag."

„Ich flehe Dich an; rede! — Was hat Glaukus geäußert, oder vielmehr, wie sollte er mich beleidigt haben?" —

Indem Arbaces bei der letzten Frage Jonens seine Aufwallung zu unterdrücken suchte, fuhr er fort: „Du kennst sein Treiben, seine Genossen, seine Sitten; die Comessatio und die Alea (Gastmähler und Spiel) bilden seine Beschäftigungen; — und wie kann er unter den Genossen seiner Laster an die Tugend denken?" —

„Du redest noch immer in Räthseln. Ich bitte Dich, bei den Göttern! spreche das Schlimmste aus.“

„Nun denn, es muß sein; — so wisse meine Jone, daß Glaukus erst gestern öffentlich — ja, in den öffentlichen Bädern, Deiner Liebe zu ihm sich rühmte. Er sagte, dieses Abentheuer wolle er verfolgen, denn es belustige ihn. Doch, ich will ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: er lobte Deine Schönheit. Wer wird sie läugnen? Aber er lachte verächtlich, als sein Klodius, oder sein Lepidus ihn fragte, ob seine Liebe heftig genug sei, um Dich heirathen zu können, und wenn er seine Thürpfosten mit Blumen zu bekränzen beabsichtige?“

„Unmöglich! wie erfuhrst Du diese niedrige Verläumdung?“

„Nicht doch — soll ich Dir alle spöttischen Bemerkungen der unverschämten Wüstlinge wiederholen, mit denen diese Geschichte in der Stadt erzählt wurde? Sei versichert, daß ich sie selbst zuerst nicht glauben konnte, daß ich jedoch durch mehrere Ohrenzeugen die Wahrheit dessen, was ich Dir so eben mittheilte, leider bestätigt gefunden habe.“

Jone sank zurück, und ihr Antlitz wurde

weißer, als der Pfeiler, gegen den sie sich stützte.

„Ich gestehe, es verletzte, es empörte mich, Deinen Namen so leichtsinnig von Lippe zu Lippe fliegen zu hören, wie den Ruf einer leichtsinnigen Tänzerin. Ich beeilte mich, diesen Morgen Dich aufzusuchen und zu warnen. Ich fand den Glaukus hier. Meine Selbstbeherrschung verließ mich. Ich konnte meine Gefühle nicht verbergen; ja ich war sogar unhöflich in Deiner Gegenwart. Kannst Du Deinem Freunde vergeben, Jone?" —

Jone legte ihre Hand in die seinige, aber sie schwieg.

„Denke nicht mehr daran," sagte er, „aber laß es Dir eine warnende Stimme sein, die Dich lehrt, wie viele Vorsicht Deine Lage erfordert. Ich kann Dir keinen Augenblick zürnen, Jone; denn für einen so unwürdigen Menschen konnte Jone nie eine ernsthafte Neigung fühlen. Beleidigungen dieser Art verwunden nur, wenn sie von Jemand ausgehn, den wir lieben; ein ganz Anderer muß Der sein, den die höher strebende Jone ihrer Liebe würdig hält."

„Liebe!" murmelte Jone mit einem krampfhaften Lächeln. „Nun wahrhaftig!" —

Es ist nicht unintereſſant, zu beobachten, wie in jenen entfernten Zeiten, und bei einem geſelligen Syſtem, das ſo ſehr von dem unſrigen verſchieden iſt — dieſelben unbedeutenden Urſachen, die ſo häufig heutigen Tages den Lauf des gewöhnlichen Lebens hemmen und unterbrechen — dieſelbe erfinderiſche Eiferſucht, dieſelbe liſtige Verläumdung, dieſelben ſchlauerſonnenen und verbreiteten Klatſchereien, welche jetzt ſo oft hinreichen, die Bande der treueſten Liebe aufzulöſen, und der Entwickelung der günſtigſten Verhältniſſe entgegen zu treten — wirkſam ſind. — Die Fabel erzählt uns von dem kleinen Fiſch, der, wenn das Schiff über die ruhigſten Wogen ſegelt, ſich an den Kiel anklammert, und den Lauf des Fahrzeuges zu hemmen vermag — eben ſo geht es auch mit den Leidenſchaften der Menſchen — und wir würden das Leben keineswegs richtig darſtellen, wenn, ſelbſt in den Zeiten, die uns den meiſten romantiſchen Stoff liefern, wir nicht auch den Mechanismus jener kleinlichen Umtriebe des häuslichen Lebens beſchrieben, die wir täglich in unſern Stuben und an unſerem eigenen Herde in Thätigkeit geſetzt ſehen. In dieſen geringfügigern Intriguen des Lebens fühlen wir

uns am meisten heimisch in der Vergangenheit; — wer sie vernachlässigt, der ist blos ein romantischer Schriftsteller, er erregt jedoch die Theilnahme des Herzens nicht, weil er es nicht schildert.

Der Egyptier hatte mit großer Schlauheit die Schwächen der Jone aufgeregt, — mit großer Gewandtheit traf sein vergifteter Dolch ihre weibliche Eitelkeit. Er glaubte, unterdrückt zu haben, was, wie er nach ihrer so kurzen Bekanntschaft mit Glaukus voraussetzte, nur noch eine entstehende Neigung war, und indem er den Gegenstand der Unterhaltung veränderte, leitete er diese auf ihren Bruder. Das Gespräch wurde jedoch bald abgebrochen. Er verließ sie mit dem Vorsatze, sie von jetzt an besser zu beobachten, und jeden Tag zu besuchen.

Kaum hatte er sich entfernt, als der weibliche Stolz — die Schutzwaffe ihres Geschlechts, das Schlachtopfer, welches Arbaces sich ausersehn hatte, verließ, und die gedemüthigte Jone brach in einen Strom von Thränen aus.

Siebentes Kapitel.

Das muntre Leben der reichen Müßiggänger in Pompeji. — Ein Bild der römischen Bäder im Kleinen.

Als Glaukus Jonen verließ, kam es ihm vor, als schwebe er in höheren Regionen. In der Zusammenkunft, durch die er eben beglückt worden, hatte er zum erstenmale die Überzeugung gewonnen, daß seine Liebe ihr werth sei, und auf Gegenliebe hoffen dürfe. Diese Hoffnung erfüllte ihn mit einem Entzücken, für dessen Ausbruch der Himmel und die Erde ihm zu enge zu sein schienen. Nicht wissend, welchen gefährlichen Feind er zurückgelassen habe, und nicht allein dessen drohenden Andeutungen, nein, dessen Dasein selbst vergessend, schritt Glaukus durch die lebhaften Straßen, indem er sich selbst in dem Übermaaße seiner Freude, die sanfte Melodie des Liedes wiederholte, das Jone mit

so vieler Theilnahme angehört hatte, und jetzt trat er in die Straße der Fortuna, — mit dem bequemen, erhöhten Gange an den Seiten für Fußgänger, mit den von außen bemalten Häusern, und den glänzenden Freskogemälden im Innern, deren Ansicht die geöffneten Thüren gestatteten. Die beiden Enden der Straße waren mit Triumphbogen geziert; und als Glaukus nun an den Tempel der Fortuna kam, so gewährte der hervorstehende Säulengang jenes schönen Gebäudes, welches durch ein Mitglied der Familie des Cicero, vielleicht durch jenen berühmten Redner selbst, erbaut worden sein soll, einer Umgebung ein würdiges und feierliches Ansehn, deren Charakter sonst mehr glänzend, als erhaben gewesen sein würde. Dieser Tempel war eines der anmuthigsten Werke römischer Baukunst. Er stand auf einem etwas erhöhten Fundament, und zwischen zwei auf eine Plattform führenden Treppen stand der Altar der Göttin. Von der Plattform führte eine andere breite Treppe zu dem Portiko, von dessen gereiften Säulen oben die schönsten Blumengewinde herab hingen. An den Seiten des Tempels standen Statuen von griechischen Meistern, und unweit desselben erhob sich der

Triumphbogen nebst der Statue des Kaligula zu Pferde, mit bronzenen Trophåen zu beiden Seiten. Vor dem Tempel drångte sich das muntere Volk — einige saßen auf Bånken, und unterhielten sich über Staatsangelegenheiten, andere über das bevorstehende Schauspiel im Amphitheater. Einige junge Männer lobten eine junge Schönheit, andere urtheilten über das neueste Lustspiel; eine dritte Gruppe bestand aus älteren Männern, die über die Wechselfälle des Handels mit Alexandria speculirten, und unter diesen befanden sich viele Kaufleute in morgenländischer Tracht, deren eigenthümliche und weite Gewänder, farbige und mit Edelsteinen besetzte Pantoffeln, und ernste und würdige Gesichter einen auffallenden Gegensatz zu den Tuniken und lebhaften Geberden der Italiener bildeten. Denn jenes unruhige und lebenslustige Volk hatte, wie jetzt, eine, von der mündlichen Rede verschiedene Sprache, nämlich durch unbeschreiblich lebendige und ausdrucksvolle Zeichen und Bewegungen. Ihre Nachkommen bedienen sich ihrer noch jetzt, und Jorio hat ein sehr unterhaltendes Werk über jene Art hieroglyphischer Gestikulation geschrieben.

Indem Glaukus durch die Menge drang,

befand er sich bald unter einer Gruppe seiner Freunde.

„Ach," sagte Sallust, „seit einem Lustrum sah ich Dich nicht."

„Und wie hast Du dieses Lustrum zugebracht? Welche neue Gerichte hast Du erfunden?" —

„Ich habe mich mit wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt," erwiederte Sallust, „und einige Versuche über die Fütterung der Lampreten gemacht; ich gestehe, daß ich verzweifle, hierin zu der Vollkommenheit zu gelangen, die unsere römischen Vorfahren erreicht hatten."

„Unglücklicher junger Mann! und weshalb?" —

„Weil," antwortete Sallust mit einem Seufzer, „es nicht mehr gesetzlich erlaubt ist, den Lampreten einen Sklaven vorzuwerfen. Ich gerathe oft in Versuchung, einen sehr fetten Kellner, den ich besitze, in den Fischbehälter zu stopfen. Das wäre eine herrliche Mast für die Thierchen! — Doch die Sklaven sind heut zu Tage entartet, und opfern sich für das Wohl ihrer Herrn nicht mehr — sonst würde sich Davus selbst zu diesem Liebesdienst anbieten, um mir nützlich zu sein!" —

„Was giebt es Neues aus Rom?" — sagte Lepidus, als er sich der Gruppe anschloß.

„Der Kaiser hat den Senatoren ein prächtiges Abendessen gegeben," antwortete Sallust.

„Es ist ein guter Mensch," sagte Lepidus; „man sagt, Niemand gehe von ihm, ohne daß sein Anliegen bewilligt werde." —

„Vielleicht gestattet er mir auch, einen Sklaven für meinen Fischbehälter zu tödten," fiel Sallust lebhaft ein.

„Wohl möglich," sagte Glaukus, „denn wer einem Römer eine Bitte gewährt, muß es immer auf Unkosten eines andern thun. Sei versichert, daß Titus mit jedem Lächeln auch hundert weinende Augen macht." —

„Lange lebe Titus!" schrie Pansa, da er des Kaisers Namen hörte, als er gebieterisch durch die Menge drang; „er hat meinem Bruder eine Quästorstelle versprochen, weil er sein Vermögen durchgebracht hatte."

„Und sich jetzt durch das Volk wieder zu bereichern wünscht, mein Pansa," sagte Glaukus.

„So ist es!" erwiederte Pansa.

„Das heißt doch, aus dem Volke Nutzen ziehen," bemerkte Glaukus.

„Gewiß," erwiederte Pansa. — „Aber ich muß gehn und das Aerarium untersuchen — es ist in schlechten Umständen," — und der Aedil begab sich, den Geschäftigen spielend, hinweg, indem ihm ein langer Zug von Klienten folgte, die sich durch die Toga, welche sie trugen, von der übrigen Menge unterschieden (denn die Toga, einst das Zeichen des freien Bürgers, war damals das Zeichen der Abhängigkeit von einem Patron).

„Armer Pansa!" sagte Lepidus, „er hat niemals Zeit, seinem Vergnügen nachzugehn. Ich danke dem Himmel, daß ich kein Aedil bin!" —

„Ach, Glaukus, care caput, wie geht es Dir? munter, wie immer?" — sagte Klodius, indem er sich der Gruppe anschloß.

„Willst Du der Fortuna opfern?" — fragte Sallust.

„Ich opfere ihr in jeder Nacht," erwiederte der Spieler.

„Daran zweifle ich nicht. Niemand hat schon mehr Schlachtopfer dargebracht." —

„Beim Herkules!" sprach Glaukus, „das sind beißende Redensarten!"

„Du hast die Warnung vor dem Hunde im-

mer im Munde, Sallust," sagte Klodius erbittert, „Du mußt immer bellen."

„Ich mag wohl die Warnung vor dem Hunde im Munde haben, weil, wenn ich mit Dir würfle, ich immer die canes werfe," erwiederte Sallust.

„Pst!" sagte Glaukus, indem er eine Rose von einem in der Nähe stehenden Blumen-Mädchen nahm.

„Die Rose ist das Zeichen des Stillschweigens," bemerkte Sallust, „doch wünsche ich, sie blos bei Tische zu sehn. — Hierbei fällt mir ein," fuhr er fort, „daß Diomedes in dieser Woche ein großes Fest giebt. Bist Du eingeladen, Glaukus?"

„Ja, ich erhielt heute morgen eine Einladung." —

„Und auch ich," sagte Sallust, indem er ein viereckiges Stück Papyrus aus seinem Gürtel zog; „ich sehe, daß er uns eine Stunde früher, als es gebräuchlich ist, einladet; ein Zeichen, daß etwas Ungewöhnliches zu erwarten ist" *).

---

*) Die Römer schickten Einladungskarten, wie wir, worin die Stunde der Mahlzeit bemerkt war; die, wenn

„Oh! er ist reich, wie Krösus," sagte Klodius, „und sein Küchenzettel ist so lang, wie ein episches Gedicht." —

„Jetzt wollen wir aber in die Bäder gehn," sagte Glaukus, „um diese Zeit versammelt sich Alles dort, und Fulvius, den Ihr so bewundert, wird uns seine neueste Ode vorlesen."

Die jungen Männer traten völlig diesem Vorschlage bei, und begaben sich nach den Bädern.

Wenn gleich die öffentlichen Thermae oder Bäder mehr für die ärmeren Bürger, als für die reichen bestimmt waren, denn diese letztern hatten Bäder in ihren Häusern; so waren sie doch, weil sich Menschen aus allen Ständen dort einfanden, ein Lieblingsort für die Unterhaltung, und für jenes süße Nichtsthun, das für ein lebhaftes Volk von leichtem Sinn so viele Reize hat. Die Bäder in Pompeji unterschieden sich durch ihre Anlage und Bauart von den bedeutend größeren Thermen in Rom; und es scheint in der That, daß in jeder Stadt des Reichs eine veränderte Einrichtung in der

---

das beabsichtigte Fest sich besonders auszeichnen sollte, früher als gewöhnlich bestimmt wurde.

Architektur der öffentlichen Bäder Statt gefunden habe. Dieses befremdet sehr die Alterthumsforscher — als ob Baumeister und Moden nicht schon vor dem 19ten Jahrhundert ihre besondern Launen gehabt hätten! Unsere Gesellschaft trat durch den Haupteingang in die Straße der Fortuna ein. Unter den Säulen saß der Aufseher der Bäder, mit zwei Büchsen vor sich, die eine für das Geld, welches er einnahm, die andere für die Badekarten bestimmt. Längs der Wände des Säulenganges standen Bänke, mit Personen aus allen Ständen besetzt; während Andere nach den Vorschriften des Arztes auf und ab spazierten, und dann und wann stehen blieben, um die vielen Ankündigungen über Ausstellungen, Kampfspiele und Verkäufe zu lesen, die auf die Wände geschrieben waren. Der allgemeine Gegenstand des Gesprächs jedoch war das in dem Amphitheater angekündigte Schauspiel, und jeder neue Ankömmling wurde befragt, ob Pompeji so glücklich gewesen sei, einen Verbrecher zu liefern, etwa einen Räuber oder Mörder, der es den Ädilen möglich mache, ihn für den Rachen des Löwen zu bestimmen. — Alle übrigen gewöhnlichen Gegenstände schienen gleichgültig und leer

im Vergleich zu der Möglichkeit dieses glücklichen Zufalls.

„Was mich betrifft," sagte ein Mann von behaglichem Ansehn, der ein Goldschmied war, „so denke ich, der Kaiser hätte uns, wenn er wirklich so gut ist, als man sagt, einen Juden geschickt." —

„Warum nimmt man nicht einen von der neuen Sekte der Nazarener," sagte ein Philosoph, „ich bin nicht grausam — aber Atheisten, die selbst den Jupiter verläugnen, verdienen keine Gnade." —

„Ich bekümmere mich nicht darum," sagte der Juwelier, „an wie viele Götter Jemanden zu glauben beliebt, aber alle Götter zu läugnen, das ist etwas Schreckliches."

„Doch ich glaube," bemerkte Glaukus, „daß diese Leute nicht gänzlich Atheisten sind. Man hat mir gesagt, sie seien nicht gänzlich Gottesläugner, und glaubten selbst an ein künftiges Leben."

„Das ist ein Mißverständniß, mein theurer Glaukus," sagte der Philosoph: „ich habe selbst mit ihnen gesprochen — sie lachten mir in das Gesicht, als ich von Pluto und dem Hades sprach." —

„O! ihr Götter," rief der Goldschmied voller Entsetzen, „gibt es einige von diesen Verworfenen in Pompeji?" —

„Ich weiß, daß es nur wenige sind — aber ihre Versammlungen sind so geheim, daß es unmöglich ist, sie zu entdecken." —

Als Glaukus fortging, sah ihm ein Bildhauer, der ein großer Enthusiast in seiner Kunst war, bewundernd nach.

„Ach," sagte er, „wenn wir den auf die Arena bekommen könnten — das wäre ein Modell! — welche Glieder — welcher Kopf — er hätte ein Gladiator werden müssen! — Ein Subjekt — ein Subjekt — würdig unserer Kunst! Warum wirft man ihn nicht dem Löwen vor?" —

Jetzt kam Fulvius, der römische Dichter, den seine Zeitgenossen für unsterblich erklärten, und von dem wir ohne diese Geschichte nichts wissen würden, eilig zum Glaukus.

„Oh, mein Athenienser, mein Glaukus, Du bist gekommen, um meine Ode zu hören. Das ist wahrlich eine Ehre — Du, ein Grieche, dem selbst die Sprache des gewöhnlichen Lebens Poesie ist. Wie danke ich Dir! — Es ist blos eine Kleinigkeit — doch wenn ich Deines Bei-

falls mich erfreue — so kann ich vielleicht dem Titus empfohlen werden. O, Glaukus, ein Dichter ohne einen Patron ist wie eine Amphora ohne ein Jahrgangszeichen; der Wein mag gut sein, doch Niemand will ihn loben! — Und was sagt Pythagoras: „den Göttern Weihrauch — den Menschen aber Lobsprüche.“ — Ein Patron ist folglich der Priester des Dichters; er verschafft ihm seine Gläubigen, und den Weihrauch.“

„Aber ganz Pompeji ist schon Dein Patron, und jeder Säulengang ein Altar zu Deinem Lobe.“

„Ach! die armen Pompejaner sind sehr höflich — sie ehren zwar das Verdienst — aber sie sind nur die Bewohner einer kleinen Stadt — spero meliora! — wollen wir eintreten?“ —

„Gewiß, wir verlieren die Zeit, bis wir Dein Gedicht hören.“

In diesem Augenblick traten einige zwanzig Personen aus den Bädern in den Portiko; und ein an der Thüre eines kleinen Vorzimmers stehender Sklave ließ den Dichter, den Glaukus, den Klodius und mehrere andere Freunde des Dichters eintreten.

„In Vergleich zu den römischen Bädern

sind diese sehr armselig!" — sagte Lepidus verächtlich.

„Doch die Decke ist recht geschmackvoll," bemerkte Glaukus, der in einer Stimmung war, in welcher ihm Alles gefiel, — indem er auf die Sterne zeigte, mit denen das Gewölbe bemalt war.

Lepidus zuckte die Achseln, war jedoch zu träge, um etwas zu erwiedern.

Sie traten nun in ein etwas geräumigeres Gemach, welches zum Apoditerium diente (das heißt, ein Ort, wo die Badegäste sich auskleideten). Die Decke wölbte sich über einem Vorsprung, der bunt und grotesk bemalt war; das Gewölbe selbst war in weiße, karmoisinroth eingefaßte Felder getheilt; — der sehr rein gehaltene Fußboden bestand aus künstlicher Arbeit in weißem Mosaik, und längs den Wänden standen Bänke für die Bequemlichkeit der Gäste. Dieses Zimmer hatte nicht so viele und große Fenster, als das prächtigere Frigidarium des Vitruv. Die Pompejaner, wie überhaupt die südlichen Italiener, verbannten gerne das Licht ihres schwülen Himmels, und schienen einen gewissen Grad von Dunkelheit zu lieben. Nur zwei

Fenster von Glas *) ließen das gemilderte und gebrochene Licht ein, und das Feld, in dem eine dieser Öffnungen angebracht war, wurde durch ein großes Relief, die Vernichtung der Titanen darstellend, geziert.

In diesem Zimmer ließ sich Fulvius, indem er sich ein wichtiges Ansehn gab, nieder, und die sich um ihn versammelnden Zuhörer forderten ihn auf, seinen Vortrag zu beginnen.

Der Dichter ließ sich nicht lange bitten. Er zog eine Rolle Papyrus hervor, und nachdem er sich dreimal geräuspert hatte, sowohl um seine Stimme vorzubereiten, als um Stillschweigen anzuempfehlen, begann er jene ausdrucksvolle Ode, von der, zum großen Leidwesen des Verfassers dieser Geschichte, kein einziger Vers erhalten wurde.

Das Händeklatschen, mit dem er belohnt wurde, war ohne Zweifel seines Rufes würdig; und Glaukus war der einzige Zuhörer, der seine Ode nicht den besten des Horaz vorzog.

---

*) Die Entdeckungen zu Pompeji haben den lange bestandenen Irrthum der Alterthumsforscher widerlegt, als seien den Römern Glasfenster unbekannt gewesen — doch war deren Gebrauch unter den untern und mittlern Klassen in den Privatwohnungen selten.

Als die Vorlesung beendigt war, zogen Diejenigen, welche blos das kalte Bad nehmen wollten, sich aus; sie hängten ihre Kleider an Haken, die in der Wand befestigt waren, und erhielten, je nach ihrem Stande, entweder von ihren eigenen Sklaven, oder von denen der Thermen, einen weiten Mantel, worauf sie sich in jenes niedliche runde Gebäude begaben, welches noch vorhanden ist, um die ungewaschene Nachkommenschaft des Südens zu beschämen.

Einige traten durch eine andere Thüre in das Tepidarium, ein Zimmer, welches sehr stark geheizt war, theils durch einen beweglichen Herd, besonders aber durch einen erhöhten Fußboden, unter den die Wärme aus dem Laconicum geleitet wurde.

Hier genoß dieser Theil der Badegäste, nachdem sie sich entkleidet hatten, der künstlichen Hitze. Dieser Raum war, wie es seiner Würde geziemte, am kunstreichsten ausgeschmückt. Die gewölbte Decke prangte mit schönen Schnitzarbeiten und Malereien; die oberen Fenster, aus dickem Glase, ließen nur gedämpfte und schwache Strahlen ein; unter dem Vorsprung waren Reihen von Figuren in erhabenem Relief gearbeitet; die Wände glänzten von hochrother

Farbe, der Fußboden war mit kunstreichen Mosaik ausgelegt. Hier blieben die gewöhnlichen Badegäste, Männer, die siebenmal des Tages badeten, entweder vor, meistens aber nach dem Wasserbade in einem Zustande abgespannter und sprachloser Ermattung; und manche grüßten ihre eintretenden Freunde nur mit einem Kopfnicken, indem sie die Anstrengung einer Unterhaltung fürchteten.

Von hier zerstreute sich die Gesellschaft wieder, je nach den verschiedenen Launen, einige begaben sich nach dem Sudatorium, welches unseren Dampfbädern entsprach, und von da in das warme Bad selbst; diejenigen, welche mehr an körperliche Übungen gewöhnt, auf eine so wohlfeil erkaufte Ermüdung verzichten konnten, gingen unmittelbar in das Calidarium.

Um diese Skizze zu vollenden, und dem Leser eine entsprechende Übersicht dieses Hauptgenusses der Alten zu geben, wollen wir den Lepidus begleiten, der regelmäßig die ganze Reihefolge durchging, ausgenommen das kalte Bad, welches seit Kurzem aus der Mode gekommen war. Nachdem der elegante Pompejaner sich also im Tepidarium, welches wir vorhin beschrieben haben, nach und nach erhitzt

hatte, begab er sich in das Sudatorium. Hier möge sich der Leser die allmälige Anwendung des Dampfbades vorstellen, dessen Luxus durch Wohlgerüche erhöht wurde. Nachdem der Badende diese Operationen überstanden, rieben ihn seine Sklaven, die ihn jedesmal in die Bäder begleiteten, mit einer Art von Bürste ab, von der ein neuerer Reisender (beiläufig gesagt) behauptet, sie sei blos bestimmt gewesen, um die Unreinigkeiten zu entfernen, von denen jedoch wohl kein Theilchen an der glatten Haut des so häufig badenden Lepidus haften bleiben konnte. Nachdem er sich etwas abgekühlt, ging er von hier in das Wasserbad, das ebenfalls reichlich mit Wohlgerüchen erfüllt war, und wenn er an der andern Seite wieder austrat, wurde er noch durch ein kühles Tropfbad abgespült. Darauf hüllte er sich in einen leichten Mantel, und kehrte nochmals in das Tepidarium zurück, wo er den Glaukus fand, der das Sudatorium nicht benutzt hatte; und jetzt begann erst der eigentliche Genuß des Bades. Die Sklaven rieben die Badenden mit Salben ein, aus goldenen, alabasternen oder krystallenen Gefäßen, welche köstlichen Salben aus allen Weltgegenden zusammengebracht waren. Die Anzahl dieser,

durch die Reichen benutzten Smegmata würde einen ganzen Band füllen — Amoracinum, Megalium, Nardum, — omne quod exit in um; — Während dieser Einreibungen ertönte sanfte Musik in einem benachbarten Zimmer, und Diejenigen, welche die Bäder nur mäßig gebrauchten, unterhielten sich, erfrischt und erquickt, mit aller Lebhaftigkeit eines verjüngten Lebens.

„Gesegnet sei, wer die Bäder erfand!" sagte Glaukus, indem er sich auf einem jener bronzenen Ruhebetten (damals mit weichen Kissen belegt) ausdehnte, von denen bis auf den heutigen Tag in demselben Tepidarium zu Pompeji noch eines aufgestellt ist. „Sei es Herkules, oder Bacchus gewesen, so verdient er göttliche Verehrung." —

„Aber sage mir," begann ein korpulenter Bürger, der unter der Operation des Abreibens stöhnte und seufzte, „sage mir, o Glaukus! — verflucht seien Deine Hände, o Sklave, weshalb reibst Du so heftig? — sage mir — au! au! — sind die Bäder in Rom wirklich so prächtig?" — Glaukus wendete sich um, und erblickte den kaum zu erkennenden Diomedes, denn das Antlitz des guten Mannes war durch das Sudatorium und durch das Abkratzen ganz

roth und entzündet. „Ich stelle sie mir weit großartiger vor, als diese. He?" —

Glaukus erwiederte, indem er ein Lächeln unterdrücken mußte:

„Denke Dir ganz Pompeji in Bäder verwandelt, und Du wirst Dir eine Vorstellung von dem Umfang der kaiserlichen Thermen in Rom bilden können. — Aber auch nur von ihrem Umfang. Denke Dir noch jede Zerstreuung für Geist und Körper hinzu — alle die gymnastischen Spiele, welche unsere Väter einführten — alle Schriften, die wir Italien und Griechenland verdanken — stelle Dir Räume für diese Spiele, Bewunderer für alle diese Werke vor, und dabei Bäder von dem bedeutendsten Umfang und der bequemsten Bauart — dabei Theater, Gärten, Säulengänge, Hörsäle, — denke Dir, mit einem Wort, eine Stadt der Götter, die blos aus Palästen und öffentlichen Gebäuden besteht, und Du wirst Dir eine geringe Vorstellung von der Pracht jener großen Bäder zu Rom bilden können." —

„Beim Herkules," sagte Diomed, indem er die Augen öffnete. „Da könnte ja ein Mann sein ganzes Leben in diesen Bädern zubringen." —

„Auch geschieht dieses oft in Rom," erwie-

derte Glaukus. „Es gibt viele Menschen, die dort blos in den Bädern leben. Sie gehn hin, wenn sie eröffnet, und bleiben, bis sie geschlossen werden. Sie scheinen nichts von dem übrigen Rom zu kennen, und jedes andere Dasein zu verachten."

„Beim Herkules!"

„Selbst die, welche täglich nur dreimal baden, bringen ihr Leben in dieser Beschäftigung zu. Sie üben sich in den Höfen oder Säulengängen in gymnastischen Spielen, um sich auf das Bad vorzubereiten; sie verweilen nach demselben im Theater, um sich zu erholen. Sie genießen ihr Prandium unter den Bäumen, und bis zum zweiten Bade ist es verdaut. Nach diesem hören sie in irgend einem Peristil einen neuen Dichter seine Verse vortragen; oder sie gehn in die Bibliothek, um über einem alten Dichter einzuschlafen. Dem folgt das Abendessen, und nach demselben nehmen sie noch ein Bad, weil sie dann meist ihre Freunde dort versammelt finden, und sich mit ihnen unterhalten können."

„Beim Herkules! — doch ihre Nachahmer finden sich auch in Pompeji." —

„Ja; aber der Luxus der römischen Bäder

kann dies entschuldigen; man erblickt dort nichts als Pracht und Glanz; diese Badegäste sehn nichts von den ärmlichen Theilen der Stadt; und wissen kaum, daß es Armuth in der Welt gibt. Die ganze Natur lächelt ihnen, und der einzige Trauerblick ist ihr letzter, der sie in die Bäder des Cocytus sendet. Glaube mir, dieses sind Eure einzigen wahren Philosophen!“ —

Während Glaukus sich so unterhielt, unterwarf sich Lepidus mit geschlossenen Augen und kaum bemerkbarem Athemzug jenen mystischen Operationen, von denen er niemals eine überging. Nach den Salbungen und Räucherungen schütteten die Sklaven jenes köstliche Pulver über ihn, welches den ferneren Zudrang der Hitze abhielt, und nachdem dieses mit glattem Bimsstein verrieben war, zog er nach und nach eine festlichere Kleidung, als die abgelegte, „die Synthesis“ genannt, an, welche die Römer zum Abendessen, das man jedoch, da es um drei Uhr (nach unserer Zeitberechnung) Statt fand, füglicher ein Mittagmahl nennen konnte, anzulegen pflegten. Nachdem dieses geschehn, öffnete er endlich die Augen und gab wieder Zeichen des zurückgekehrten Lebens von sich.

Auch Sallust gab jetzt wieder ein Zeichen seines Daseins durch ein langes Gähnen.

„Es ist Zeit zum Abendessen," sagte der Epikuräer, „Du, Glaukus, und Lepidus, kommt mit, und speiset heut Abend bei mir."

„Vergeßt nicht, daß Ihr alle drei in dieser Woche bei mir eingeladen seid," sprach Diomedes, der auf die Bekanntschaft mit vornehmen Männern sehr stolz wär.

„Ach, ach! wir erinnern uns," sagte Sallust, „der Sitz des Gedächtnisses, mein Diomedes, ist ja der Magen."

Indem die jungen Männer in ein kühleres Zimmer, und darauf in die Straße traten, so waren hiermit die Gebräuche eines pompejanischen Bades beschlossen.

Achtes Kapitel.

Arbaces gewinnt sein Spiel, indem er das Schlachtopfer durch den Genuß ködert.

Der Abend lag über der lebendigen Stadt, als Apaecides seinen Weg nach dem Hause des Egyptiers nahm. Er vermied die volkreicheren Straßen, und indem er mit verhülltem Haupt, und das Gewand um sich geschlagen, einherschritt, so lag etwas Auffallendes in dem Gegensatz, den sein feierliches Wesen zu der fröhlichen Ausgelassenheit Derer bildete, die ihm begegneten.

Bald aber berührte ein Mann von gesetzterem und stillerem Äußern, der schon zweimal mit neugierigem, doch zweifelndem Blick bei ihm vorbeigegangen war, seine Schulter.

„Apaecides,“ sagte er, und dabei machte er

ein schnelles Zeichen mit der Hand; es war das des Kreuzes. —

„Was willst Du, Nazarener?“ — erwiederte der Priester, indem sein Antlitz noch blässer wurde.

„Nun,“ entgegnete der Fremde, „ich will Dich in Deinen Betrachtungen nicht stören; aber als wir uns zuletzt begegneten, schien ich Dir willkommener zu sein.“ —

„Auch jetzt bist Du mir willkommen, Olinthus, doch ich bin müde und traurig, und heute Abend unfähig, über Deinen Lieblingsgegenstand mich mit Dir zu unterhalten.“

„O! des thörigten Herzens!“ sagte Olinthus mit warmem Eifer, „Du bist traurig und müde, und willst jenen Strom des Heils verschmähen, der Dich zu erquicken und zu heilen vermag!“ —

„O, Himmel,“ rief der junge Priester, indem er sich heftig an die Brust schlug, „wohin soll ich meine Blicke wenden, um den wahren Olympus zu sehn, wo die Götter wirklich wohnen. Soll ich mit diesem Manne glauben, daß keiner der Götter, die meine Vorfahren so viele Jahrhunderte lang verehrten, ein Wesen oder einen Namen hat? Soll ich dieselben Altäre,

die ich so lange für heilig hielt, als Gotteslästerungen umstürzen? — oder soll ich mit Arbaces glauben? — wie?" —

Er hielt inne und schritt schnell von dannen, mit der Unruhe eines Menschen, der sich selbst entfliehen will.

Doch der Nazarener war einer jener kühnen, kraftvollen und enthusiastischen Männer, die Gott in allen Zeiten zu seinen Werkzeugen auf Erden gebrauchte, und besonders bei der Einsetzung oder Reform seiner eigenen Religion. — Männer, welche durch ihre Ausdauer geeignet sind, Andere zu bekehren; — Männer, die nichts entmuthigt, nichts zurückschreckt, — durch die Kraft ihres Glaubens sind sie begeistert und begeistern Andere. Ihre Vernunft würkt zuerst auf ihre Einbildungskraft, und diese ist zugleich das Werkzeug, dessen sie sich bedienen; — gewaltsam dringen sie in die Herzen der Menschen ein, während sie bloß ihr Urtheil in Anspruch zu nehmen scheinen. Nichts theilt sich so leicht mit, als die Begeisterung; dies ist die wahre Allegorie in der Fabel des Orpheus — sie setzt Steine in Bewegung, sie bezaubert wilde Thiere. Der Geist der Wahr-

heit offenbart sich durch die Begeisterung, und ohne sie feiert die Wahrheit keine Siege.

Olinthus ließ den Apaecides nicht so leicht fort. Er holte ihn ein, und redete ihn an, wie folgt:

„Ich wundere mich nicht, Apaecides, daß meine Gegenwart Dir unangenehm ist, daß ich Dein Gemüth erschüttere, daß Du wandelst im Zweifel, daß Du auf dem weiten Ozean der Ungewißheit und der Finsterniß einhertreibst. Dies Alles befremdet mich nicht; doch harre etwas aus mit mir; wache und bete! — die Dunkelheit wird verschwinden, der Sturm sich legen, und Gott selbst wird, wie er einst die See von Samaria beruhigte, wachen über den empörten Wogen, um Deine Seele zu retten. Unser Glaube ist strenge in seinen Forderungen, aber wie freigebig in seinem Segen! Die Schmerzen einer Stunde werden belohnt durch das ewige Leben.“ —

Solche Versprechungen,“ sagte Apaecides mit heftigem Tone, „sind jene Spiegelfechtereien, durch welche die Menschen von jeher getäuscht wurden. Oh, wie herrlich waren die Zusagen, die mich in den Tempel der Isis führten!“ —

„Befrage Deine Vernunft,“ entgegnete der

Nazarener, „kann jene Religion die wahre sein, die alle Sittlichkeit verletzt? Man gebietet Euch, Eure Götter zu verehren. Wer sind diese Götter nach Eurem eignen Eingeständniß? Wie handelten sie, welches sind die Beweise ihrer Gottheit? Werden sie Euch nicht alle wie die schwärzesten Verbrecher dargestellt? — Und doch verlangt man, daß Ihr sie wie die heiligsten Gottheiten anbetet! — Selbst Jupiter ist ein Vatermörder, und ein Ehebrecher. Und die geringeren Götter, sind sie nicht bloß Nachahmer seiner Untugenden? Man untersagt Euch den Mord, aber Ihr betet Mörder an; Ihr sollt nicht ehebrechen, aber Ihr richtet Eure Gebete an einen Ehebrecher. Heißt dieses nicht Spott mit dem Heiligsten des Menschen, mit dem Glauben, treiben? Wende Dich daher zu dem Einen und wahren Gott, vor dessen Altar ich Dich führen will. Scheint Er Dir zu erhaben, zu wesenlos für die menschliche Fassungskraft, die rührende Sehnsucht des Geschöpfes nach seinem Schöpfer, welcher das schwache Herz sich hingibt — so schaue Ihn an in Seinem Sohne, der ein sterblicher Mensch wurde, wie wir. Seine Sterblichkeit zeigte sich aber nicht, wie die Eurer fabelhaften Götter, durch die Mängel unserer

Natur, sondern durch die Ausübung aller Tugenden. In Ihm war die strengste Sittlichkeit mit der duldendsten Sanftmuth vereinigt. Wäre Er auch nur ein Mensch, so hätte Er verdient, ein Gott zu werden. Ihr ehrt den Sokrates — er hat seine Anhänger und seine Schüler. Was sind aber die zweideutigen Tugenden des Atheniensers gegen die unläugbare, sich selbst hingebende Heiligkeit Christi? — Ich spreche jetzt blos von seinem Charakter als Mensch mit Dir. Er kam zu uns als das Zeugniß für künftige Jahrhunderte, um uns die Mensch gewordene Tugend darzustellen, wie Plato sie zu schauen dürstete. Dieses ist das wahre Opfer, welches er den Menschen brachte; der Jubel aber, der in seiner Todesstunde erschallte, verklärte nicht allein die Erde, sondern gestattete uns auch einen Blick in den Himmel! — Du bist gerührt — Du fühlst Dich beseligt! Gott würkt in Deinem Herzen; — Sein Geist ist mit Dir! — Komm, entziehe Dich nicht dem heiligen Antriebe, komm gleich — zaudre nicht länger! Es sind einige der Unsrigen jetzt versammelt, um das Wort Gottes auszulegen. Laß mich Deinen Führer sein zu ihnen. Du bist müde, Du bist traurig. So höre denn auf die

Worte Gottes. Kommt her zu mir, sagt Er, Alle, die Ihr mühselig und beladen seid; ich will Euch erquicken.“ —

„Ich kann jetzt nicht,“ sagte Apaecides, „ein andermal.“

„Jetzt — jetzt“ — rief Olinthus, und zog ihn am Arm.

Apaecides aber, noch nicht vorbereitet auf die Entsagung jenes Glaubens — jenes Lebens, für die er so viel aufgeopfert hatte, und den Versprechungen des Egyptiers noch trauend, entriß sich gewaltsam, und da er eine Anstrengung für nöthig hielt, um die Unentschlossenheit zu überwinden, welche die Beredtsamkeit des Christen in seinem erhitzten und fieberhaften Gehirn erregt hatte, so schlug er sein Kleid zurück und floh so schnell, daß er nicht mehr einzuholen war.

Athemlos und erschöpft gelangte er endlich in einen entfernten und einsamen Theil der Stadt, und das düstre Haus des Egyptiers stand vor ihm. Als er, um sich zu erholen, stehen blieb, trat der Mond hinter einer silbernen Wolke hervor, und sein Schein fiel auf die Mauern jenes geheimnißvollen Gebäudes.

Kein anderes Haus stand in der Nähe; es

wurde durch die Reben eines dicken Weinstocks umrankt, und hinter demselben erhob sich eine Gruppe hoher Waldbäume, die das melancholische Mondlicht beschien; weiterhin sah man die entfernteren Berge, und unter ihnen den Vesuv, der damals noch nicht so hoch war, als der Wanderer jetzt ihn schaut.

Apaecides trat in den breiten und geräumigen Säulengang ein. Vor ihm, zu beiden Seiten der Treppe, ruhte das Steinbild einer egyptischen Sphinx, und das Mondlicht erhöhte den feierlichen Eindruck jener harmonischen und leidenschaftslosen Züge, in denen die Künstler, welche jenes Sinnbild der Weisheit darstellten, das Symbol der Schönheit und des Geheimnißvollen zu vereinigen strebten. — Mitten auf den Stufen standen Aloepflanzen mit ihren dunkelgrünen und dicken Blättern, und der Schatten der morgenländischen Palme malte ihre langen und regungslosen Zweige auf dem marmornen Boden.

Es lag etwas in der Einsamkeit des Ortes und dem eigenthümlichen Anblick der Sphinxe, welches das Blut des Priesters in unheimlicher Furcht erstarren ließ, und er sehnte sich selbst nach einem Echo, als er die Stufen hinanstieg.

Er klopfte an die Thüre, über welcher eine Inschrift, in Charakteren, die ihm unbekannt waren, sich befand. Es wurde geöffnet, und eine schlanke ethiopische Sklavin winkte ihm, ohne Frage oder Gruß, einzutreten.

Die geräumige Halle war durch hohe, kunstreich gearbeitete Kandelaber von Bronze erleuchtet, und die Wände waren mit großen Hieroglyphen in dunkeln Farben bemalt, welche einen seltsamen Gegensatz mit den anmuthigen und glänzenden Gemälden bildeten, die man gewöhnlich in den Häusern der damaligen Italiener fand. An dem Ende der Halle empfing ihn eine Sklavin, deren Gesichtsfarbe, wenn auch nicht afrikanisch, doch um einige Schatten dunkler war, als die der Römer.

„Ich suche den Arbaces," sagte der Priester mit zitternder Stimme. Die Sklavin nickte schweigend mit dem Kopf, und führte den Apaecides durch einen Flügel des Gebäudes eine schmale Treppe hinauf. Darauf gingen sie noch durch mehrere Zimmer, in denen die ehrwürdige und gedankenvolle Schönheit der Sphinxe wieder die Augen des Priesters besonders auf sich zog, und jetzt stand er in einem schwach erleuchteten Zimmer vor dem Egyptier.

Arbaces saß vor einem kleinen Tisch, auf dem mehrere Papyrusrollen lagen, mit ähnlichen Buchstaben beschrieben, als die in der Inschrift über der Hausthüre. Unweit davon stand ein kleiner Dreifuß, aus dem sich der Weihrauch langsam erhob. Daneben war ein großer Globus mit den Himmelszeichen aufgestellt, und auf einem andern Tische lagen mehrere eigenthümlich geformte Instrumente, deren Gebrauch dem Apaecides unbekannt war. Die andere Seite des Zimmers verbarg ein Vorhang, und durch ein längliches Fenster in der Decke drangen die Strahlen des Mondes, sich mit denen der einzigen Lampe vereinigend, die in der Mitte des Zimmers düster brannte.

„Setze Dich, Apaecides," sagte der Egyptier, ohne aufzustehn.

Der junge Mann gehorchte.

„Du fragst mich," begann Arbaces nach einer kurzen Pause, in der er in Gedanken vertieft zu sein schien. „Du fragst mich — oder möchtest wenigstens mich befragen über die tiefsten Geheimnisse, welche der Geist des Menschen zu erfassen vermag; Du wünschest, daß ich das Räthsel des Lebens selbst Dir lösen möge. Wir bilden uns, wie die Kinder im Dunkeln, und

nur auf kurze Zeit, in diesem beschränkten, ärmlichen Dasein unsere Gespenster in der Finsterniß; bald sinken unsere Gedanken schreckhaft in sich selbst zurück, bald stürzen sie sich in die bodenlose Leere, erforschen wollend, was sie enthalte — und so stolpern wir, indem wir mit unsern hülflosen Händen hier und dorthin tasten, zuletzt über einer verborgenen Gefahr, die Schranken nicht kennend, die unsere irdische Existenz begrenzen, bald glaubend, das Vordringen sei uns nicht weiter gestattet, dann wieder, es sei uns der Fortschritt bis in die Unendlichkeit des Raumes gewährt. In dieser Lage der Dinge besteht nothwendigerweise alle Weisheit in der Beantwortung der beiden Fragen: „was sollen wir glauben, und was sollen wir nicht glauben?" — Du wünschest, von mir die Auflösung dieser beiden Fragen zu hören?" —

Apaecides nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Der Mensch muß glauben," fuhr der Egyptier mit trauriger Stimme fort. „Er muß seine Hoffnung an etwas fesseln; dieses ist das Erbtheil unserer Natur. Wenn Du, erschrocken und entsetzt, den Gegenstand Deines Glaubens Dir entrissen zu sehn, in einem finstern und

uferlosen Ozean der Ungewißheit treibst, rufst Du um Hülfe und sehnst Dich nach einer Planke, an die Du Dich halten könntest, um ein, wenn auch entferntes und ödes Land zu erreichen. Nun so höre denn! — Du erinnerst Dich noch unserer heutigen Unterredung?"

„Wie sollte ich sie vergessen haben?" —

„Ich sagte Dir, daß jene Gottheiten, für die so viele Altäre rauchen, reine Erfindungen seien. Ich gestand Dir, daß unsere gottesdienstlichen Gebräuche und Zeremonien bloße Mummereien seien, erfunden jedoch für das eigene Beste der rohen Menge. Ich zeigte Dir, daß diesen Täuschungen die Bande der Gesellschaft, die Ruhe und Ordnung in der Welt, die Macht der Weisen zu verdanken seien; jene Macht gründet sich auf den Gehorsam der Menge. Setzen wir daher diese heilsamen Täuschungen fort — wenn der Mensch einen Glauben haben muß, so möge er den seiner Väter behalten, und den, welchen die Gottheit heiligt und erkräftigt. Indem wir für uns, deren geistige Bedürfnisse ausgebildeter sind, einen andern Glauben suchen, so wollen wir Andern jene Stütze nicht rauben, die für uns selbst zu schwach ist. Dieses ist weise — dieses ist eine Wohlthat." —

„Fahre fort.“ —

„Nachdem dieses festgestellt ist,“ sprach der Egyptier weiter, „und die alten Grenzsteine für Diejenigen, welche wir verlassen wollen, unverletzt blieben — gürten wir unsere Lenden, um uns ein neues Gebiet des Glaubens zu suchen. Jetzt vernichte gänzlich in Deinem Gedächtniß und in Deinem Herzen Alles, woran Du früher geglaubt hast. Dein Geist werde, wie eine unbeschriebene Papyrusrolle, geeignet, ganz neue Eindrücke aufzunehmen. Schaue Dich um in der Welt — betrachte ihre Ordnung — ihre Regelmäßigkeit — ihre Größe. Etwas muß sie erschaffen haben — das Geschöpf setzt einen Schöpfer voraus; — mit dieser Wahrheit betreten wir zuerst festen Boden. Doch was ist dieses Etwas? — Ein Gott! sagst Du — Ruhig! keine verwirrten und verwirrenden Namen. Von Dem, was die Welt erschuf, wissen wir nichts, können wir nichts wissen, als dessen Eigenschaften — Macht und ewige Regelmäßigkeit, — strenge, vernichtende, rastlose Regelmäßigkeit, die auf keine einzelnen Fälle und Ausnahmen Rücksicht nimmt — sich rollend, schwingend, zerstörend, wie viele von der allgemeinen Masse sich ablösende Herzen auch

unter den dampfenden Rädern zermalmt werden mögen. — Die Mischung des Bösen mit dem Guten — das Vorhandensein des Schmerzes und des Verbrechens haben in allen Zeiten die Weisen in Verlegenheit gesetzt. Sie schufen sich einen gerechten und menschenfreundlichen Gott. Woher kam denn aber das Übel? wie duldete, wie erfand er es sogar, und ließ es fortdauern? Um dieses zu erklären, dachte sich der Perser noch einen Geist, dessen Natur böse ist, und nimmt einen ewigen Kampf zwischen diesem und dem Gott des Guten an. Wir Egyptier setzen in unserem furchtbaren Typhon einen ähnlichen Dämon voraus. Ein verwirrender Irrthum, der uns nur noch mehr irre führt! — eine Thorheit, die aus jener leeren Einbildung entstand, welche die unbekannte Macht zu einem körperlichen — menschlichen Wesen machen, den Unsichtbaren mit einer dem Sichtbaren ähnlichen Natur bekleiden, und mit denselben Eigenschaften sich vorstellen will. — Nein — wir wollen dieser Macht einen Namen geben, der keine Verwirrung der Begriffe zuläßt — und das Geheimniß bleibt uns weniger verhüllt — dieser Name ist: die Nothwendigkeit. — Die Nothwendigkeit, sagen die Griechen, regiert die

Götter — wozu denn die Götter? — ihre Hülfe wird zwecklos — gebe sie ein für allemal auf. — Die Nothwendigkeit regiert Alles, was wir sehen; — Macht und Regelmäßigkeit, diese beiden Eigenschaften bilden ihr Wesen. Willst Du mehr wissen? — weiter kannst Du nichts erfahren! — Wir wissen nicht, ob jene Nothwendigkeit ewig ist — ob sie uns, ihren Geschöpfen, nach jener Finsterniß, die wir Tod nennen, eine neue Laufbahn anweiset. Wir vermögen nicht weiter einzudringen in das Wesen dieser uralten, unsichtbaren, unergründlichen Macht, — und müssen uns zu jener wenden, die, nach unseren Erfahrungen, ihr großes Werkzeug ist. Diese können wir näher beobachten, von ihr können wir mehr lernen — sie umgiebt uns: es ist die Natur. Der Irrthum der Weisen bestand darin, über die Eigenschaften der Nothwendigkeit nachzugrübeln — hier ist aber Alles für uns dunkel und unerforschlich. Hätten sie ihre Untersuchungen blos auf die Natur beschränkt, wie bedeutend ausgedehnter würde dann nicht das Gebiet unseres Wissens und unserer Kenntnisse sein? — Hier wird der Geist der Forschung und der Ausdauer nie zwecklos in Thätigkeit gesetzt. Wir sehen,

was wir untersuchen, unser Geist ersteigt eine wirkliche Leiter von Ursachen und Wirkungen. Die Natur ist der große Geist des äußern Daseins — die Nothwendigkeit schreibt ihr die Gesetze vor, nach denen sie thätig ist — sie gewährt uns selbst die Fähigkeiten, durch die wir sie beobachten — diese Fähigkeiten sind die Neugierde und das Gedächtniß — ihre Vereinigung ist die Vernunft — deren Vervollkommnung die Weisheit. Durch diese Kräfte unterstützt, beobachte ich die unerschöpfliche Natur; — die Erde, die Luft, das Meer, den Himmel — ich überzeuge mich, daß alle in einer geheimnißvollen Verbindung stehn — daß der Mond die Ebbe und Fluth beherrscht — daß die Luft die Erde erhält und das Leben und Bestehen alles Vorhandenen bedingt — daß durch die Kenntniß des gestirnten Himmels wir ein Maaß für die Zeit und den Raum gewinnen, in die Abgründe der Vergangenheit geleitet werden, und die Ereignisse der Zukunft entdecken können. Und so lernen wir wenigstens die Gesetze der Nothwendigkeit, wenn auch nicht sie selbst kennen. Welche Wahrheiten können wir uns nun aus dieser Religion entwickeln? — denn es ist allerdings eine Religion! — Ich glaube an zwei

Gottheiten, an die Natur und an die Nothwendigkeit; ich verehre diese durch Ehrfurcht, jene durch eigene Forschung. Was wird uns dadurch bewiesen? — Dieses! — Alles ist nur allgemeinen Regeln unterworfen; die Sonne leuchtet wohlthätig für Viele, Einzelnen aber kann sie schädlich werden; die Nacht gewährt der Menge den Schlaf und die Ruhe, aber sie schützt auch den Mörder; die Wälder zieren die Erde, aber sie beherbergen auch die Schlange und den Löwen; das Meer trägt Tausende von Schiffen, aber es verschlingt das eine. So wirkt die Natur, und so verfolgt die Nothwendigkeit ihren, durch nichts zu hemmenden Gang zwar für das allgemeine Beste, aber nicht für das Beste Aller. Dieses ist die Moralität der unabänderlichen Gesetze, welche die Welt regieren, es ist die meinige, denn ich gehöre zu ihr. Ich möchte die Täuschungen der Priester aufrecht erhalten — denn sie sind der Menge nützlich; ich möchte den Menschen die Künste mittheilen, die ich entdecke, die Wissenschaften, die ich vervollkommne; ich möchte den Fortschritt der Bildung befördern; — darin diene ich dem Ganzen; ich erfülle das allgemeine Gesetz; ich übe die großen moralischen Gebote aus, welche

die Natur selbst predigt. Für mich aber nehme ich die individuelle Ausnahme in Anspruch; ich fordere sie für den Weisen; überzeugt, daß meine persönlichen Thaten nichts sind auf der großen Waage des Guten und Bösen; überzeugt, daß meine Kenntnisse der Masse nützlicher sein, und meine besondern Neigungen nur Wenigen schaden können (denn die ersteren können sich bis zu den entferntesten Gegenden verbreiten und Nationen dienstbar werden, die vielleicht noch nicht vorhanden sind), ich gebe der Welt Weisheit, mir selbst Freiheit. Ich erleuchte das Dasein Anderer, und genieße mein eigenes. Ja, unsere Weisheit ist ewig, aber unser Leben ist kurz; benutze es, so lange es währt. Vergönne Deiner Jugend das Vergnügen, und Deinen Sinnen den Genuß. Bald kommt die Stunde, wo der Becher nicht mehr winkt und die Kränze nicht mehr blühen. Freue Dich des Lebens, so lange es Dir möglich ist! Stille! o Apaecides, mein Pflegekind und mein Schüler! Ich will Dich den Mechanismus der Natur in ihren düstersten und wildesten Geheimnissen kennen lehren — das Wissen, welches Thoren Magie nennen — und die bedeutungsvollen Mysterien der Sternenwelt. Dadurch wirst Du Deine Pflich-

ten gegen das Ganze erfüllen und Deine Mitmenschen aufklären. Aber ich will Dich auch Genüsse kennen lehren, von denen sich die Menge nichts träumen läßt; und wenn Du den Tag den Menschen gewidmet hast, so soll die süße Nacht Dir selbst vorbehalten bleiben."

Als der Egyptier seine Rede schloß, ertönte von allen Seiten die lieblichste Musik, welche Lydien jemals erfand, oder Jonien vervollkommte. Sie drang ein wie ein Strom der Töne — die Sinne unbewußt einwiegend, übertäubend und mit Entzücken beseligend. Es schien die Melodie unsichtbarer Geister zu sein, so wie der Schäfer sie in der goldnen Zeit gehört haben mochte in den Thälern Thessaliens, oder in den kühlen paphischen Hainen. Die Worte, welche Apaecides als Antwort auf die Trugschlüsse des Arbaces erwiedern wollte, erstarben auf seinen Lippen. Er hielt es für eine Entheiligung, diese bezaubernden Töne zu unterbrechen — die Empfänglichkeit seines aufgeregten Gemüths, die griechische Wärme und Milde seiner angebornen Natur, wurden durch jene Überraschung entbunden und entfesselt. Er sank mit offenen Lippen und horchendem Ohr auf einen Sitz — während ein Chor von

Stimmen, schmelzend und süß, wie jene, die einst Psychen in dem Tempel des Amor erweckten, folgendes Lied sangen:

Die Hymne des Eros.

An des Cephysus kühlen Ufern schwebt,
Der Liebe süße Stimme durch die Luft,
Daß holdres Roth des Tejers Rosen hebt,
Und Alles schweigt, da diese Stimme ruft;

Die leichten Horen hemmen ihren Flug,
Und Blumen streuend, lauschen sie dem Ton, —
Den Zephyrs Hauch in Aegle's *) Grotte trug,
Und Pan selbst horcht, des Waldes rauher Sohn:

„Liebt, Erdenkinder! — Ich, der Liebe Macht,
„Bin Ältester von Chaos **) Göttersproß,
„Die Himmelshalle strahlt, der ich gelacht,
„Des Morgens Augenlid sich mir erschloß."

„Mein sind die Sterne! — wen ihr Strahl entzückt,
„Der spricht auch meiner Herrschaft nimmer Hohn,
„Mein ist der Mond! — wenn Luna traurig blickt,
„So ist's die Trauer um Endymion."

„Mein sind die Blumen! — mein der Rose Gluth,
„Das Veilchen, das im Schatten sich versteckt,

---

*) Die Schönste der Najaden.

**) Nach dem Hesiodus.

„Mein ist der Lichtglanz, der im Maistrahl ruht,
„Mein jeder Traum, der Euch im Walde neckt.

„Liebt, Erdenkinder! — Weisheit Liebe ist,
„Die Erde strotzt von mir; schaut hin und her,
„Der Strand wird von der Woge stets geküßt,
„Die Winde schmiegen sich an's wilde Meer.“

„Alles Liebe!“ — Wie ein holder Traum
Erstarb die Stimme — doch das Echo ruft,
Und lange schallt bis in den Sternenraum
Das Wörtchen: „Liebe! Liebe!“ in der Luft.

Als der Gesang aufhörte, faßte der Egyptier den Apaecides bei der Hand, und führte den überraschten, halb widerstrebenden jungen Mann dem Vorhang an der andern Seite des Zimmers zu; und jetzt schienen tausend funkelnde Sterne hinter demselben hervor zu leuchten; der bis dahin dunkle Vorhang glänzte in dem zartesten Himmelblau. Er stellte den Himmel selbst dar — einen Himmel, wie er in den mildesten Juninächten über den Strömen Kastaliens ausgespannt ist. Hier und da erschienen rosigte Wolken, aus denen, durch die Kunst des Malers, Antlitze voll göttlicher Schönheit hervorschauten, und auf welchen die Gestalten ruhten, von denen Phidias und Apelles träumten. Und die leuchtenden Sterne in dem glänzenden Azur

rollten schnell einher, während die Musik, die in leichteren und lebhafteren Tönen sich hören ließ, mit der Harmonie der Sphären im Einklang zu sein schien.

„Oh! welche Wunder sind dieses, Arbaces?" — sagte Apaecides mit stammelnder Zunge. „Willst Du mir, nachdem Du die Götter verläugnet, jetzt —"

„Ihre Genüsse zeigen!" — unterbrach ihn Arbaces mit einer von seiner gewohnten Kälte und Ruhe so abweichenden Stimme, daß Apaecides staunte, und den Egyptier für verwandelt hielt; und jetzt, als sie dem Vorhang sich näherten, drang eine milde, laute, entzückende Melodie hinter demselben hervor. Er schien darauf in der Luft zu verschweben, und es bot sich den Blicken des jungen Priesters eine Scene dar, wie ein Sybarit selbst sie kaum sich zu denken vermocht haben würde.

Vor ihm lag ein großer Festsaal, durch unzählige Lichter erleuchtet. Der Duft von Weihrauch, Jasmin, Veilchen und Rosen erfüllte den Raum. Alles, was die wohlriechendsten Blumen und die kostbarsten Gewürze darbieten konnten, schien in eine Essenz vereinigt. Von den schlanken Säulen, die sich bis zu der

hohen Decke erhoben, hingen weiße Draperien mit goldenen Sternen besäet herab. An dem Ende des Saales erhoben zwei Springbrunnen ihre Strahlen, die in dem glänzenden Licht, wie unzählige Diamanten, hinab fielen. In der Mitte erhob sich langsam, als sie eintraten, unter den Tönen unsichtbarer Musik eine lange Tafel aus dem Boden, die mit den köstlichsten Speisen besetzt war, und Vasen jener, jetzt unbekannten myrrhinischen Arbeit *), die in ihren Farben so glänzend, in ihrem Stoffe so durchsichtig ist, enthielten ausländische Gewächse des Morgenlandes. Die Ruhebetten, welche diesen Tisch umgaben, waren mit blauen, goldgestickten Kissen belegt; und aus unsichtbaren Röhren in der gewölbten Decke verbreitete sich wohlriechendes Wasser, welches die köstliche Luft abkühlte, und das herrlichste Farbenspiel in den Strahlen der Lampen bildete, so daß die Elemente des Wassers und Feuers sich zu überbieten schienen. — Und jetzt traten hinter den Draperien solche Gestalten hervor, als Adonis

*) Die jedoch wahrscheinlich nichts Anderes als chinesisches Porzellan war — wenn auch diese Ansicht noch vielfach bestritten wird.

erblickte, da er in dem Schooße der Venus ruhte. Sie umgaben, einige mit Blumenkränzen, andere mit Leiern in den Händen, den Jüngling, und führten ihn zu dem Tische, indem sie ihn mit rosigten Ketten umwanden. Die Erde, selbst der Gedanke an sie, verschwand aus seiner Seele. Er glaubte, zu träumen, und hielt den Athem an, um nicht zu schnell zu erwachen; die Sinne, welche ihn bis jetzt noch nie überwältigt hatten, regten sich in seinen schlagenden Pulsen, und verblendeten seine umher schwärmenden, irren Blicke. Und nochmals erhob sich, während er sich wie bezaubert fühlte, in schnellem und bacchischem Tonmaaß, der Gesang:

Anakreontisches Lied.

In den Adern des Bechers dampft und glüht,
Das vollendete Blut der Reben,
Doch was in den Adern der Jugend glüht,
Kann feuriger Lesbos nicht geben!
Es spricht, es spricht,
Wie flüssiges Licht,
In Deinem Blick noch die Woge.
Schenkt ein! schenkt ein bis zum schäumenden Rand,
Des jungen Liaeus *) Gabe;

*) Ein Name des Bacchus, von λυω, entbinden, entfesseln.

Er giebt den Schlüssel der zitternden Hand! —
Entfliehn wir schon irdischem Grabe? —
So trinkt! so trinkt!
Und wenn Ihr auch sinkt,
Es sehn uns ja nur die Lampen! —
Und wenn Du trinkst, so entsaug ich dem Blick
Den Wein von noch köstlicherm Stamme;
Du lächelst dem Bacchus; — ich gönn' ihm sein Glück, —
Doch für mich auch, Geliebte! entflamme! —
Nur einen Blick!
O, Liebesglück!
Es sehnt sich mein Blick nach dem Deinen! —

Als der Gesang beendigt war, erschien eine Gruppe von drei Mädchen, durch Blumengewinde verbunden, die, indem sie den Grazien ähnlich waren, sie selbst hätten beschämen können. Sie näherten sich in dem Takte des jonischen Tanzes, so wie die Nereiden an den Gestaden der ägeischen See, oder wie Cytherea ihre schönen Begleiterinnen auf dem Vermählungsfest der Psyche und ihres Sohnes es lehrte.

Die eine derselben setzte dem Apaecides einen frischen Kranz auf das Haupt, und die jüngste freichte ihm knieend den Becher dar, in dem der eurige Wein von Lesbos glühte und schäumte.

Der Jüngling widerstand nicht länger; er trank, und das Blut rannte ihm wild durch die Adern. Er sank an den Busen der Nymphe, die neben ihm saß, und indem seine schwimmenden Augen den Arbaces suchten, den er in der Aufregung seiner Gefühle aus dem Gesicht verloren hatte, erblickte er ihn an dem obern Ende des Tisches auf einem Ruhebette, wie er mit einem aufmunternden Lächeln ihn betrachtete. Er sah ihn dieses Mal, wie er es sonst gewohnt war, weder im dunklen und einfachen Gewande, noch mit feierlicher und ernster Stirne. Ein schneeweißes Kleid, mit Gold gestickt und mit Edelsteinen besetzt, umgab seine ehrwürdige Gestalt; sein Haupt war mit einer Art von Tiara von Smaragden und Rubinen gekrönt, und seine rabenschwarzen Locken mit einem Kranze von weißen Rosen umgeben. Er schien, wie Ulysses, verjüngt worden zu sein — seine Züge hatten mehr den Ausdruck der Schönheit, als den der Gedankenfülle angenommen, und er zeichnete sich in der ihn umgebenden anmuthigen Scene wie ein olympischer Gott aus. —

„Trinke — liebe — freue Dich, mein Pflegesohn!" sagte er; „schäme Dich Deiner Jugend und Deiner Neigungen nicht. Was Du

bist, das fühlst Du in Deinen Adern — bedenke, was Du einst werden wirst!“ —

Bei diesen Worten zeigte er nach einer Nische, und Apaecides erblickte auf einem Piedestal das Skelett zwischen den Statuen des Bacchus und der Idalia.

„Erschrecke nicht!“ fuhr der Egyptier fort; „jener düstre Gast soll uns nur an die Kürze unseres Lebens erinnern. Ich höre eine Stimme aus seinem lippenlosen Munde, die uns zuruft: Genieße!“ —

Während er sprach, umgaben mehrere Nymphen die Statuen; sie legten Kränze auf das Piedestal, und indem die Becher gefüllt und geleert wurden, sangen sie Folgendes:

Bachische Hymne auf das Bild des Todes.

O, Gast aus der Schatten dunklem Land,
Du kanntest einst Liebe und Wein,
Jetzt schwebst Du gespenstisch am düstern Strand,
Hier oben gedenken wir Dein.
Strebt noch zurück
Des Geistes Blick,
Zu schauen, was hier er verließ?
Den Schädel kränzen wir, den Du bewohnt,
Da Du noch des Lebens Dich freutest,

Als auch für Dich in den Becher gewohnt,
Was Du uns jetzt, Bacchus! bereitest.
Und wenn die Sonne sank,
War Dir der Zyther Klang,
Wie uns, o Schatten, willkommen! —

Hierauf näherte sich eine neue Gruppe, und die Musik wurde schneller und lebhafter:

Es ist der Tod das dunkle Land,
Wohin wir reisen,
Doch günst'ge Fahrt zum düstern Strand
Ist auch zu preisen. —
Bekränzt erwartet Eure Zeit,
Gesang erschalle,
Daß, wer dem Tode ist geweiht,
Auch würdig falle.

Nach einer kleinen Pause fuhr der Gesang immer lebhafter fort:

Die Zeit entschwebt; drum lacht und lebt,
Genießet die eilenden Stunden!
Wo Jugend trinkt, und Liebe winkt,
Ist zwecklos die Zeit nicht entschwunden!

Eine dritte Gruppe näherte sich mit gefüllten Pokalen, die sie als Libation auf jenem seltsamen Altar darbrachten; und nochmals ertönte, langsam und feierlich, die wechselnde Melodie:

Du düstrer Gast! sei uns willkommen,
Von jenem Meer, noch unentdeckt,
Wenn unsre Stunde einst gekommen,
Dann wird bei Dir der Tisch gedeckt.
Willkommen, dunkler Gast!
Es ist wohl Keiner fast,
Ein so willkommner Gast,
Als Du, in dessen Halle,
Wir einst sind Gäste alle. —
Doch Wirthe sei'n wir lange,
Und, stiller Schatten, Du
Sei mit der Stirn voll Ruh
Vorübergehender Gast. —

Jetzt fiel die schöne Nachbarin des Apaecides plötzlich in den Gesang ein:

Uns leuchtet noch des Glückes Stern,
Uns ist nicht Erde, nicht Sonne verloren,
Und von dem düstern Grabe fern,
Eilen die Flügel der rosigten Horen —
Süß ist der Kelch für Dich,
Süß, Liebster! ist Dein Blick,
Fest an Dich schmieg' ich mich,
Weise mich nicht zurück!
An Deine Brust geschmiegt,
Sei ich in Schlaf gewiegt;
Doch wecke mich — wecke!
Und sage mir mit Wort und Blick,
Daß meine Sonne kehrt zurück,
Sage, Du liebst mich! —

Bemerkungen zum ersten Buch.

---

1) Seite 10. Die jetzigen Italiener, besonders die aus den südlicheren Theilen Italiens, haben einen besondern Widerwillen gegen Wohlgerüche; sie halten sie selbst für ungesund; und die römischen und neapolitanischen Damen bitten die sie Besuchenden, sich nicht zu parfümiren. Sonderbar aber ist es, daß man gegen wirklich unangenehme Gerüche keineswegs so empfänglich zu sein scheint. Man kann wirklich Rom in dieser Beziehung eine: „Sentina gentium" nennen.

2) Seite 53. Man könnte eine sehr merkwürdige und interessante Abhandlung über die griechischen und römischen Schmarotzer schreiben In Griechenland wurden sie jedoch mehr verachtet, als in Rom. In den Briefen des Alciphron lesen wir, welchen Beleidigungen sie sich für ein Mittagsmahl aussetzten. Der Eine beklagt sich, er sei mit Fischbrühe begossen worden, man habe ihm Steine, mit Honig bestrichen, zu essen gege-

ben, und ihm eine mit Blut gefüllte Blase an den Kopf geworfen, die geplatzt sei und ihm das Gesicht roth gefärbt habe. Diese Schmarotzer erzeigten sich, wie jetzt, dem Wirthe durch witzige Scherze und unterhaltende Anekdoten dankbar; bisweilen erlaubten sie sich gegenseitige thätliche Neckereien, indem sie sich an die Ohren schlugen. In Athen scheint man diese hungrigen Narren sehr hart behandelt zu haben, und sie beklagen sich, mit wenig philosophischer Resignation, über Schläge und Gefängniß. Der Schmarotzer in Athen scheint in der That dieselbe Stellung eingenommen zu haben, wie der Narr im Mittelalter; — er war zwar noch unwürdiger, aber er selbst war vielleicht witziger. In Rom scheint der Schmarotzer, dessen die lateinischen komischen Dichter oft erwähnen, etwas mehr geachtet und besser behandelt worden zu sein, als in Athen. Die Lustspiele des Terenz, welche, indem sie atheniensische Sitten darstellen, wahrscheinlich Alles mildern, was römischen Zuhörern zu ungewöhnlich erschienen wäre, schildern uns auch keineswegs so entartete Schmarotzer, als die des Alciphron und Athenäus es sind. Die stolzeren und ernsteren Römer verschmähten es in der That meistens, diese Art Menschen in ihre Gesellschaft zu ziehen, und mietheten (wie uns Plinius in seinen Briefen mittheilt) Narren oder Taschenspieler, um ihre Gäste zu unterhalten, und die Stelle der griechischen Schmarotzer zu vertreten. Zu bemerken ist daher, daß, wenn Klodius in dem Texte ein Schmarotzer genannt wird, dieses im römischen, nicht im griechischen Sinne zu nehmen ist.

Der umbra oder der Schatten eines Schmarotzers war wieder eine Unterabtheilung. Er begleitete irgend einen eingeladenen Gast, und war gewöhnlich ein armer Verwandter, oder demüthiger Freund. Ein solcher ist der umbra des Klodius.

3) Seite 59. Alle Hazardspiele waren nach den römischen Gesetzen verboten (Vetita legibus alea. — Hor. Od. 24. l. 3.), außer während der Saturnalien im Monat December. Die Ädilen waren beauftragt, auf die Befolgung dieses Gesetzes zu wachen, welches jedoch, wie alle Gesetze gegen die Spiele zu allen Zeiten, unwirksam blieb.

4) Seite 73. Sylla soll den Gottesdienst der egyptischen Isis in Italien eingeführt haben *) Er wurde bald zur Mode, besonders bei den römischen Damen. Die Priester mußten das Gelübde der Keuschheit ablegen, waren aber wegen ihrer Ausschweifungen sehr berüchtigt. Juvenal benennt die Priesterinnen auf eine Art (Isiacae lenae), die hinlänglich andeutet, daß in den heiligen Tempeln manche Liebesintrigue angeknüpft wurde. Wenn eine Frau das Gelübde that, so viele

*) In den kampanischen Städten trug wahrscheinlich der Handel nach Alexandria mehr dazu bei, den Gottesdienst der beliebtesten egyptischen Göttin auszubreiten, als die Bemühungen des Sylla, die übrigens wenig populär sein mußten.

Nächte an dem Altar der Isis zu wachen — so war dies ein Opfer der Enthaltsamkeit, welches dem Ehemann entzogen wurde, um es dem Geliebten darzubringen. Indem eine Leidenschaft der menschlichen Natur in Anspruch genommen wurde, zog man auch eine andere, nicht weniger mächtige für den Dienst der Göttin herbei, nämlich die Leichtgläubigkeit. Die Priester der Isis gaben vor, Kenntnisse in der Magie zu besitzen, und die Zukunft vorhersagen zu können. Die Zauberkünste der Egyptier wurden von Frauen aller Klassen, und auch von Männern befragt und als Orakel verehrt. Voltaire sucht zu beweisen, daß die Zigeuner Überbleibsel der alten Priester und Priesterinnen der Isis, vermischt mit denen der syrischen Göttin, seien. Zu den Zeiten des Apulejus hatten diese heiligen Betrüger ihre Wichtigkeit und ihr Ansehn bereits verloren; sie wanderten, arm und verachtet, von Ort zu Ort, Prophezeihungen verkaufend und Krankheiten heilend; und Voltaire macht besonders darauf aufmerksam, daß sie schon damals durch Wahrsagen aus der Hand und eigenthümliche Tänze (vielleicht die Zigeuner-Tänze?) sich auszeichneten. „Dieses Ende,“ sagt der zu voreilige Franzose, „nahm die alte Religion der Isis und des Osiris, deren Namen selbst uns noch mit Ehrfurcht erfüllen!“ — Zu der Zeit, in welcher meine Geschichte spielt, war der Gottesdienst der Isis noch sehr geachtet. Die reichen Verehrer desselben ließen sogar Wasser aus dem Nil holen, um es auf die Altäre der Götter zu sprengen. Ich habe den Ibis in den Tempel der Isis eingeführt, obgleich man behauptet, dieser Vogel habe nur

in Egypten leben können. Aus vielen Gründen, deren Entwickelung hier zu weitläuftig wäre, glaube ich jedoch, daß der Ibis keineswegs selten in den italienischen Tempeln der Isis war, wenn er auch gewöhnlich bald in einem fremden Klima starb.

Die
letzten Tage von Pompeji.

Zweites Buch.

„Lucus tremescit, tota succusso solo
Nutavit aula, dubio quo pondus daret
Ac fluctuanti similis.“

Senec. Thyestes. v. 693.

Erstes Kapitel.

Eine Weinschenke in Pompeji, und die Gladiatoren.

Wir wenden uns jetzt zu einem jener Theile Pompejis, in dem nicht das Vergnügen, sondern dessen Schlachtopfer und Werkzeuge ihren Sitz hatten — zu den Herbergen der Gladiatoren und Lohnkämpfer — den Wohnungen des Lasters und der Armuth. — In einer engen Straße standen vor einem kleinen Hause mehrere Männer, deren gedrungene und herkulische Gestalten, deren kräftige und abgehärtete Muskeln, so wie ihr kühnes und verwegenes Ansehn, dieselben als Helden der Arena bezeichneten. Auf einem Vorsprung außerhalb des Ladens waren Gefäße, mit Wein und Öl gefüllt, aufgestellt, und an der Mauer sah man trinkende Gladiatoren gemalt; so alt und ehrwürdig ist der Gebrauch der Wirthshauszeichen! In der Stube standen meh-

rere kleine, durch eine Art Schranken von einander abgesonderte Tische, an denen Männer saßen, die theils tranken, theils Würfel spielten; theils jenes andere Spiel, genannt „duodecim scriptae," welches mehrere Alterthumsforscher für das Schach halten, wenn es auch vielleicht mehr einer Art von Damenspiel, wobei auch Würfel gebraucht wurden, gleichen mochte. Es war noch früh morgens, und nichts konnte besser die gewöhnliche Lebensart dieser Art Menschen darlegen, als jene Beschäftigungen zu dieser Tageszeit. Trotz der Lage des Hauses und des Charakters Derer, die es besuchten, war jedoch dessen Inneres nicht so räucherigt und schmutzig, als ähnliche Trinkstuben in unsern Städten zu sein pflegen. Der Schönheitssinn aller Pompejaner, in Folge dessen sie wenigstens das Äußere nicht vernachlässigten, zeigte sich auch hier in den lebhaften Farben an den Wänden, und den zwar fantastischen, aber keineswegs häßlichen Formen, in denen die Lampen, die Trinkgefäße und das gewöhnlichste Hausgeräth gearbeitet waren.

„Beim Pollux," sagte einer der Gladiatoren, welcher sich gegen einen Thierpfosten lehnte, „der Wein, den Du uns verkaufst, alter

Silenus, — und indem er dies sprach, puffte er dem dicken Wirth in den Rücken, „ist so schwach, daß er uns das beste Blut in den Adern verdünnt."

Der Wirth, dem diese derbe Liebkosung widerfuhr, war bereits in dem Herbst seiner Jahre, doch sein Äußeres war noch so kräftig und athletisch, daß es selbst die herkulischen Gestalten der Gladiatoren fast beschämen konnte; nur waren seine Muskeln wie versteckt in dem Fette, seine Backen dick und geröthet, der Bauch stand weit hervor.

„Ich verbitte mir Deine dummen Späße," sagte der Wirth, mit der brüllenden Stimme eines aufgereizten Tigers; „mein Wein ist gut genug für Dich, der ohnedem nicht mehr weit vom Spoliarium entfernt ist" *).

„Krächzest Du so, alter Rabe!" erwiederte ein Gladiator mit rohem Gelächter, „Du sollst Dich noch vor Ärger hängen, wenn Du mich die Palme gewinnen siehst; und fällt mir der Geldgewinn im Amphitheater zu, so wird mein erstes Gelübde zum Herkules sein, daß ich Dich

*) Der Ort, wohin die Todten oder tödtlich Verwundeten von der Arena gebracht wurden.

und Dein schlechtes Getränk für immer verschwöre."

„Hört ihn doch — hört doch diesen bescheidenen Pyrgopolinices! Er hat gewiß unter dem Bombastes Cluninstavidysarchides gedient *)," schrie der Wirth. „Sporus, Niger, Tetraides! er sagt, er wolle Euch überwinden. Jede Eurer Muskeln ist aber, bei den Göttern, kräftig genug, um es mit dem ganzen Kerl aufzunehmen, oder ich verstehe nichts von der Arena!" —

„Ha!" sagte der Gladiator, vor Zorn erröthend, „unser Canista kann Euch ganz andere Dinge von mir erzählen."

„Sprichst Du von mir, Du prahlerischer Lydon?" entgegnete Tetraides mit grimmiger Stimme.

„Oder von mir, der ich in funfzehn Kämpfen gesiegt habe?" sagte der riesenhafte Niger, indem er dem Gladiator gegenüber trat.

„Oder von mir?" — rief Sporus mit blitzenden Augen.

„Ruhig!" — sprach Lydon, indem er die

---

*) Miles gloriosus. Akt I.; dies heißt so viel, als wenn wir sagten: er hat unter Bombastes furioso gedient.

Arme übereinander legte, und seine Gegner trotzig ansah. „Die Zeit des Kampfes wird bald kommen; spart bis dahin Eure Herausforderungen."

„Ja, thut es!" sagte der Wirth, „und wenn ich für Dich meinen Daumen niederdrücke, so möge die Parze meinen Lebensfaden abschneiden."

„Deinen Strick, willst Du sagen," erwiederte Lydon höhnisch; — „da hast Du eine Sesterze, um Dir einen zu kaufen."

Der Wirth ergriff plötzlich die ihm dargereichte Hand, und packte und drückte sie so fest, daß das Blut aus den Fingerspitzen hervor, auf die Kleider der umher Stehenden spritzte.

Diese brachen in ein wildes Gelächter aus.

„Ich will Dich lehren, junger Prahlhans, den Macedonier mit mir zu spielen. Ich bin kein entnervter Perser; das versichere ich Dich! Was! habe ich nicht zwanzig Jahre mit dem Ringe gekämpft, und ließ ich jemals die Arme sinken? und erhielt ich nicht den Stab aus des Editors eigener Hand, und als Beweis, daß ich auf meinen Lorbeern ruhen darf? Und soll mich jetzt ein Knabe in die Schule nehmen?" — Indem er dies sprach, stieß er zornig die Hand zurück.

Der Gladiator ertrug, ohne einen Muskel zu verziehen, und mit demselben höhnischen Lächeln, durch das er den Wirth aufgebracht hatte, den wilden Händedruck desselben. Kaum fühlte er jedoch die Hand wieder frei, so hob er sich zum Angriff empor, wie eine wilde Katze, das Haar sträubte sich in die Höhe, und mit einem lauten, durchdringenden Schrei sprang er mit einer Gewalt auf seinen Gegner los, die diesen, so herkulisch er auch dastand, zu Boden warf, und mit dem Geräusch stürzender Felsenstücke fielen Beide zugleich nieder.

Der Wirth würde vielleicht des Strickes haben entbehren können, den Lydon ihm so freundschaftlich empfohlen hatte, wenn er noch drei Minuten länger in dieser Lage geblieben wäre. Doch auf den Lärm, der durch seinen Fall verursacht wurde, sprang aus einem andern Zimmer ein Weib auf den Kampfplatz; — sie war mit Fäusten und Ärmen begabt, die andere als sanfte Umarmungen konnten erwarten lassen. Auch hatte in der That die liebenswürdige Gehülfin von Burbo, dem Weinschenken, sowie er selbst, in den Schranken *), ja selbst unter

*) Es kämpften bisweilen in den Amphitheatern

den Augen des Kaisers mitgefochten. Und Burbo selbst, Burbo, der Unbesiegte auf dem Kampfplatz, mußte oft, wie böse Zungen behaupten wollten, die Palme seiner sanften Stratonice überlassen. Dieses süße Geschöpf sah kaum, in welcher dringenden Gefahr ihre schlechtere Hälfte sich befand, als ohne andere Waffen, wie die, welche sie der Natur selbst verdankte, sie auf den Gladiator stürzte, und, mit ihren magern Schlangenarmen ihn umschlingend, durch eine schnelle Bewegung ihn von dem Körper ihres Mannes zog, so daß blos seine Hände noch die Kehle des Feindes gefaßt hielten. So sieht man oft einen Hund, der sich in seinem gefallenen Nebenbuhler verbissen hat, an den Hinterbeinen in die Höhe heben; die eine Hälfte seines Körpers ruhig und harmlos in der Luft schwebend, während der Kopf, die Zähne und Krallen den darniederliegenden Feind nicht loslassen können, und ihm fast einverleibt zu sein scheinen. Die an den Anblick des Blutes gewöhnten, und durch denselben begeisterten Gladiatoren standen ruhig umher — mit grinsendem

---

Frauen niederen Standes mit — ja selbst Damen höhern Ranges nahmen oft an dieser Rohheit Theil.

Lächeln, die wilden Blicke auf die blutige Kehle des Wirths gerichtet.

„Habet! (er hat genug) habet!“ — schrien sie, indem sie sich frohlockend die Hände rieben.

„Non habeo, Ihr Lügner, ich habe noch nicht genug,“ schrie der Wirth, als er mit kräftiger Anstrengung sich den unbarmherzigen Fäusten seines Feindes entwunden hatte, — athemlos, stöhnend und blutend aufsprang, und mit rollenden Augen den blutdürstigen Blicken und knirschenden Zähnen seines Feindes begegnete, der, halb verächtlich sich gegen die tapfere Amazone wehrte.

„Das gilt nicht,“ brüllten die Gladiatoren, „Einer gegen Einen,“ und indem sie den Lydon und die Frau umgaben, trennten sie die Wirthin von ihrem liebenswürdigen Gaste.

Doch Lydon, der sich beschämt fühlte, und vergebens dem wilden Weibe sich zu entziehen suchte, fuhr mit der Hand in den Gürtel, und zog ein kurzes Messer hervor. Sein Blick war so drohend, und die Klinge glänzte so furchtbar, daß Stratonice, die nur auf die Methode des Faustkampfes eingeübt war, erschrocken zurückwich.

„O, Götter!“ kreischte sie, „der Bösewicht!

— er führt verborgene Waffen! — ist das erlaubt? heißt das wie ein rechtlicher Mann, und wie ein Gladiator handeln? — nein, wahrhaftig! ich verachte solche Burschen!" Mit diesen Worten kehrte sie dem Gladiator den Rücken, und sah sich nach ihrem Manne um.

Aber dieser, der auf jene gymnastischen Übungen so eingelernt war, wie ein englischer Dogge auf den Kampf mit seines Gleichen, hatte sich bereits erholt. Seine Wangen nahmen wieder ihre gewöhnliche Farbe an, die Adern der Stirne waren zurückgetreten. Er schüttelte sich mit einer gewissen Behaglichkeit, zufrieden, daß er noch am Leben war, und indem er jetzt seinen Feind von Kopf bis zu den Füßen, mit einem Ausdruck größerer Achtung, als je zuvor, betrachtete, sagte er:

„Beim Kastor, ich hielt Dich nicht für einen so starken Burschen! Ich sehe, Du bist ein Mann von Verdiensten und Anlagen; gieb mir Deine Hand, mein junger Held!" —

„Ehrlicher alter Burbo!" riefen die Gladiatoren beifällig, — „Du hast noch Mark in den Knochen — gieb ihm Deine Hand, Lydon!"

„Oh, recht gern," sagte der Gladiator, „doch

da ich einmal sein Blut gesehen habe, möchte ich gerne" —

„Beim Herkules!" erwiederte der Wirth ganz ruhig. „Das ist ein echter Gladiatorsinn! O, Pollux! wenn man bedenkt, was aus einem Mann werden kann; ein Löwe könnte nicht wilder sein!" — „Ein Löwe, o Du Tropf! wir nehmen es selbst mit den Löwen auf!" sprach Tetraides.

„Genug, genug!" — sagte Stratonica, indem sie ihre Haare ordnete; „wenn Ihr wieder gute Freunde seid, so betragt Euch nun auch ruhig und ordentlich; denn einige junge Herrn, Eure Patrone und Gönner, haben sagen lassen, sie würden herkommen, — sie wollen Euch hier mit mehr Muße in Augenschein nehmen, als es in den Schulen möglich ist, damit sie darnach ihre Wetten in dem großen Kampf auf dem Amphitheater einrichten können. Aus diesem Grunde kommen sie immer in unser Haus; sie wissen, daß die besten Gladiatoren aus Pompeji bei uns zu finden sind — unsere Gesellschaft ist, den Göttern sei Dank, sehr ausgesucht." —

„Ja," fuhr Burbo fort, indem er aus einem mit Wein angefüllten Eimer trank, „ein Mann, der so viele Lorbeern gewonnen hat, als ich,

kann nur die Tapfern an sich ziehen." Lydon, trink, mein guter Bursche! möge Dein Alter so ehrenwerth sein, als das meinige, das heißt, wenn Du es erreichst." —

„Komm her," sagte Stratonice, indem sie ihren Mann an den Ohren zärtlich zu sich zog, mit jener Liebkosung, die Tibull so gut beschrieben hat — „Komm her!"

„Nicht so hart, Du Wölfin, Du bist schlimmer, als ein Gladiator!" — murrte Burbo zwischen den Zähnen.

„Pst!" — sagte sie, ihm zuflüsternd, „Kalenus ist so eben verkleidet in die Hinterthüre eingetreten; ich hoffe, er hat das Geld mitgebracht."

„Ho, ho! ich will zu ihm," sagte Burbo. — „Habe Du derweile ein wachsames Auge auf die Becher, und gieb auf die Zeche Acht. Laß Dich nicht betrügen, Weib! es sind tüchtige Gesellen auf dem Kampfplatz, aber sonst muß man sich vor ihnen hüten; Cacus war nichts gegen sie!"

„Sei ohne Sorgen, Du Narr," erwiederte sie," und Burbo begab sich, beruhigt mit dieser zärtlichen Zusage, aus dem Zimmer nach dem Innern seines Hauses."

„Also diese süßen Herrn wollen unsere Muskeln in Augenschein nehmen," sagte Niger, „wer hat Dir das mitgetheilt?" —

„Lepidus," erwiederte die Wirthin. „Er bringt den Klodius, der am sichersten in ganz Pompeji wettet, und den jungen Griechen Glaukus mit."

„Eine Wette gegen eine Wette!" sagte Tetraides; „ich wette 20 Sesterzen, daß Klodius auf mich wettet! Was meinst Du, Lydon?" —

„Er wettet auf mich!" entgegnete Lydon.

„Nein, auf mich" — fiel Sporus ein.

„Glaubt Ihr Tölpel, er wird dem Niger irgend einen Andern vorziehn?" — sagte der Athlet dieses Namens, indem er sich bescheiden selbst nannte.

„Gut, gut," sagte Stratonice, indem sie ihren Gästen, die sich jetzt alle an einen der Tische gesetzt hatten, aus einer großen Amphora einschenkte, „Ihr dünkt Euch Alle tapfere und heldenmüthige Männer, aber wer von Euch will es mit dem numidischen Löwen aufnehmen, in dem Falle, daß man keinen Verbrecher findet, der diesen Wunsch vereitelt?" —

„Ich, der ich Deinen Armen entgangen bin, kühne Stratonice," sagte Lydon, „könnte

auch sicher den Kampf mit den Löwen wagen."

„Aber sagt mir," fragte Tetraides, „wo ist denn die schöne junge Sklavin hier aus dem Hause, das blinde Mädchen? Ich habe sie seit langer Zeit nicht gesehen."

„Oh! sie ist zu gut für Dich, Du Sohn des Neptun" *), sagte die Wirthin, „und ich glaube, selbst für uns. Wir schicken sie in die Stadt, um Blumen zu verkaufen, und den Damen etwas vorzusingen; sie verdient uns dadurch mehr Geld, als wenn sie Euch aufwartete. Außerdem hat sie oft andere Beschäftigungen."

„Andere Beschäftigungen!" sagte Niger, „dazu ist sie wohl noch zu jung."

„Still, Du wilder Mensch!" erwiederte Stratonice, „Du glaubst, es giebt kein anderes Spiel, als das korinthische. Wäre auch Nydia noch einmal so alt, als jetzt, so würde das arme Mädchen doch keusch wie Vesta bleiben." —

„Doch höre, Stratonice," sagte Lydon, „wie bist Du an eine so zarte und liebliche Sklavin gekommen? sie würde sich besser zum Kammer-

---

*) Sohn des Neptun! eine lateinische Phrase für einen wilden, ungestümen Menschen.

mädchen für eine reiche römische Matrone eignen, als für Dich."

„Das ist wahr," entgegnete Stratonice, „und ich hoffe, durch ihren Verkauf noch einst mein Glück zu machen. — Wie ich zu der Nydia kam, fragst Du?" —

„Jawohl!" —

„Ja, siehst Du, meine Sklavin Staphyla — Du erinnerst Dich der Staphyla, Niger?" —

„Allerdings, es war ein derbes Frauenzimmer, mit einem Gesicht, wie eine komische Maske. Wie sollte ich sie vergessen haben, beim Pluto! dessen Dienerin sie ohne Zweifel jetzt ist." —

„Ruhig, Du Tölpel! — nun, Staphyla starb eines Tages; es war mir ein großer Verlust, und ich ging auf den Markt, um mir eine andere Sklavin zu kaufen. Aber sie waren, bei den Göttern, seitdem ich die arme Staphyla gekauft hatte, so theuer geworden, und das Geld war so selten, daß ich schon zurückkehren wollte, als ein Kaufmann mich beim Rocke zog. „Liebe Frau," sagte er, „willst Du eine Sklavin wohlfeil kaufen? Ich habe eine zu verkaufen. Sie ist nur klein und fast noch ein Kind, aber stille und gelehrig, sie singt gut und stickt,

und ist, wie ich Dich versichern kann, von guter Herkunft.“ —

„Woher?“ fragte ich. — „Aus Thessalien.“ — Nun wußte ich, daß die Thessalierinnen sanft und klug sind. Ich bat ihn, mir das Mädchen zu zeigen, und fand sie gerade, wie sie jetzt noch ist, kaum kleiner, und scheinbar nicht jünger. Sie sah geduldig und traurig genug aus, mit niedergeschlagenen Blicken und vor der Brust gekreuzten Händen. Ich fragte nach dem Preise, er war mäßig, und ich kaufte sie sogleich. Der Kaufmann brachte sie in mein Haus, und entfernte sich schnell. Denkt Euch aber, meine Freunde, wie ich erschrak, als ich bemerkte, daß das Mädchen blind war. Ha! ha! das war ein schöner Bursche, der Kaufmann! Ich beschwerte mich bei der Obrigkeit, aber der Schurke war schon nicht mehr in Pompeji. Ich mußte daher in übler Laune, das kann ich Euch versichern, zurückkehren, und auch das arme Mädchen fühlte deren Folgen. Aber sie konnte nichts dafür, daß sie blind war; auch wurden wir nach und nach immer weniger unzufrieden mit unserem Kaufe. Nydia ist allerdings nicht so stark, als Staphyla, und sie konnte im Hause uns nicht viel nutzen; aber

bald wußte sie sich in der Stadt zurecht zu finden, als sei sie mit den Augen des Argus begabt, und als sie eines Tages eine Hand voll Sesterzien nach Hause brachte, die sie aus dem Verkauf einiger, in unserm kleinen Garten gepflückter Blumen gelöset hatte, mußten wir glauben, sie sei uns von den Göttern selbst gesandt worden. Seit jener Zeit lassen wir sie ausgehn, wie es ihr beliebt. Sie füllt ihr Körbchen mit Blumen, und windet sie in Kränze, so wie es in Thessalien gebräuchlich ist, was den jungen Herrn hier sehr gefällt. Auch scheinen ihr die vornehmen Leute besonders gewogen zu sein, denn sie zahlen ihr immer mehr, als den andern Blumenmädchen, und sie bringt gewissenhaft alles Geld, das sie eingenommen hat, nach Hause, welches schwerlich eine andere Sklavin thun würde. Aus diesem Grunde verrichte ich alle häuslichen Geschäfte selbst, doch werden mich ihre Einnahmen bald in den Stand setzen, mir eine zweite Staphyla zu kaufen. Ich bin überzeugt, daß der Schurke von Sklavenhändler das blinde Mädchen gestohlen hatte, und vielleicht ist sie von guter Familie *). Außer ihrer

---

*) Es war von den thessalischen Sklavenhändlern

Geschicklichkeit im Kränzeflechten singt sie und spielt die Zyther, welches auch Geld einbringt; und vor Kurzem — doch das ist ein Geheimniß" —

„Das ist ein Geheimniß — und was denn?" — sagte Lydon, „bist Du zur Sphinx geworden?"

„Sphinx, nein — wie so zur Sphinx?" —

„Höre auf mit Deinem albernen Geschwätz," unterbrach sie Sporus ungeduldig, „und bringe uns unser Essen — ich bin hungrig." —

„Und auch ich," fügte Niger hinzu, indem er sein Messer hervorzog.

Die Amazone verfügte sich in die Küche, und kehrte bald darauf mit einer großen Schüssel voll halb roher Fleischstücke zurück, denn die Helden des Wettkampfs glaubten damals, so wie noch jetzt, durch solche Nahrung am Besten ihren Anstrengungen gewachsen zu sein, und ihre Wildheit behaupten zu können; — sie setzten

---

bekannt, daß sie oft Personen von Stand und Erziehung raubten; sie verschonten selbst ihre eigenen Landsleute nicht immer. Aristophanes greift dieses Volk wegen jenes abscheulichen Menschenhandels oft bitter und heftig an.

sich mit den gierigen Blicken hungriger Wölfe um den Tisch — die Speisen waren schnell verschwunden, und der Wein floß reichlich. Wir verlassen diese Personen, die auch ihre Stelle in dem Leben jener Zeit einnehmen, und wenden uns jetzt wieder zum Burbo.

Zweites Kapitel.

Die beiden Biedermänner.

In den frühesten Zeiten Roms wurde die Priesterwürde nicht der Einnahme, die sie gewährte, sondern der Ehre wegen gesucht. Die angesehensten Bürger bekleideten sie, und den Plebejern ward sie nicht gestattet. Späterhin und schon lange vor der Zeit dieser Geschichte stand sie jedem Range offen, wenigstens jener Theil der priesterlichen Ämter, welche die Flamens oder die Priester, nicht der Religion im Allgemeinen, sondern einzelner Gottheiten, bekleiden durften. Selbst der Priester Jupiters, der Flamen dialis, dem ein Liktor voranging, der durch seine Stellung in den Senat eintreten durfte, und der zuerst der höchste Würdenträger der Patrizier war, wurde später der Volkswahl anheimgestellt. Die minder nationellen und weniger geehrten

Gottheiten wurden gewöhnlich von Priestern plebejischer Herkunft bedient, und viele traten in religiöse Würden, wie jetzt bei den Katholiken noch viele in Mönchsbrüderschaften, weniger aus religiösen Antrieben, als aus denen berechnender Armuth. Auch Kalenus, der Priester der Isis, war von der niedrigsten Herkunft. Seine Familie stammte von befreiten Sklaven ab. Er hatte von seinem Vater eine sorgfältige Erziehung, und ein kleines, jedoch bald erschöpftes Vermögen erhalten. Als letzte Zuflucht vor der Noth, wählte er den Priesterstand. Wenn auch die festen Einkünfte dieses heiligen Amtes damals im Allgemeinen nur geringe waren, so konnten doch die Priester eines beliebten Tempels sich nicht beklagen. Keine Beschäftigung bringt so viel ein, als die, welche den Aberglauben der Menge in Anspruch nimmt.

In Pompeji lebte nur ein Verwandter des Kalenus, und dieser war Burbo. — Dunkle und unehrenwerthe Bande, stärker als die des Blutes, vereinigten ihre Herzen und ihre Interessen. Oft entzog sich der Isispriester verkleidet und insgeheim der angeblichen Strenge seiner Andachtsübungen, und schlich sich durch die Hinterthüre in das Haus des ehemaligen

Gladiators, eines Menschen, den seine Laster und seine Beschäftigungen gleich sehr der Verachtung preisgeben mußten. Dort legte er den letzten Rest jener Scheinheiligkeit ab, die einer, selbst für die Nachäffung der Tugend zu rohen Seele jederzeit drückend sein mußte, und der er sich blos unterwarf, weil seine herrschende Leidenschaft, der Geiz, ihn dazu antrieb.

In einen jener großen Mäntel gehüllt, die bei den Römern Mode wurden, je mehr sie die Toga ablegten, und dessen weiter Faltenwurf die Gestalt ganz verhüllte, so wie die hinzugefügte Kaputze auch die Gesichtszüge verbarg — saß jetzt Kalenus in dem kleinen Wohnzimmer des Burbo, von wo aus ein kleiner Gang zu der Hinterthüre führte, die man fast in allen Häusern Pompejis fand.

Ihm gegenüber saß Burbo, und zählte wohlgefällig auf einem Tische eine kleine Summe Geldes, welche der Priester eben aus der Börse genommen hatte, denn Geldbörsen waren damals, wie jetzt, im Gebrauch, nur mit dem Unterschiede — sie waren meistens besser gefüllt! —

„Du siehst," sagte Kalenus, „wir zahlen gut, und Du bist mir Dank schuldig, daß ich

Dir zu einer so guten Kundschaft verholfen habe."

„Allerdings, Vetter, bin ich Dir sehr dankbar," erwiederte Burbo, indem er das Geld in ein ledernes Beutelchen steckte, das er in den Gürtel schob, worauf er den Gurt um seinen hervorstehenden Bauch enger anzog, als er es gewöhnlich in den Stunden häuslicher Beschäftigungen zu thun pflegte — „und bei der Isis, Pisis, Nisis, oder welche Gottheiten es sonst noch in Egypten geben mag, meine kleine Nydia ist ein wahres Hesperien, ein goldener Garten für mich."

„Sie singt schön, und spielt wie eine Muse; dieses sind Talente, die der, dem ich diene, stets freigebig bezahlt."

„Er ist ein Gott," rief Burbo begeistert aus; „jeder reiche Mann, der freigebig ist, verdient, angebetet zu werden. Aber komm, alter Freund, trinke ein Glas Wein mit mir, und erzähle mir mehr davon. Was that sie dort? — Sie ist ängstlich, spricht von ihrem Eid, und offenbart nichts." —

„Ich eben so wenig, bei meiner rechten Hand; auch ich habe den schrecklichen Eid der Verschwiegenheit geleistet."

„Eid! — was sind Eide für Männer, wie wir?"

„Allerdings — gewöhnliche Eide! — aber dieser!" — Und der in Lastern abgehärtete Priester bebte, indem er sprach. „Doch," fuhr er fort, und leerte dabei einen großen Becher ungemischten Weines, „ich muß Dir gestehn, daß ich nicht so sehr den Eid, als die Rache dessen, dem ich ihn geleistet, scheue. Bei den Göttern! er ist ein mächtiger Zauberer, und vermöchte, mein Geständniß selbst vom Monde herabzuziehn, wenn ich es diesem abgelegt hätte. — Sprich nicht mehr davon! Wenn ich aber auch, beim Pollux, herrliche Feste mit ihm feiere, so ist mir doch dort nie recht behaglich. Eine frohe Stunde mit Dir, und mit einer von jenen einfachen, kräftigen Mädchen, die ich in diesem Zimmer finde, ist mir lieber, als ganze Nächte, in so glänzenden Ausschweifungen zugebracht."

„He! sprichst Du so? — Nun, wenn es den Göttern gefällt, so wollen wir zu morgen Abend wieder ein hübsches Fest veranstalten." —

„Das soll mir lieb sein," sagte der Priester, indem er sich die Hände rieb, und sich mehr dem Tische näherte.

In diesem Augenblick hörten sie ein leichtes

Geräusch an der Thüre, als ob Jemand die Klinke umfaßte. Der Priester zog schnell seine Kapuze über den Kopf. „Sei ruhig,“ lispelte der Wirth, „es ist die Blinde,“ als Nydia die Thüre öffnete, und in das Zimmer trat.

„He, Mädchen, was willst Du? — Du siehst bleich aus; auch bist Du lange ausgeblieben. Nun, nun, jung bleibt immer jung!“ sagte Burbo lachend.

Das Mädchen erwiederte nicht, ließ sich aber auf einem der Sitze nieder, und schien sehr ermüdet zu sein; ihre Gesichtsfarbe wechselte schnell; sie stieß ungeduldig mit ihrem kleinen Fuß auf den Boden, und sagte mit entschlossener Stimme: „Niemals werde ich wieder an jenen schrecklichen Ort gehn; ihr mögt mich auch schlagen, mich hungern lassen, mir selbst mit dem Tode drohen.“ —

„Was, — Du Närrin!“ sagte Burbo mit heftigen Geberden, und seine Augenbraunen zogen sich finster über die wilden, rollenden Augen. „Was, Du willst nicht gehorchen? Nimm Dich in Acht!“ —

„Ich habe es gesagt,“ erwiederte das arme Mädchen, indem sie die Hände über die Brust kreuzte.

„Was, mein Zierpüppchen, meine süße Vestalin, Du willst nicht mehr hingehn? — Nun, man wird Dich schon hin zu bringen wissen."

„Ich werde schreien, daß man es in der ganzen Stadt hört," sagte sie heftig, und das Blut stieg ihr in das Gesicht.

„Das wollen wir auch schon verhindern; wir werden Dir den Mund stopfen."

„Dann mögen die Götter mir beistehn," sagte Nydia, indem sie aufstand; „ich werde mich bei der Obrigkeit beschweren."

„Erinnere Dich Deines Eides!" sagte Kalenus jetzt mit dumpfer, tiefer Stimme.

Bei diesen Worten ergriff ein Schauder das arme Mädchen; sie faltete, um Hülfe flehend, die Hände. „O, ich Unglückliche," seufzte sie, und fing an, zu weinen.

Jetzt erschien plötzlich die abschreckende Gestalt der Stratonice, wahrscheinlich durch das Geräusch, welches diese Scene verursachte, herbeigerufen, in dem Zimmer.

„Was giebt es hier?" sagte sie wüthend zum Burbo, „was beginnst Du wilder Mensch mit meiner Sklavin?" —

„Sei ruhig, Weib!" erwiederte er in einem halb ängstlichen, halb grimmigen Tone; „Du

kannst doch wohl hübsche Kleider und einen neuen Gürtel gebrauchen, nicht wahr? Nun, so gieb Acht auf Deine Sklavin; sonst wirst Du noch lange darauf warten müssen. Vae capiti tuo — der Fluch auf Dein Haupt, Du Ungehorsame!" —

„Was bedeutet das?" — sagte die alte Hexe, indem sie bald den Einen, bald die Andere ansah.

Nydia stand schnell auf, warf sich der Stratonice zu Füßen, und schluchzte, indem sie ihre Kniee umfaßte:

„O, meine Gebieterin, Du bist ein Weib, Du hast Schwestern gehabt, Du warst jung, wie ich; erbarme Dich meiner; beschütze mich! — Ich will jenen schrecklichen Festen nicht mehr beiwohnen."

„Einfältiges Mädchen!" — sagte die Hexe, indem sie ungestüm eine jener zarten Hände faßte, die an keine härtere Arbeit, als an das Flechten von Blumenkränzen gewöhnt waren — „Dummes Ding! eine Sklavin darf solche Gewissensbisse nicht haben!"

„Hörest Du," sagte Burbo, indem er seinen Geldbeutel hervor zog, und dessen Inhalt erklingen ließ; „hörst Du diese Musik, Weib? —

Wenn Du jenes dumme Kalb nicht mit einem tüchtigen Riemen züchtigst, so wirst Du diese Musik bald nicht mehr hören." — „Das Mädchen ist müde und erschöpft," sagte Stratonice, indem sie dem Kalenus zuwinkte, „das nächste Mal wird sie Euch folgsamer sein."

„Euch! Euch! wer ist hier?" — rief Nydia mit so ängstlichem Wesen, daß der Isispriester beunruhigt aufstand, als ihre blinden Augen in ihren Höhlen rollten.

„Sie muß mit diesen Augen sehn!" flüsterte er.

„Wer ist hier? In des Himmels Namen, sprecht! Ach, wäret Ihr blind, wie ich, so würdet Ihr nicht so grausam sein," sagte sie, und brach wieder in Thränen aus.

„Bringe sie fort," sagte Burbo ungeduldig; „ich hasse dieses Gejammer!" —

„Komm," sagte Stratonice, indem sie das arme Kind an der Schulter faßte.

Nydia entzog sich ihr mit einer Miene, der die Entschlossenheit Würde gab.

„Höre mich," sagte sie, „ich habe Dir treu gedient — ich, die ich erzogen wurde — ach, meine Mutter, meine arme Mutter, ließest Du Dir jemals träumen, daß es so weit mit mir

kommen würde?" — Sie trocknete sich die Thränen, und fuhr fort: „Befehlt mir alles Andere, ich will gehorchen, aber ich erkläre Euch jetzt, Euch, so strenge, hart und unerbittlich Ihr auch seid, daß ich dort nicht mehr hingehn, oder daß, wenn ich dazu gezwungen werde, ich den Schutz des Prätors selbst anflehen will — ich habe es gesagt; hört mich, ihr Götter, ich schwöre!" —

Die Augen der alten Hexe fingen jetzt an, zu glühen, wie Feuer; sie ergriff das Kind mit der einen Hand bei den Haaren, und erhob die andere in die Luft — jene schreckliche rechte Faust, deren geringster Schlag hinreichte, um die zarten und schwachen Formen zu vernichten. Dieses schien auch sie zu bedenken, denn sie änderte ihren Vorsatz, und indem sie Nydia nach der Wand hin zog, nahm sie von einem Haken einen Strick, der schon oft zu diesem Zweck gedient haben mochte, und in dem nächsten Augenblick ertönte das Angstgeschrei und Hülferufen des armen blinden Mädchens.

Drittes Kapitel.

Glaukus macht einen Handel, der ihm später theuer zu stehen kommt.

„Hollo, ihr braven Bursche!“ sagte Lepidus, indem er sich bückte, als er in die niedrige Hausthüre des Burbo eintrat. „Wir sind gekommen, um zu sehn, wer von Euch Eurem Lanista am meisten Ehre macht.“ Die Gladiatoren standen ehrerbietig vor drei jungen Männern auf, die mit als die reichsten und freigebigsten in Pompeji bekannt waren, und deren Urtheil für den amphitheatralischen Ruf sehr wichtig war.

„Was für derbe Kerls,“ sagte Klodius zum Glaukus; „sie sind würdig, Gladiatoren zu sein!“ —

„Es ist Schade, daß sie nicht Soldaten sind,“ erwiederte Glaukus.

Es war merkwürdig, jetzt den üppigen Lepidus zu beobachten, den bei den Festlichkeiten ein Strahl des Tageslichtes zu verblenden schien, in den Bädern ein Luftzug ungeduldig machte, in dem die männliche Natur gänzlich entartet war, und den Weichlichkeit und übertriebener Luxus zu einem Zwittergeschöpf machten — es war merkwürdig, diesen Lepidus jetzt voll Leben und Thätigkeit zu sehen, wie er die breiten Schultern der Gladiatoren mit seiner kraftlosen, weibischen Hand betastete, die gedrungenen, gebräunten Muskeln befühlte, ganz verloren in Bewunderung jener Mannhaftigkeit, die er so sorgfältig stets von sich selbst entfernt zu halten sich bemühte.

So sehn wir noch in unsern Tagen die unbärtigen Stutzer in den Salons zu London sich um die Helden des Fivescourt drängen — so sehen wir sie staunen und bewundern und eine Wette berechnen; so sehen wir in komisch-tragischer Vereinigung die beiden Gegensätze der civilisirten Gesellschaft. — Diejenigen, welche das Vergnügen suchen, und dessen Sklaven, die verächtlichsten aller Sklaven, blutdürstig und verkäuflich zugleich — Männer, die ihre Kraft so verkaufen, wie Weiber ihre Schönheit; wild

wie die Bestien, doch in den Motiven ihres Treibens noch unter ihnen stehend, denn jene zerfleischen sich doch nicht gegenseitig für Geld!

„Ha, Niger, wie willst Du kämpfen," sagte Lepidus, und mit wem?"

„Sporus hat mich herausgefordert," sagte der wilde Riese; ich hoffe, es soll auf Tod und Leben gehn."

„Ah, gewiß," erwiederte Sporus, indem er mit seinen kleinen Augen blinzelte.

„Er nimmt das Schwerdt, und ich das Netz und den Dreizack; es wird ein herrlicher Kampf werden. Ich hoffe, der Überlebende wird genug bekommen, um die Würde seines Standes zu behaupten."

„Sei ohne Sorgen, mein Hektor, wir wollen die Kasse schon füllen," sagte Klodius; laß sehn, Du kämpfest gegen den Niger? — Glaukus, eine Wette, ich wette auf Niger."

„Sagte ich es nicht?" rief Niger freudetrunken. „Der edle Klodius kennt mich; zähle Dich nur schon zu den Todten, mein Sporus!"

Klodius zog seine Wachstafel hervor. „Eine Wette, um zehn Sesterzien *). Was meinst Du?"

---

*) Etwas mehr als 80 Pfund Sterling.

„Es sei," sagte Glaukus, — „doch wer ist das? — ich sah diesen Helden noch nie," und er zeigte hierbei auf den Lydon, dessen Glieder schlanker waren, als die seiner Genossen, und der etwas Angenehmes, selbst Edles in seinen Zügen hatte, das seine Beschäftigung noch nicht hatte verwischen können.

„Es ist Lydon, ein Anfänger, der sich bis jetzt blos mit dem hölzernen Schwerdte geübt hat," antwortete Niger. „Doch er hat wahres Gladiatorenblut in sich, und forderte schon den Tetraides heraus."

„Er forderte mich heraus," sagte Lydon, „ich gehe auf den Kampf ein."

„Und wie wollt Ihr fechten?" fragte Lepidus; — „warte aber noch ein bischen, mein Bursche, ehe Du es mit dem Tetraides aufnimmst."

Lydon lächelte verächtlich.

„Ist er ein Bürger oder ein Sklave?" fragte Klodius.

„Ein Bürger, wir sind hier Alle Bürger," erwiederte Niger.

„Strecke Deinen Arm aus, mein Lydon," sagte Lepidus mit einer Kennermiene.

Der Gladiator streckte, mit einem bedeu-

tungsvollen Blick auf seine Genossen, einen Arm aus, der, wenn auch nicht so dick und fleischigt, als die ihrigen, doch von so festem Muskelbau, und so regelmäßig in seinen Verhältnissen war, daß die drei jungen Männer gleichzeitig einen Ausruf der Bewunderung hören ließen.

„Nun gut,“ sagte Klodius, „und welche Waffe wählst Du?“ —

„Wir werden zuerst mit dem Cestus, und wenn wir darauf Beide noch leben, mit Schwerdtern kämpfen,“ erwiederte Tetraides mit einem neidisch-schielenden Blick.

„Mit dem Cestus?“ sagte Glaukus, „daran thust Du Unrecht, Lydon. Der Cestus ist eine griechische Kampfart, ich kenne sie gut — Du mußt dafür noch etwas stärker werden; Du bist zu mager dazu — gieb den Cestus auf.“ —

„Ich kann nicht,“ sagte Lydon.

„Und weshalb nicht?“ —

„Ich habe es schon gesagt, weil er mich darauf herausgefordert hat.“ —

„Aber er wird nicht grade auf dieser Waffe bestehn.“

„Meine Ehre besteht aber darauf,“ erwiederte Lydon stolz.

„Ich wette auf Tetraides, zwei gegen eins, auf den Cestus," sagte Klodius, „soll es gelten, Lepidus? — und mit Schwerdtern auf gleiche Wette."

„Wenn Du auch drei gegen eins setzest, so nehme ich es nicht an," entgegnete Lepidus; Lydon wird mit dem Schwerdt ihm nicht gewachsen sein. — Du meinst es sehr gut mit mir." —

„Was meinest Du dazu, Glaukus?" — fragte Klodius.

„Ich will auf die Wette drei gegen eins eingehn." —

„Also zehn Sesterzien gegen dreißig?" —

„Ja" *).

Klodius schrieb auch diese Wette in seine Tafel.

„Entschuldige, mein edler Beschützer," sagte Lydon leise zum Glaukus, „wie viel glaubst Du, daß der Sieger gewinnen wird?"

„Wie viel? — nun, vielleicht sieben Sesterzien."

---

*) Man verwechsle die sestertii nicht mit der sestertia. Jenes war eine Summe, und galt 8 Pfd. 1 Schl $5\frac{1}{2}$ d., letzteres war eine Münze 1 d. $3\frac{3}{4}$ Forthings.

„Bist Du gewiß, daß es so viel sein wird?"

„Wenigstens — aber schämt Euch! — ein Grieche würde an die Ehre, aber nicht an das Geld denken. Oh, Römer, überall bleibt ihr Römer!"

Die braune Wange des Gladiators erröthete, und er sprach:

„Verkenne mich nicht, edler Glaukus; ich denke an beides; doch würde ich kein Gladiator geworden sein, wenn es nicht des Geldes wegen wäre." —

„O, Du Unwürdiger; — mögest Du unterliegen! noch nie war ein Geldhungriger ein Held." —

„Ich bin nicht geldhungrig," sagte Lydon mit Stolz, und entfernte sich nach der andern Seite.

„Aber ich sehe den Burbo nicht; wo ist er? ich muß mit ihm sprechen," sagte Klodius.

„Er ist da drinnen," sagte Niger, indem er auf die entgegenstehende Thüre zeigte.

„Und wo ist Stratonice, die gute Alte, wo ist sie?" — fragte Lepidus.

„Sie war so eben noch hier, ehe Ihr eintratet, doch sie hörte da drinnen etwas, das Ihr mißfiel, und ist hineingegangen. Beim

Pollux! dem alten Burbo ist vielleicht in dem Hinterzimmer ein Mädchen in die Hände gefallen. — Ich hörte eine weibliche Stimme kreischen; die Alte ist eifersüchtiger, als Juno."

„Ho! das ist ein vortrefflicher Spaß," sagte Lepidus lachend. „Komm, Klodius, laß uns mit dem Jupiter theilen; vielleicht hat er eine Leda bei sich." —

In diesem Augenblick hörte man einen lauten Schrei des Schmerzes und Entsetzens.

„Oh, schone mich! ich bin ja nur ein Kind, ich bin blind — ist das nicht Strafe genug?"

„O Pallas! jene Stimme ist mir bekannt, es ist mein armes Blumen-Mädchen!" — rief Glaukus, und stürzte zugleich nach der Stube, aus welcher das Geschrei kam. Er sprengte die Thüre, und sah Nydia unter den Mißhandlungen der wüthenden Hexe sich winden; — der, bereits mit Blut gefärbte Strick schwebte schon wieder in der Luft.

„Furie!" sagte Glaukus, indem er ihr mit der einen Hand Nydia, mit der andern den Strick entriß. „Wie kannst Du ein Mädchen, ein Kind, so mißhandeln? — Meine Nydia — mein armes Mädchen!" —

„Oh, bist Du es; ist es Glaukus?“ rief das Blumen-Mädchen im Tone des Entzückens, sie weinte nicht mehr, lächelte, schmiegte sich an seine Brust, und küßte sein Gewand.

„Und wie kannst Du es wagen, voreiliger Fremdling, einer freien Frau zu gebieten, wie sie ihre Sklavin behandeln soll? — Bei den Göttern, trotz Deiner feinen Tunika, und Deinen Parfüms, zweifle ich noch sehr, ob Du ein römischer Bürger bist, mein Männchen!“ —

„Nicht so ungestüm, meine Alte, nicht so hitzig,“ sagte Klodius, der jetzt mit dem Lepidus eintrat. „Dies ist mein Freund; Du darfst nicht so bissig gegen ihn sein! es regnet Steine!“

„Gieb mir meine Sklavin!“ kreischte die Amazone, indem sie mit kräftiger Faust den Griechen an der Brust faßte.

„Ich lasse sie nicht, und wenn alle Furien, Deine Schwestern, Dir beiständen. Fürchte nichts, süße Nydia; ein Athenienser schützt stets die Unglücklichen!“ —

„Hollo!“ — schrie Burbo, indem er sich erhob, „was für ein Lärmen ist das um eine Sklavin? — Lasse den jungen Herrn gehn, Weib — laß ihn gehn — aus Rücksicht für ihn soll das einfältige Ding diesmal noch ver-

schont werden.“ Indem er dieses sagte, zog er das wilde Weib zurück.

„Es schien mir, als wir eintraten,“ sagte Glaukus, „daß noch Jemand hier gewesen sei.“

„Er ist fortgegangen.“

Und allerdings hatte der Priester der Isis es für Zeit gehalten, sich zu entfernen.

„Oh,“ sagte Burbo unbefangen, „das war ein Freund von mir, ein Bruder Saufaus, ein stiller Kauz, der solche Zänkereien nicht liebt. — Doch geh, Kind, Du wirst die Tunika des jungen Herrn zerreißen, wenn Du sie so fest hältst; geh! es soll Dir diesesmal verziehen sein.“

„Oh, verlasse mich nicht, — verlasse mich nicht!“ sagte Nydia, indem sie sich noch fester an den Athenienser schmiegte.

Gerührt durch ihre verlassene Lage, so wie sich geschmeichelt fühlend, daß sie seine Hülfe in Anspruch nahm, setzte sich der Grieche auf einen der roh gearbeiteten Stühle. Er hielt sie auf seinen Knieen, seine langen Haare badeten sich in dem Blut, das von ihren Schultern strömte — er küßte die Thränen von ihren Wangen — flüsterte ihr tausend von den beruhigenden Worten zu, mit denen wir den Schmerz eines Kindes beschwichtigen; — und so schön

erschien er in diesem Augenblick selbst der wilden Stratonice, daß auch ihr hartes Herz gerührt wurde. Seine Gegenwart schien jene finstere Herberge zu veredlen — weich und edelmüthig schien er geschaffen zu sein, unglückliche Wesen zu unterstützen.

„Wer hätte sich denken sollen," sagte die Alte, indem sie sich die Schweißtropfen von der Stirn wischte, „daß unsere blinde Nydia noch so geehrt werden würde."

Glaukus wendete sich zum Burbo und sagte: „Mein guter Mann, dieses ist Deine Sklavin, sie singt gut, sie ist geschickt in der Pflege der Blumen; ich wünsche, solch eine Sklavin einer Dame zum Geschenk zu machen. Willst Du sie mir verkaufen?" — Indem er diese Worte sprach, fühlte er, wie ein Schauer des Entzückens durch die Glieder des armen Mädchens zuckte, — sie sprang auf, strich sich die Haare aus dem Gesicht, und blickte mit den blinden Augen umher, als ob sie sehen könne! —

„Unsere Nydia verkaufen! — nein, das geschieht nicht," sagte Stratonice trotzig.

Nydia sank mit einem tiefen Seufzer zurück, und schmiegte sich wieder an ihren Beschützer.

„Dummes Zeug!" sagte Klodius gebieterisch, „Ihr müßt mir den Gefallen thun. — Was, Burbo — was, Alte; wenn Ihr mich beleidigt, so ist es mit Eurem Geschäft zu Ende. Ist nicht Burbo der Klient meines Vetters Pansa? Bin ich nicht das Orakel des Amphitheaters und seiner Helden? Wenn ich ein Wort spreche, so ist Eure Schenke geschlossen, und Ihr verkauft nichts mehr. — Glaukus, die Sklavin ist Dein." —

Burbo kratzte sich, offenbar in großer Verlegenheit, hinter den Ohren.

„Das Mädchen ist mir so viel werth, als sie in Golde wiegt," sagte er.

„Nenne den Preis," entgegnete Glaukus, ich bin reich." —

Die alten Italiener waren, so wie die neueren; es war ihnen Alles verkäuflich, also um so mehr ein armes, blindes Mädchen.

„Sie kostet mich sechs Sesterzien, jetzt ist sie zwölf werth," sagte Stratonice.

„Ihr sollt zwanzig haben; kommt sogleich zum Richter, und dann nehmt das Geld in meinem Hause in Empfang."

„Ich würde das gute Mädchen nicht für 100 Sesterzien verkaufen," sagte Burbo wei-

nerlich, „wenn es nicht dem edlen Klodius zu Gefallen geschähe. Du mußt aber auch beim Pansa mir behülflich sein wegen der Stelle eines Designators im Amphitheater, edler Klodius; sie wäre grade passend für mich.“ —

„Du sollst sie haben,“ entgegnete Klodius, indem er dem Burbo leise zuflüsterte: „Jener Grieche kann Dein Glück machen, das Geld läuft bei ihm, wie durch ein Sieb. Bezeichne diesen Tag mit weißer Kreide, mein Priamus!“ —

„An dabis?“ — sagte Glaukus, in der gebräuchlichen Frage des Käufers an den Verkäufer.

„Dabitur!“ erwiederte Burbo.

„O, welches Glück,“ murmelte Nydia; „ich werde also mit Dir, mit Dir gehn.“ —

„Ja, mein süßes Kind; und künftig soll Dein Geschäft nur darin bestehn, der liebenswürdigsten Dame in Pompeji griechische Lieder vorzusingen.“ —

Das Mädchen sprang auf, ihre Züge, die den Augenblick vorher ein so freudiges Entzücken aussprachen, nahmen einen andern Ausdruck an; sie seufzte tief, und sagte, indem sie nochmals seine Hand ergriff:

„Ich glaubte, ich würde mit nach Deinem Hause gehn.“

„Für jetzt soll dieses auch geschehn; komm, wir verlieren die Zeit.“ —

Viertes Kapitel.

Der Nebenbuhler des Glaukus gewinnt ihm den Vorsprung ab.

Ione war eine jener seltenen Erscheinungen, die uns nur selten im wirklichen Leben begegnen. Sie vereinigte in der höchsten Vollkommenheit Schönheit und geistigen Werth. — Noch nie besaß Jemand intellektuelle Fähigkeiten, ohne sich ihrer bewußt zu sein — die Vereinigung der Bescheidenheit und des Verdienstes sieht man allerdings gerne, aber wo der innere Werth groß ist, verbirgt ihn niemals der Schleier jener bewunderten Bescheidenheit vor dem, der ihn in sich trägt. Es ist das stolze Selbstbewußtsein gewisser Eigenschaften, welche der Genius der Alltagswelt nicht darlegen kann, das ihm jenen Schein von Schüchternheit, Unbeholfenheit und Unruhe giebt, der gewöhnlichen Men-

schen fremdartig vorkommt, oft aber auch ihrer Eitelkeit schmeichelt. Täusche Dich aber nicht, eitler Alltagsmensch, indem Du glaubst, das verlegene Benehmen jenes großen Mannes sei ein Beweis, daß er seiner Überlegenheit über Dich sich nicht bewußt ist! — Was Du für Bescheidenheit hältst, ist blos ein innerer Kampf der Selbsterkennung. Er fühlt es nur zu drückend, wie unendlich hoch er über Dir erhaben steht, und wird blos aus der Fassung gebracht, weil an den Orten, wo Du mit ihm zusammen triffst, er sich plötzlich zu Dir erniedrigt finden muß. Er ist nicht unterhaltend — er ist nicht liebenswürdig — er hat keinen Umgang, der dem Deinigen ähnlich ist — aber Deine Werthlosigkeit und Geringfügigkeit ist es, die ihn verlegen macht, nicht seine eigene! —

Auch Jone kannte ihren Werth, doch mit jener reizenden Gewandtheit, die mit Recht für einen Vorzug ihres Geschlechtes gilt, hatte sie das Talent, dessen so wenige geistreiche Männer sich rühmen können, ihre Fähigkeiten nach der geistigen Bildungsstufe Derer, mit denen sie umging, zu modificiren, und selbst herab zu stimmen. Der erfrischende Springquell ergoß seinen Strahl an die Küste, in die Höhlen und

auf die Blumen; er beglückte überall. Jenes Selbstbewußtsein, welches jeder Überlegenheit inne wohnt, wirkte bei Jonen nur wenig auf ihre äußere Erscheinung; in ihrer eigenen Brust aber gestaltete es sich zur Unabhängigkeit. So verfolgte sie ihren eigenen glänzenden, aber einsamen Pfad. Sie nahm den Rath und die Erfahrung keiner alten Matrone in Anspruch — sie gehorchte nur den Antrieben ihrer eigenen unbefleckten Reinheit. Sie unterwarf sich keiner tyrannischen oder eigenmächtigen Anforderung der Sitte, und bildete sich diese selbst nach ihren Überzeugungen, welches aber mit so weiblicher Anmuth und mit so zarten Rücksichten geschah, daß man nicht sagen konnte, sie verletze die Sitte, weil sie ihr gebot. Es war möglich, Jonen nicht zu lieben; sie stand vielleicht sogar zu hoch für die Liebe gewöhnlicher Naturen; aber wer sie einmal liebte, der mußte sie auch bis zur Anbetung lieben. Die Hülfsquellen ihrer geistigen Vorzüge waren unerschöpflich — sie verschönerten selbst das Gewöhnliche; ein Wort, ein Blick von ihr schien oft wie ein Zauber zu wirken. Wer sie liebte, der trat in eine neue Welt ein, und verließ diese armselige und beschränkte Erde. Er befand sich in einem

Lande, wo ihm Alles wie verklärt durch einen magischen Einfluß erschien. Wenn er sich in ihrer Nähe befand, glaubte er vortreffliche Musik zu hören; er wurde in jene Stimmung versetzt, die das grobe Irdische so wenig aufkommen läßt, und die gute Musik so oft anregt, in jenen beseligten Zustand, der den Menschen verfeinert und emporhebt, und zwar allerdings auch die Sinne in Anspruch nimmt, aber nur um sie zu vergeistigen.

Ihr ganzes Wesen schien besonders darauf berechnet, auf ungewöhnliche und kühnere männliche Naturen zu wirken, sie zu fesseln und zu beherrschen; die Liebe zu ihr vereinigte zwei Leidenschaften, die Liebe selbst und den Ehrgeiz; — wer sie anbetete, der mußte auch höherem Streben überhaupt sich weihen. Es war kein Wunder, daß sie den mysteriösen, doch feurigen Geist des Egyptiers, eines Mannes, in dem die heftigsten Leidenschaften ihren Sitz hatten, mächtig an sich zog. Ihre Schönheit und ihr Geist wirkten vereinigt auf ihn.

Indem er einsam in der gewöhnlichen Alltagswelt stand, mußte er jene Selbstständigkeit des Charakters schätzen, die sich unabhängig von den Außendingen zu erhalten wußte. Er

bemerkte nicht, oder wollte nicht bemerken, daß jene Isolirung selbst sie noch weiter von ihm, als von werthloseren Naturen entfernte. Ihre Selbstständigkeit und die seinige lagen so weit auseinander, als der Nord- und Süd-Pol, und waren so verschieden, als Tag und Nacht. Er stand allein in Folge seiner Laster; sie in Folge ihrer poetischen Gefühle und ihrer Tugend.

Wenn es nun in der Natur der Dinge begründet lag, daß sie den Egyptier an sich fesseln mußte; so war es weniger zu begreifen, wie sie so schnell und unwiderruflich die Neigung des Atheniensers gewinnen konnte. Glaukus hatte sich dem Genuß in Folge eines Temperaments hingegeben, welches aus den Lichtstrahlen selbst gewebt zu sein schien, so leicht und beweglich war es. Er gehorchte keinen strafbaren Antrieben, wenn er sich den Ausschweifungen seines Zeitalters überließ, als denen der Gesundheit und Jugend. Der helle Lichtglanz seines Wesens erleuchtete jede dunkle Höhle, in die er gerieth, jeden finstern Abgrund, an den diese Verirrungen ihn führten. Seine Einbildungskraft verblendete ihn, doch die Verderbniß erreichte nie sein Herz. Weit mehr Lebensklugheit besitzend, als seine Gefähr-

ten ihm zutrauten, sah er wohl ein, daß sie nur Absichten auf seinen Reichthum hegten, aber er betrachtete das Geld blos als ein Mittel für den Genuß, und der lebensfrohe Sinn der Jugend war das Band, welches ihn an sie knüpfte. Er fühlte allerdings in sich das Streben nach einem höheren Ziele, als dem irdischen Genusse und Vergnügen, aber die Welt war damals ein großes Gefängniß, zu dem der Kaiser in Rom die Schlüssel hatte; — und dieselben Tugenden, welche zu den Zeiten des freien Athens in dem Glaukus die Antriebe des Ehrgeizes in Thätigkeit gesetzt haben würden, machten ihn jetzt unthätig und genußsüchtig, denn in jenen sklavischen Verhältnissen war jeder edle Wetteifer und jedes freiere Streben unmöglich geworden. Der Ehrgeiz konnte an einem despotischen und schwelgerischen Hofe nur durch Schmeichelei und List sein Ziel erreichen. Der Geiz und die Geldgierde waren die herrschenden Leidenschaften — die Staatsämter wurden nur erstrebt, um der Mittel zu Ausplünderungen sich zu bemächtigen, und die Regierung war in ein System des Raubes ausgeartet. In kleinen Staaten hat die Vaterlandsliebe den ungehemmtesten Spielraum; — die öffentliche

Meinung kann sich dort stark und fest ausbilden — die Handlungen des Mitbürgers werden genau beobachtet — die Verbindungen des Staatslebens werden durch verwandtschaftliche und Privatverhältnisse noch mehr befestigt — der Patriotismus wird durch Erinnerungen an die nächsten Lokalumgebungen von der frühesten Jugend an genährt und erhöht — der Beifall der Mitbürger ist zugleich meist der von Freunden und Bekannten. In großen Staaten dagegen ist die Hauptstadt meistens blos der Hof; die Provinzen — oft dem Einzelnen unbekannt, und in Sitten und Gebräuchen, selbst in der Sprache, verschieden — müssen die individuelle Theilnahme nothwendig weniger in Anspruch nehmen; die Interessen der Bewohner sind oft zu entgegengesetzt, als daß sie übereinstimmen könnten. Am Hofe wird statt öffentlicher Anerkennung des Wirkens für das allgemeine Beste nur die Gunst des Fürsten erstrebt, das egoistische Interesse hat kein Gegengewicht, und das Urtheil der Meinung hört auf, eine Gewalt zu sein.

Italien, Italien! — während ich dieses schreibe, lächelt mir Dein heiterer Himmel — gieb jenen falschen Lehren nicht Gehör, welche

Deine glorreichen Städte, die sich zurücksehnen nach ihren republikanischen Verfassungen, in ein großes Reich vereinigen möchten; dieses ist eine verderbliche Täuschung! — Nur in der Theilung kann Deine Regeneration erstrebt werden. Florenz, Mailand, Venedig, Genua, können nochmals frei werden, wenn jede frei ist. Aber träumt nicht von Freiheit des Ganzen, so lange die einzelnen Theile es nicht sind; große Staaten sind wie ein schwacher Riese, dessen Glieder kraftlos, dessen Gehirn dumpf ist, und der durch Erschöpfung und Schwäche dafür büßt, daß er die natürlichen Bedingungen des Lebens und der Gesundheit überschreitet.

Indem sich Glaukus so in sich selbst zurückziehen mußte, konnten seine besten Fähigkeiten und Talente sich nicht anders äußern, als vermöge jener verschönernden Einbildungskraft, die den Genuß poetisch verklärt. Der edlere Ehrgeiz fand jenen Spielraum nicht, der den Verfeinerungen des Lebensgenusses sich darbot. Alle schlummernde Kräfte seines Geistes wurden jedoch plötzlich geweckt, als er Jonen kennen lernte. In ihrem Besitz zeigte sich ihm ein Ziel, des Strebens der Halbgötter werth; indem er ihre Gegenliebe zu erringen sich be-

mühte, leuchtete ihm ein Stern des Ruhms, den die Verderblichkeiten eines dahinsterbenden Staatslebens weder verdüstern, noch erbleichen machen konnten. Auf diese Weise bauet sich die Liebe ihre Altäre zu allen Zeiten, und in allen Staaten. Giebt es auch wohl, selbst in den für jedes höhere Streben günstigsten Zeitaltern einen glorreicheren und entzückenderen Sieg, als die Eroberung eines würdigen und edlen Herzens? —

Dieses Gefühl schien auch ihn zu begeistern. Wenn er sich in der Nähe Jonens befand, hatten seine Geisteskräfte einen höheren Schwung, und er fühlte sich in seinem ganzen Wesen vollkommener und besser. So wie seine Liebe, so mußte auch ihre Gegenliebe durch ihre beiderseitige Natur bedingt und nothwendig sein. Er erschien ihr, jung, schön, beredtsam, und ein Athenienser, wie die schönste Blüthe der Poesie aus dem Lande ihrer Väter. Seitdem sie sich kannten, waren sie nicht mehr Geschöpfe auf einer Erde der Sorge und der Plagen; das Dasein war für sie von jetzt an nur ein heiliger Festtag. Sie schienen dem gewöhnlichen und rauhen Alltagsleben entrückt zu sein; die Träume des saturnischen Zeitalters waren für

sie in die Wirklichkeit getreten, und in ihre Herzen fielen die letzten Strahlen der Sonne von Delos und von Griechenland.

Je mehr aber Jone in der Wahl ihrer Lebensart sich unabhängig erhielt, um so empfindlicher wurde auch das Gefühl des Bewußtseins ihrer Tugend. Die Verläumdungen des Egyptiers konnten daher um so weniger ihre Wirkung verfehlen; und die vermeintliche Rohheit und Rücksichtslosigkeit des Glaukus verletzte sie aufs tiefste. Seine Äußerungen enthielten einen Tadel über ihren Charakter und ihr Leben, und selbst ihre Liebe wurde zurückgewiesen und verhöhnt; sie fühlte jetzt zum erstenmal, wie schnell diese Liebe sie überrascht hatte; sie erröthete über eine Schwäche, deren sie erst jetzt sich ganz bewußt wurde; sie bildete sich ein, diese Schwäche selbst habe die Verachtung des Glaukus erregt; sie empfand, was für edle Naturen der härteste Fluch ist — Demüthigung! — Doch nicht weniger als ihr Stolz wurde ihre Liebe aufgeregt. Wenn in dem einen Augenblick ihr empörtes Selbstgefühl den Glaukus mit Vorwürfen überhäufte, wenn sie ihm entsagte, und fast ihn zu hassen anfing; so überwältigte sie doch bald wieder die unbezwingbare Leidenschaft in desto

größerem Grade; sie brach in Thränen aus, das Herz forderte seine Rechte zurück, und halb verzweifelnd sagte sie zu sich selbst: „Er verachtet mich — er liebt mich nicht!“ —

Nachdem der Egyptier sie verlassen, hatte sie sich in ihr einsamstes Zimmer zurückgezogen — sie entfernte ihre Dienerinnen aus ihrer Nähe, und ließ sich vor dem Schwarm ihrer Verehrer verläugnen. Auch den Glaukus traf dasselbe Schicksal; es befremdete ihn, doch er wußte sich den Grund dieser Zurückweisung nicht zu erklären. Er konnte sich nicht denken, daß seine Jone, seine Königin, seine Göttin, jener weiblichen Launenhaftigkeit fröhne, über welche die Liebesdichter Italiens so bittere Klagen führen. Er glaubte, sie sei über alle jene Künste erhaben, die das Herz des Liebenden auf die Folter spannen. Er fühlte sich beunruhigt, doch die Hoffnung ließ nicht nach, denn er wußte, daß er liebe und geliebt werde, und konnte er sich ein festeres Schutzmittel gegen die Furcht wünschen? —

In der tiefsten Nacht, als die Straßen bereits öde und einsam waren, und nur die Strahlen des Mondes sie beleuchteten, schlich er sich nach ihrer Wohnung — jenem Tempel

seines Herzens *); und verehrte sie nach der schönen Sitte seines Landes. An ihrer Hausthüre hängte er die schönsten Kränze auf, in denen jede Blume ein süßer Liebesspruch war, und in der langen Sommernacht sang er zu den Tönen der lycischen Laute Verse, welche die Begeisterung des Augenblicks hervorrief.

Doch kein Fenster wurde geöffnet, kein freundlicher Gruß belohnte ihn. — Alles blieb stumm und einsam, so daß er nicht einmal wußte, ob seine Verse gehört worden seien.

Jone aber schlief weder, noch verschloß sie ihr Ohr den süßen Tönen; sie drangen in ihr Schlafzimmer, und überwältigten fast ihr Herz. Während sie zuhörte, vergaß sie Alles, was die Verläumdung gegen ihren Geliebten gesagt hatte; der Zauber entwich aber wieder, als er sich entfernt hatte, und die aufgeregte Stimmung ihres Gemüths ließ sie fast in jener zarten Huldigung eine neue Beleidigung erblicken.

Ich sagte, sie habe sich vor Allen verläugnen lassen, — doch ein Einziger war ausgenommen, Arbaces, der über ihre Handlungen sich eine

*) Athenaeus — „Der wahre Tempel des Cupido ist das Haus der Geliebten.“

Art väterlichen Einflusses anmaßte. Er betrat ihre Wohnung so ungehindert, als sei dieses ein Recht, welches ihm zustehe. Trotz aller Selbständigkeit des Charakters der Jone war es ihm gelungen, eines geheimen und mächtigen Einflusses auf ihren Willen sich zu versichern. Sie vermochte demselben nicht zu widerstehen; bisweilen versuchte sie es, doch es war ihr unmöglich. Sie wurde durch die Macht seines Schlangenblicks wie mit einem bösen Zauber gefesselt. Er beherrschte sie durch die Überlegenheit seines männlichen Geistes, der schon seit lange gewohnt war, daß jedes schwächere Gemüth sich ihm beugte. In der Unkenntniß seines wahren Charakters und der Liebe zu ihr, die er bis jetzt geschickt zu verbergen gewußt hatte, fühlte sie vor ihm jene Ehrfurcht, die das Talent vor der Weisheit, die Tugend für die Heiligkeit des Wandels fühlen muß. Sie betrachtete ihn wie einen jener Weisen des Alterthums, die durch den Sieg über alle menschlichen Leidenschaften der Geheimnisse des verborgenen Wissens theilhaftig werden. Sie hielt ihn weniger für ein irdisches Wesen, wie sie selbst, als für ein finsteres und heiliges Orakel der Vorzeit. Sie liebte ihn nicht, aber sie

fürchtete ihn. Seine Gegenwart war ihr unheimlich; ihr Geist fühlte sich in seiner Nähe verdüstert und beklommen; er erschien ihr in der Erhabenheit seines Charakters, wie ein hoher Berg, der einen ungeheuren Schatten wirft; doch fiel es ihr niemals ein, seinen Besuchen sich zu entziehen. Sie überließ sich geduldig dem Eindruck, den in ihrem Gemüth zwar nicht die Angst vor dem Schrecklichen, aber etwas von seiner Unheimlichkeit erregte.

Arbaces selbst beschloß jetzt, alle seine geheimen Künste in Thätigkeit zu setzen, um sich jenes Schatzes zu bemächtigen, den er so sehr zu erlangen sich sehnte. Er fühlte sich entzückt und erhoben über den Einfluß, mit dem er ihren Bruder wieder umsponnen hatte. Seit jenem Augenblick, in welchem Apaecides der wollüstigen Üppigkeit jenes Festes unterlag, welches wir beschrieben haben, fühlte er seine Herrschaft über den jungen Priester wieder so gesichert und fest, als je. Er wußte, daß keine Fesseln stärker sind, als die der Sinne, wenn sie einen jungen, feurigen Mann zum erstenmal überraschen.

Als Apaecides am Morgen jener durchschwelgten Nacht, die ihn in ihre Wunderkreise

gezogen hatte, erwachte, fühlte er sich allerdings beschämt und gedemüthigt. Er erinnerte sich seiner strengen Gelübde der Enthaltsamkeit, seiner Sehnsucht nach einem tugendhaften Leben, und wie dieses Alles in einen so unheiligen Strudel gezogen worden war. Arbaces kannte jedoch sehr gut die Mittel, durch welche er seinen Einfluß behaupten und sichern mußte. Von den Genüssen der Sinnlichkeit führte er den jungen Priester sogleich in seine mysteriöse Weisheit ein. Er enthüllte vor seinen erstaunten Blicken die Geheimnisse der düstern egyptischen Philosophie — weihte ihn in die astrologischen Deutungen, und in jene sonderbare Chemie ein, die in diesen Zeiten, wo die Vernunft selbst noch unter der Herrschaft der Einbildungskraft stand, der Auflösung überirdischer Räthsel sich gewachsen dünkte. Arbaces erschien dem jungen Priester wie ein über der Sterblichkeit erhabenes, mit ungewöhnlichen Kräften begabtes Wesen. Jene tiefe Sehnsucht nach dem Wissen, das nicht von dieser Erde ist, verblendete den Apaecides, der auf dasselbe von frühester Jugend an sein ganzes Streben gerichtet hatte, so daß sein gesunderes Urtheil übertäubt wurde. Er gab sich ganz den blinden Richtungen hin, die

zugleich die heftigsten Leidenschaften des Menschen in Anspruch nehmen, dem sinnlichen Genuß und dem Streben nach höheren Kenntnissen. Er konnte sich nicht denken, daß ein so weiser Mann, als Arbaces, irren, daß ein so stolzer Mann auch jetzt noch ihn täuschen könne. In das Gewebe metaphysischer Spekulationen verstrickt, ging er auf die Schlußfolgen ein, durch die der Egyptier das Laster zur Tugend umzugestalten versuchte. Seine Eitelkeit selbst fühlte sich geschmeichelt, daß Arbaces ihn für würdig gehalten, ihn zu sich zu ziehn, ihn von den Gesetzen zu entbinden, welche die Menge in ihren Schranken durch angeblich zweckmäßige Täuschungen halten soll, und ihn an seinen mystischen Studien Theil nehmen zu lassen. Die reine und strenge Moralität jenes Glaubens, zu dem Olinthus ihn zu bekehren wünschte, wurde durch gewaltige Leidenschaften aus seinem Geiste verdrängt. Der Egyptier, der mit den Lehrsätzen jenes Glaubens nicht ganz unbekannt war, und bald den Eindruck bemerkte, den sie bereits auf das Gemüth seines Pfleglings gemacht hatten, suchte jene Wirkung auf geschickte Weise theils durch sophistische Trugschlüsse, theils durch spöttische Bemerkungen zu vernichten.

„Dieser Glaube," sagte er, „ist weiter nichts, als die weitere Ausführung einer der vielen Allegorien, welche unsere alten Priester erfunden haben. Schaue," fügte er hinzu, indem er auf eine mit Hieroglyphen beschriebene Rolle zeigte — „schaue in diesen uralten Figuren den Ursprung der Lehre von der christlichen Dreieinigkeit. Auch hier sind drei Götter, der Vater, der Sohn und der heilige Geist. Du siehst, daß auch hier der Sohn mit dem Beiwort „der Erlöser" bezeichnet wird — und daß das Zeichen, durch welches seine menschlichen Eigenschaften dargestellt werden, das Kreuz *) ist. Sieh hier auch die mystische Geschichte des Osiris, wie er getödtet wurde, und wie er, um eine feierliche Verheißung zu erfüllen, wieder auferstand von den Todten! Durch diese Gleichnisse beabsichtigen wir blos eine Allegorie in Beziehung auf das ewige Wiederaufleben der Natur, und auf die Bewegungen der Gestirne. Die Unbekanntschaft mit diesen Zeichen hat jedoch bei vielen leichtgläubigen Nationen, denen die Deutung versteckt blieb, zu manchen religiösen Glaubenssätzen Ver-

*) Der Gläubige wird aus diesem zufälligen Umstande ganz andere Schlüsse ziehen, als der Egyptier.

anlassung gegeben. Man findet die verkehrte Auslegung dieser Hieroglyphen in den weiten Ebenen Indiens; die Griechen selbst haben sie in ihren spekulativen Systemen benutzt; und indem ihre Deutung sich immer mehr veränderte, je mehr sie selbst von ihrem uralten Ursprunge sich entfernten, hat dieselbe in diesem neuen Glauben eine irdischere Form angenommen, und die Jünger des Galiläers beten blos unbewußt eine der Allegorien des alten Egyptens an!" —

Diese Art des Beweises überzeugte vollkommen den Priester. Er fühlte, wie die meisten Menschen, das Bedürfniß, an Etwas zu glauben; und ohne Widerstreben fügte er sich jenem Glauben, welchen Arbaces ihm lehrte, und der Alles vereinigte, was den menschlichen Leidenschaften schmeichelt, und die persönliche Eitelkeit in Anspruch nimmt.

Nachdem diese Bekehrung so leicht gelungen war, so konnte er sich ganz der weiteren Ausführung eines angenehmeren und wichtigeren Planes widmen, und er sah in dem leichten Gelingen seiner Anschläge auf den Bruder ein günstiges Omen seines Sieges über die Schwester.

Er hatte Jonen den Tag nach jenem schwelgerischen Feste besucht, welches zugleich der Tag

war, an dem er ihr Gemüth mit Mißtrauen gegen seinen Nebenbuhler erfüllt hatte. Er fuhr jetzt fort, sie täglich zu besuchen, und setzte alle seine Künste in Thätigkeit, theils um den ungünstigen Eindruck gegen Glaukus zu verstärken, besonders aber um sie für die Eindrücke empfänglich zu machen, die seinen Zwecken Vorschub thun sollten. Jone bemühte sich, ihren Mißmuth und die Qualen ihres mit sich selbst in Widerspruch gerathenen Herzens zu verbergen, aber die weibliche Eitelkeit ist einer Verstellung fähig, die den Klügsten täuschen, und den Listigsten beschämen kann. Arbaces war jedoch schlau genug, einen Gegenstand nicht weiter zu berühren, von dem er wohl einsah, daß es am zweckmäßigsten sei, seiner nur oberflächlich zu erwähnen. Er wußte, daß, wenn man lange bei dem Fehler eines Nebenbuhlers verweilt, er in den Augen der Geliebten anfängt, wichtig zu werden, und daß es am Besten ist, weder offenbaren Haß, noch bittre Verachtung zu äußern, sondern durch einen gewissen gleichgültigen Ton ihn zu erniedrigen, als wenn man nicht voraussetze, daß er könne geliebt werden, und die Verwundung des eigenen Selbstgefühls zu verbergen, dagegen unbemerkbar das der Ge-

liebten, dessen Ausspruch wie ein Gebot des Fatums ist, zu verletzen. So wird in allen Zeiten Jeder handeln, der das weibliche Geschlecht kennt, — und so handelte jetzt der Egyptier. Er sprach nicht mehr von den Prahlereien des Glaukus; er erwähnte zwar seiner, aber nicht häufiger, als des Klodius oder des Lepidus. Er schien sie, als unbedeutende und unwürdige Menschen, in eine Klasse zu stellen, als junge Männer, welche von dem Schmetterling zwar die Veränderlichkeit, aber nicht die Unschuld hätten. Bisweilen erwähnte er einer durch ihn ersonnenen Ausschweifung, in der sie Genossen gewesen seien; dann stellte er wieder einen Gegensatz zwischen ihnen und jenen geistigeren und erhabeneren Naturen auf, zu denen er die Ione zählte. Sowohl durch das Selbstgefühl der Ione, als durch sein eigenes, getäuscht, ließ er sich nicht träumen, daß sie den Glaukus bereits liebe; er besorgte blos, in ihrem Herzen möchten sich jene Vorgefühle geregt haben, die für die Liebe empfänglich machen. Im Geheimen knirschte er die Zähne vor Wuth und Eifersucht, wenn er an die Jugend und Liebenswürdigkeit des gefährlichen Nebenbuhlers dachte, den er scheinbar verachtete.

Es war am vierten Tage nach dem Schlusse des ersten Buchs dieser Geschichte, als Arbaces und Jone wieder zusammen saßen.

„Du trägst auch im Hause Deinen Schleier," sagte der Egyptier, „warum entziehst Du denen, die Du Deiner Freundschaft würdigst, Dein Antlitz?" —

„Dem Arbaces," erwiederte Jone, die in der That durch den Schleier ihre verweinten Augen zu verbergen suchte, — „dem Arbaces, der blos das Geistige würdigt, wird der Anblick meiner Züge gleichgültig sein." —

„Allerdings sehe ich blos auf das Geistige," erwiederte der Egyptier, „eben deshalb zeige mir Dein Antlitz, denn dort werde ich es sehen!" —

„Du wirst ein Schmeichler in Pompeji," sagte Jone, mit einem erzwungenen Tone und Heiterkeit.

„Glaubst Du, Jone, daß ich blos in Pompeji Dich schätzen gelernt habe?" — Die Stimme des Egyptiers zitterte; er hielt einen Augenblick inne; darauf fuhr er fort:

„Es giebt noch eine andere Liebe, schöne Griechin, als die der Jugend und des Leichtsinns — eine Liebe, die nicht mit den Augen

sieht, nicht mit den Ohren hört, sondern in welcher der Geist durch den Geist gefesselt wird. Von solch einer Liebe träumte Plato — seine Schüler haben versucht, seinen Spuren zu folgen; aber für diese Liebe giebt es nur wenige Auserwählte — nur edle Naturen sind ihrer würdig — sie hat nichts gemein mit den gewöhnlichen irdischen Leidenschaften; Runzeln schrecken sie nicht zurück; sie wird nicht bedingt durch die Vollkommenheit der äußeren Formen; — sie verlangt Jugend, aber blos in der Empfänglichkeit für höhere Gefühle; sie verlangt Schönheit, aber nur die geistige. Dieses ist die Liebe, o Jone, die selbst ein kalter und verschlossener Mann Dir als ein würdiges Opfer darbringen kann. Du hältst mich für kalt und verschlossen, und eine solche Liebe wage ich, Dir zu weihen — Du kannst ohne Erröthen sie erwiedern."

„Und ihr Name ist — Freundschaft," entgegnete Jone; die Antwort war unschuldig, aber sie klang wie die Mißbilligung der Absichten des Arbaces.

„Freundschaft!" — fuhr der Egyptier lebhaft fort; — „nein, das ist ein zu oft entheiligtes Wort, als daß man auf ein so edles

Gefühl es anwenden dürfte. Freundschaft! es ist ein Band, welches Thoren und Wüstlinge verknüpft. Auch ein Glaukus und ein Klodius werden durch die Freundschaft verbunden! Freundschaft! nein, das ist eine irdische Neigung, ein Wort, entartet in seiner Bedeutung und in seinem Sprachgebrauch; — das Gefühl, von dem ich rede, stammt aus den Sternen *) — es trägt etwas in sich von der unaussprechlichen Sehnsucht, die uns ergreift, wenn wir sie betrachten — es ist ein Feuer, welches zwar glüht, aber auch reinigt; es ist die Naphtalampe in der Alabastervase — die herrlichsten Wohlgerüche verbreitend, doch nur strahlend durch die reinsten Gefäße. Nein; es ist weder Liebe noch Freundschaft, was Arbaces für Jonen fühlt. Gieb diesem Gefühl keinen Namen — die Erde hat keinen für dasselbe, denn es ist nicht irdisch — es darf nicht entheiligt werden durch menschliche Worte und Begriffe." —

Noch nie hatte Arbaces sich so weit gewagt; doch er ging Schritt für Schritt; er wußte, daß er in einer Sprache redete, die, wenn sie auch in unsern Tagen, wo die platonische Liebe

---

*) Nach Plato.

oft nur zur Schau getragen wird, verständlich sein würde, doch in jener Zeit ungewöhnlich und seltsam klang, mit der keine bestimmten Vorstellungen verknüpft werden konnten, und in der er, wie es die Nothwendigkeit erforderte, je nachdem die Hoffnung ermuthigte, oder die Furcht abmahnte, vor oder zurückschreiten konnte. Jone zitterte, und doch wußte sie nicht weshalb; der Schleier verbarg ihre Züge, deren Ausdruck den Egyptier, wenn er sie gesehn hätte, zurückgeschreckt, und zugleich zur Wuth entflammt haben würde; auch war er ihr noch nie widriger erschienen — der Wohlklang der beredtsamsten Stimme, die jemals verderbliche Absichten verbarg, tönte ihr wie ein Mißton in den Ohren. Ihre ganze Seele war noch mit dem Bilde des Glaukus erfüllt; das Geständniß der Zuneigung eines Andern konnte ihr nur mißfallen; doch ahnete sie noch nicht, daß die Worte des Arbaces nur eine heftigere Leidenschaft hinter jenen platonischen Gefühlen versteckten. Sie glaubte, daß er wirklich von geistiger Übereinstimmung und Zuneigung spreche; doch waren nicht auch diese Gefühle die Quelle ihrer Liebe zum Glaukus, und konnte irgend

ein anderer Weg als dieser zu dem Altar ihres Herzens führen? —

Sie erwiederte daher in der Absicht, diesen Gegenstand zu vermeiden, in kaltem und gleichgültigem Tone: „Es ist natürlich, daß Arbaces, wen er auch in seiner erhabenen Weisheit mit seiner Achtung beehren möge, dieses Gefühl seinem Geiste gemäß ausbildet; es ist natürlich, daß seine Freundschaft reiner ist, als die Anderer, deren Treiben und Irrthümer er nicht theilt. Aber sage mir, Arbaces, hast Du kürzlich meinen Bruder gesehn? — Er hat seit einigen Tagen mich nicht besucht; und als ich ihn zuletzt sah, beunruhigte mich sein Benehmen sehr; ich besorge, er ist zu voreilig in der Wahl seines strengen Standes gewesen, und bereut jetzt einen unwiderruflichen Schritt." —

„Sei deshalb unbekümmert, Jone," erwiederte der Egyptier. „Seit einiger Zeit war er allerdings niedergeschlagen und traurig; es quälten ihn jene Zweifel, die bei einem so feurigen Temperament, das immer zwischen Überspannung und Erschöpfung schwebt, vorauszusehen waren. Aber er, Jone, er kam zu mir in seiner Trostlosigkeit; er suchte Jemanden, der Theilnahme für ihn fühlte, und ihn liebte; ich

habe sein Gemüth beruhigt, und seine Zweifel beschwichtigt. Ich habe ihn von der Schwelle des Tempels in diesen selbst geführt, und vor der Erhabenheit der Göttin hat er sich gebeugt und gedemüthigt. Sei unbesorgt; er wird jetzt seinen Schritt nicht mehr bereuen; Diejenigen, welche dem Arbaces ihr Zutrauen schenken, bereuen immer nur für einen Augenblick."

„Diese Nachrichten erfreuen mich," antwortete Ione. — „Mein theurer Bruder! Seine Zufriedenheit macht auch mich glücklich."

Die Unterredung nahm nun eine andere Richtung; der Egyptier bestrebte sich, zu gefallen; er ließ sich sogar herab, zu unterhalten; — die große Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse gestattete ihm, jeden Gegenstand, den er berührte, interessant zu machen, und indem Ione den widrigen Eindruck seiner früheren Worte vergaß, wurde sie trotz ihrer trüben Stimmung durch den Zauber seines Geistes fortgerissen. Ihr Benehmen wurde wieder unbefangen, und ihre Sprache fließend. Arbaces, der diese Stimmung nur erweckt hatte, beeilte sich, sie für seine Zwecke zu benutzen. „Du hast nie," sagte er, „das Innere meines Hauses gesehn; es enthält manches, was Dir meine Beschreibungen an-

schaulich machen kann; — es ist ganz nach egyptischer Art eingerichtet; zwar wirst Du nach dem kleinen Maßstabe der römischen Bauart die großartige Pracht, die massive Anlage, und die Größe der Paläste zu Theben und Memphis nicht beurtheilen können; doch hier und da wirst Du Einiges finden, was Dir einen deutlicheren Begriff von jener uralten Civilisation geben kann, welche die Welt gebildet hat. Widme daher dem ernsten Freunde Deiner Jugend einen dieser herrlichen Sommerabende, damit ich mich rühmen könne, meine stille Wohnung sei durch die Gegenwart der bewunderten Jone beglückt worden."

Jone ging unbefangen auf den Vorschlag ein, die Gefahren nicht ahnend, welche sie erwarteten, und unbekannt mit dem verworfenen Treiben in jenem Hause; der nächste Abend wurde für diesen Besuch bestimmt, und der Egyptier nahm Abschied mit heitrem Antlitz, und einem, vor wilder Freude klopfenden Herzen. Kaum war er fort, so erhielt Jone noch einen andern Besuch — doch jetzt kehren wir zum Glaukus zurück.

Fünftes Kapitel.

Die arme Schildkröte. — Der neue Beruf der Nydia.

Die Morgensonne beschien den kleinen, duftigen Garten, der von dem Peristil in dem Hause des Atheniensers eingeschlossen war. Glaukus saß zurückgebogen und nachdenkend auf dem weichen Grase im Viridarium.

Als jenes schöne Haus zuerst wieder ausgegraben wurde, fand man in dem Garten die Schale einer Schildkröte *). Jenes Thier, ein so seltsames Geschöpf, dem die Natur alle Genüsse versagt zu haben scheint, außer das un-

*) Die Schale einer Schildkröte wurde in dem Hause gefunden, welches in dieser Geschichte als das des Glaukus angenommen wird. Ich weiß nicht, ob diese Schale noch erhalten ist, doch hoffe ich es.

thätige und träumerische Bewußtsein des Daseins, hatte schon, lange Jahre vorher, ehe Glaukus diese Besitzung kaufte, den Garten bewohnt, und zwar über Menschen Gedenken hinaus, so daß die mündliche Überlieferung ihm ein fast unglaubliches Alter beilegte. Das Haus war gebaut, und wieder erbaut worden — die Besitzer hatten oft gewechselt — ganze Generationen waren ausgestorben — und noch immer schleppte die Schildkröte ihr träges und untheilnehmendes Leben hin. In dem Erdbeben, welches vor sechzehn Jahren viele öffentliche Gebäude der Stadt zerstört, und die erschrockenen Einwohner fortgescheucht hatte, war auch dieses Haus schrecklich verwüstet worden. Die damaligen Bewohner hatten sich mehrere Tage aus demselben entfernt; nach ihrer Rückkehr räumten sie den Schutt fort, der das Viridarium bedeckte, und fanden noch die Schildkröte, unverletzt und ungestört durch die Verwüstung. Sie schien ein bezaubertes Leben in ihrem schleichenden Blut, und ihren kaum bemerkbaren Bewegungen zu haben; doch war sie nicht ganz so unthätig, als sie zu sein schien; sie legte stets regelmäßig denselben einförmigen Weg, Zoll für Zoll, in ihrem kleinen Gebiet zurück, indem

sie Monate dazu gebrauchte. Es war ein ausdauernder Reisender, diese Schildkröte! — geduldig und mit Anstrengung legte sie die Tagereisen zurück, die sie sich selbst vorgeschrieben hatte, keine Theilnahme zeigend für Alles, was sie umgab — ein sich selbst lebender Philosoph! — Es lag etwas Großes in ihrer einsamen Selbständigkeit! — die Sonne, in der sie sich wärmte — das Wasser, in dem sie täglich sich badete — die Luft, welche sie langsam einhauchte, waren ihre einzigen und unveränderten Lebensgenüsse. Die Veränderungen des Wetters in jenem milden Klima übten keinen Einfluß auf sie aus. Sie zog sich ruhig in ihre Schale zurück — wie der Heilige in seine Frömmigkeit, wie der Weise in seine Weisheit — wie der Liebende in seine Hoffnung.

Sie war unempfindlich und fühllos gegen die Veränderungen der Zeit; — sie war ein Bild der Zeit selbst; langsam — regelmäßig — ausdauernd; unberührt von den Leidenschaften, die sie umgaben; unverändert bleibend in der Sterblichkeit, welche alles lebendige Dasein um sie her veränderte. Die arme Schildkröte! — nur der Ausbruch feierspeiender Berge, nur die Zuckungen einer erschütterten Erde konnten ihre

zähe Lebenskraft vernichten! Der unbarmherzige Tod, der weder Glanz noch Schönheit verschonte, ging ruhig an einem Wesen vorüber, dessen Dasein durch ihn so wenig verändert werden konnte!

Für dieses Thier fühlte der lebensfrohe und lebhafte Glaukus volle Theilnahme und Bewunderung, die der Kontrast hervorzurufen vermag. Er konnte Stunden damit zubringen, sein schleichendes Fortschreiten zu beobachten, indem er über dessen eigenthümliches Dasein Betrachtungen anstellte. Es schien ihm verächtlich, wenn die Freude sein Gemüth erfüllte; er beneidete es, wenn ihn Sorgen und Kummer drückten.

Indem er jetzt der Schildkröte zusah, wie sie auf dem Rasen lag, und trotz dem, daß sie sich fortbewegte, bewegungslos zu sein schien, sprach der Athenienser zu sich selbst:

„Der Adler ließ einen Stein aus seinen Krallen hinab fallen, indem er glaubte, Deine Schale zu zerbrechen — der Stein aber zerschmetterte den Schädel des Dichters. Dieses ist ein Gleichniß des blinden Schicksals! — Träges, dumpfes Wesen! Du hattest einen Vater und eine Mutter, vielleicht auch hattest

Du vor langen Zeiten Kinder. Liebten Deine Eltern, oder liebtest Du? Schlug Dein langsamer Puls damals schneller? Warst Du einer Zuneigung fähig? Konnte Dich die Gegenwart Deiner Genossin erfreuen, ihre Abwesenheit betrüben? Was gäbe ich nicht darum, die Geschichte Deiner bepanzerten Brust zu kennen — den Mechanismus Deiner Wünsche und Leidenschaften zu beobachten, und die unbedeutenden Ursachen, welche Dir Freude und Trauer ererregen können. Aber doch, glaube ich, würdest Du die Gegenwart Jonens fühlen, ihre Erscheinung würde Dir eine mildere Luft, eine wärmere Sonne dünken. Jetzt beneide ich Dich, denn Du weißt nicht, daß sie abwesend ist; und ich — könnte ich sein, wie Du, während der Zeit, da ich sie nicht sehe! Welche Zweifel, welche Ahnungen bestürmen mich! Warum will sie mich nicht sehen? — Tage sind verflossen, an denen ich ihre Stimme nicht hörte. Zum erstenmale fühle ich Lebensüberdruß. Ich komme mir vor, wie Einer, der allein auf einem Feste zurückgeblieben ist, die Lichter sind erloschen, die Blumen verwelkt. Ach! Jone! wüßtest Du, wie ich Dich liebe!" —

Glaukus wurde in diesen Liebesträumereien

durch die Ankunft der Nydia gestört. Sie kam mit ihrem leichten, doch vorsichtigen Gange durch das Tablinium, und nachdem sie den Portiko durchschritten, blieb sie bei den Blumen stehn, die den Garten einfaßten. Sie hatte eine Gießkanne in der Hand, und begoß die welken Pflanzen, die bei ihrer Annäherung lebhafter zu blühen schienen. Sie beugte sich, um ihre Düfte einzuathmen, und fühlte an den Zweigen umher, ob ein verwelktes Blatt oder ein kriechendes Insekt ihrer Schönheit Eintrag thäten. Man konnte, als sie von Blume zu Blume mit ihrem anmuthigen Wesen sich bewegte, sich keine entsprechendere Dienerin für die Göttin der Gärten denken.

„Nydia, mein Kind,“ sagte Glaukus.

Als sie den Ton seiner Stimme hörte, blieb sie stehn — horchend, erröthend, tief athmend; ihre halbgeöffneten Lippen schienen die Richtung des Tones zu suchen, sie setzte die Gießkanne nieder, eilte zu ihm, und wunderbar war es zu sehen, wie sie ihren Weg durch die Blumen sicher fand, und auf dem kürzesten Pfade sich zu ihrem neuen Herrn begab, der vom Rasen aufgestanden war.

„Nydia,“ sagte Glaukus zärtlich, indem er

ihre schönen, langen, schwarzen Haare zurück strich — „Du stehst jetzt schon seit drei Tagen unter dem Schutze meiner Hausgötter. Waren sie Dir freundlich? Fühlst Du Dich glücklich?“ —

„Ach! so glücklich!“ seufzte die Sklavin.

„Und jetzt,“ sprach Glaukus, „da Du Dich etwas von den gehässigen Erinnerungen Deines früheren Zustandes erholt hast, jetzt, da Du mit Kleidern ausgestattet bist (und bei diesen Worten berührte er ihre Tunika), die für Deine zarte Bildung sich mehr eignen; jetzt, süßes Kind, da Du Dich an ein Glück gewöhnt hast, welches die Götter Dir immer gewähren mögen, stehe ich im Begriff, auch Dir einen Wunsch zu äußern.“

„Oh! was kann ich für Dich thun?“ sagte Nydia, die Hände faltend.

„Höre,“ entgegnete Glaukus, „und so jung Du noch bist, sollst Du meine Vertraute werden. Hast Du jemals den Namen Jone gehört?“ —

Das blinde Mädchen holte tief Athem, und indem ihre Wangen sich so weiß färbten, als eine jener Statuen, die aus dem Peristil auf sie herabschauten, antwortete sie, etwas befangen und nach einer kleinen Pause:

„Ja, ich habe gehört, daß sie aus Neapel und schön ist.“ —

„Schön! ihre Schönheit verblendet die Sonne selbst! Neapel! nein, sie ist griechischen Ursprungs; nur Griechenland vermag, solche Gestalten zu bilden. Nydia! — ich liebe sie!“ —

„Ich dachte mir es,“ erwiederte Nydia ruhig.

„Ich liebe sie, und Du sollst es sagen. Ich beabsichtige, Dich zu ihr zu schicken. Glückliche Nydia, Du wirst in ihr Zimmer eintreten — Du wirst die süße Musik ihrer Stimme hören — Du wirst durch den Zauber ihrer Nähe beglückt werden!“

„Was! was! soll ich Dich denn verlassen?“ —

„Du wirst zur Jone gehn,“ erwiederte Glaukus mit einem Tone, der sagen wollte: „was kannst Du mehr wünschen?“ —

Nydia fing an zu weinen.

Glaukus zog sie mit den beruhigenden Liebkosungen eines Bruders zu sich.

„Mein Kind, meine Nydia, Du weinst, und weißt noch nicht, welches Glück ich Dir bestimme. Sie ist freundlich und milde und sanft, wie ein Frühlingshauch. Sie wird Deiner Jugend eine Schwester sein. Sie wird Deine Talente zu schätzen wissen, und Dein einfaches,

anmuthiges Wesen wie keine Andere lieben, weil sie selbst es besitzt. — Weinst Du noch? — Armes Kind; ich will Dich ja nicht zwingen. — Willst Du mir diesen Gefallen nicht erzeigen?" —

„Wohlan, wenn ich Dir nützlich sein kann, so befiehl. Sieh, ich weine nicht mehr. Ich bin ruhig."

„Das ist wieder meine freundliche Nydia," sagte Glaukus, indem er ihre Hand küßte, — „gehe denn hin zu ihr — wenn es Dir dort nicht gefällt, wenn ich Dich getäuscht habe, so kehre zurück, sobald Du willst! — Ich schenke Dich nicht einer Andern, ich verleihe Dich blos. Mein Haus steht Dir als Zuflucht immer offen, süßes Kind! Ach! könnte es alle Unglücklichen und Betrübten beherbergen. Doch wenn mein Herz mich nicht täuscht, so werde ich Dich bald wieder erwerben. Mein Haus wird vielleicht auch das der Jone, und Du sollst mit uns Beiden wohnen."

Das blinde Mädchen wurde durch einen leichten Schauder ergriffen, doch sie weinte nicht mehr; sie hatte sich in ihr Schicksal ergeben.

„So gehe denn, meine Nydia, nach dem Hause der Jone; ich werde Dir den Weg zeigen lassen. Bringe ihr die schönsten Blumen,

die Du finden kannst; ich will Dir eine Vase dazu schenken; Du mußt deren geringen Werth entschuldigen. Nimm die Leier mit, welche ich Dir gestern gab, und der Du die bezaubernden Töne so entzückend zu entlocken weißt. Übergieb der Jone auch diesen Brief, in dem ich, nach hundert vergeblichen Bemühungen, meine Gedanken auszudrücken versuchte. Horche auf jeden Ton, auf jede Veränderung ihrer Stimme, und erzähle mir, wenn ich Dich wieder sehe, ob ich hoffen darf, oder fürchten muß. Seit einigen Tagen habe ich Jonen nicht gesehen; es muß ein finsteres Geheimniß obwalten, welches mich von ihrer Gegenwart ausschließt. Ich werde durch Zweifel und Besorgnisse beunruhigt; bemühe Dich, zu erfahren, denn Du bist klug, und Deine Anhänglichkeit zu mir wird Deinen Beobachtungsgeist zehnfach erhöhen — was dieser Unfreundlichkeit zum Grunde liegt; spreche von mir, so oft sich die Gelegenheit darbietet, lasse meinen Namen immer über Deine holden Lippen schweben; — lasse aber Jonen meine innige Liebe mehr errathen, als daß Du sie laut aussprichst; — gieb Achtung, ob sie seufzt, während Du sprichst, ob sie Dir antwortet, oder wenn sie irgend etwas zu mißbilligen

scheint, in welchen Ausdrücken und welchem Tone dieses geschieht. Sei meine Freundin, handle für mein Bestes, und oh! wie sehr wirst Du das Wenige vergelten, was ich für Dich gethan habe. Du verstehst mich, Nydia, Du bist noch ein Kind — habe ich mehr gesagt, als Du verstehen kannst?" —

„Nein."

„Und Du willst mir nützlich sein?" —

„Ja."

„Komm zu mir, wenn Du die Blumen gepflückt hast, und ich will Dir dann die Vase geben; suche mich in dem Zimmer der Leda auf; Du bist doch nicht mehr traurig, mein süßes Kind?" —

„Ich bin eine Sklavin, Glaukus, wie kann mich Freude oder Schmerz berühren?" —

„Meinst Du das? — Nein, Nydia, sei frei! Ich gewähre Dir die Freiheit — genieße ihrer, wie Du willst, und verzeihe, daß ich bei Dir den Wunsch voraussetzte, Du wollest für mein Bestes wirken."

„Du scheinst Dich verletzt zu fühlen. Oh! ich wünschte, um Alles, was die Freiheit mir gewähren kann, Dich nicht zu betrüben, Glaukus; — vergieb dem armen blinden Mädchen,

mein Retter, mein Beschützer! Wenn ich zu Deinem Glück beitragen kann, so will ich selbst nicht darum trauern, daß ich Dich verlassen muß." —

„Mögen die Götter Dein dankbares Herz segnen!" — sagte Glaukus, den die tiefste Rührung erfaßte, und nicht wissend, welches Feuer er entzünde, küßte er sie wiederholt auf die Stirne.

„Du verzeihst mir," sagte sie, und willst nicht mehr von Freiheit mit mir reden? ich fühle mich glücklich, Deine Sklavin zu sein, Du hast versprochen, mich nicht von Dir zu entfernen" —

„Ich versprach es."

„Nun denn, so will ich jetzt die Blumen pflücken." —

Nydia nahm schweigend die kostbare, mit Juwelen besetzte Vase, in der die Blumen an Farbenglanz und Wohlgeruch mit einander wetteiferten, aus der Hand des Glaukus; ohne Thränen hörte sie seine Abschiedsworte an. Als er schwieg, zögerte sie noch etwas — sie wagte es kaum, ihm zu antworten — sie suchte seine Hand, zog sie an ihre Lippen, warf ihren Schleier über das Gesicht, und entfernte sich schnell. Als sie die Schwelle erreichte, blieb sie

nochmals stehn, streckte ihre Hände gegen ihn aus, und flüsterte:

„Drei glückliche Tage — Tage unaussprechlichen Entzückens, habe ich verlebt, seit ich Dich betrat — gesegnete Schwelle! — möge der Friede ewig wohnen in diesem Hause! Und jetzt zieht mein Herz selbst mich von Dir fort, und der einzige Wunsch, der ihm übrig bleibt ist — sterben!“ —

Sechstes Kapitel.

Die glückliche Schönheit und die blinde Sklavin.

Eine Sklavin trat in das Zimmer der Jone ein, und berichtete, eine Dienerin des Glaukus wünsche, sie zu sprechen.

Jone besann sich einen Augenblick.

„Sie ist blind," sagte die Sklavin, „und will ihren Auftrag nur an Dich selbst ausrichten." —

Werthlos ist das Herz, welches nicht für das Unglück schlägt! Jone fühlte, sobald sie hörte, daß die Dienerin blind sei, daß sie keine unfreundliche Antwort werde geben können. Glaukus hatte sich in der That einen heiligen Herold erwählt — einen Abgesandten, der nicht zurückgewiesen werden konnte.

„Was kann Glaukus mir mitzutheilen haben? welche Botschaft habe ich von ihm zu er-

warten?" sagte Jone, und ihr Herz klopfte schneller. Der Vorhang vor der Thüre wurde zurückgezogen, und Nydia betrat den Marmor mit leisem und sanftem Schritt, durch eine der Dienerinnen geführt.

Sie stand einen Augenblick still, als wenn sie auf einen Ton horchte, nach dem sie ihre Richtung nehmen könne.

„Will die edle Jone," sagte sie mit wohlklingender Stimme, „mich einiger Worte würdigen, damit ich meine Gaben ihr zu Füßen legen könne." —

„Liebes Kind," sagte Jone, gerührt und erweicht, „bemühe Dich nicht, diesen glatten Fußboden zu betreten, meine Dienerin wird mir übergeben, was Du darzubringen hast," und sie machte ihren Mädchen ein Zeichen, die Vase in Empfang zu nehmen.

„Ich darf sie Niemanden, als Dir selbst geben," erwiederte Nydia, und durch ihr Ohr geleitet, schritt sie langsam auf den Ort zu, wo Jone saß, und überreichte ihr knieend die Blumenvase.

Jone nahm sie aus ihrer Hand, und setzte sie auf einen, ihr zur Seite stehenden Tisch. Darauf hob sie Nydia sanft empor, und lud sie

ein, sich auf das Ruhebette neben sie zu setzen, doch das Mädchen weigerte sich bescheiden.

„Ich habe meinen Auftrag noch nicht ganz erfüllt," sagte sie, indem sie den Brief des Glaukus hervor zog. „Diese Zeilen werden vielleicht den Grund enthalten, weshalb Derjenige, der mich schickte, eine so unwürdige Abgesandte an die Jone gewählt hat."

Die Griechin ergriff den Brief mit einer Hand, deren Zittern Nydia fühlte, worüber sie seufzen mußte. Mit niedergeschlagenen Augen stand sie vor der stolzen und stattlichen Jone. Diese winkte mit der Hand, und ihre Dienerinnen entfernten sich; sie blickte nochmals verwundert und theilnehmend auf die junge Sklavin; darauf trat sie etwas zurück, und eröffnete und las folgenden Brief:

„Glaukus sendet der Jone mehr, als er auszusprechen wagt. Ist Jone krank? Deine Sklavinnen verneinen es, und diese Zusicherung tröstet mich. Hat Glaukus die Jone beleidigt? ach! diese Frage mag ich nicht an jene thun. Seit fünf Tagen bin ich aus Deiner Gegenwart verbannt. Hat die Sonne geleuchtet? — ich weiß es nicht. — Lächelte der Himmel freundlich? — für mich lächelte er nicht. Meine

Sonne und mein Himmel sind Jone. — Beleidige ich Dich? — Bin ich zu kühn? Sage ich das schriftlich, was meine Zunge auszusprechen zögerte? — Ach! in Deiner Abwesenheit fühle ich erst ganz den Zauber, durch den Du mich Dir zu eigen gemacht hast. Diese Abwesenheit aber, welche mich meines Glückes beraubt, macht mich zugleich unternehmend. Du willst mich nicht sehen; Du hast auch die gewöhnlichen Schmeichler verbannt, welche Dich umgaben. Kannst Du mich mit ihnen in Eine Klasse stellen? Es ist nicht möglich! — Du weißt zu gut, daß ich nicht zu ihnen gehöre, daß meine Neigungen nicht die ihrigen sind. Doch, wäre ich auch aus den gewöhnlichsten Stoffen geformt, so hat der Duft der Rose mich durchdrungen, und der Geist Deines Wesens hat das meinige erfüllt, um es zu reinigen, zu verklären und zu heiligen. Bin ich bei Dir verläumdet worden, Jone? Du wirst es nicht glauben. Spräche das delphische Orakel selbst zu mir, Du seiest unwürdig, so würde ich es nicht glauben; und bin ich weniger ungläubig, als Du? — Ich denke an meinen letzten Besuch bei Dir — an das Lied, welches ich sang — an den Blick, mit dem Du mich

dafür belohntest. Verberge es, wie Du willst, Jone, aber es ist etwas Übereinstimmendes in uns, und unsere Augen gestanden es sich, wenn auch die Lippen schwiegen. Gestatte mir, Dich zu sehen, höre mich an, und dann verbanne mich aus Deiner Gegenwart, wenn Du es noch willst. Es war nicht meine Absicht, Dir so bald meine Liebe zu gestehen. Doch diese Worte beengen mir das Herz — sie müssen sich Luft machen. Nimm daher meine Huldigung und mein Gelübde an. Wir sahen uns zuerst vor dem Altar der Pallas; soll uns nicht ein älterer Altar noch mehr vereinigen?"

„Schöne, angebetete Jone! Wenn meine feurige Jugend und mein atheniensisches Blut mich mißleitet haben, so lehrten diese Irrwege mich den Hafen, den ich erreichte, desto höher schätzen. Ich hänge meine triefenden Kleider in dem Tempel des Neptun auf. Ich bin dem Schiffbruch entgangen. Ich habe Dich gefunden. Jone, gestatte mir, daß ich Dich wieder sehe, Du bist freundlich gegen Fremdlinge, wirst Du weniger gütig gegen Deine eigenen Landsleute sein? Ich sehe Deiner Antwort entgegen. Nimm die Blumen an, die ich Dir sende — ihr süßer Duft hat eine beredtsamere Sprache

als Worte. Sie ziehen die Wohlgerüche, welche sie aushauchen, aus der Sonne — sie sind das Sinnbild der Liebe, die empfängt und zehnfach wiedergiebt — das Sinnbild des Herzens, welches Deine Strahlen einsog, und Dir jene Schätze verdankt, die es Dir wieder darbringt. Ich sende diese holden Kinder der Flora durch ein armes Geschöpf, die Du um ihret-, wenn auch nicht um meinetwillen freundlich empfangen wirst. Sie ist, gleich uns, eine Fremde; die Asche ihrer Väter liegt unter einem glühenden Himmel; aber, unglücklicher, als wir, ist sie blind und eine Sklavin. Arme Nydia! ich suche die Grausamkeit der Natur und des Schicksals gegen sie so viel als möglich wieder gut zu machen, indem ich um die Erlaubniß bitte, sie in Deine Nähe bringen zu dürfen. — Sie ist gelehrig, sanft und folgsam. Sie ist geübt in Musik und Gesang, und für die Blumen ist sie eine wahre Chloris *). Sie hofft, Jone, daß Du sie lieb gewinnen werdest; ist dieses nicht der Fall, so sende sie mir zurück."

„Noch ein Wort — Laß mich aufrichtig sein, Jone. Warum achtest Du so sehr jenen düstern

*) Die griechische Flora.

Egyptier? er scheint mir kein redlicher Mann zu sein. Wir Griechen lernen die Menschen von frühester Kindheit an kennen; wir durchschauen sie nicht weniger, wenn wir uns auch kein geheimnißvolles Ansehn geben; unsere Lippen lächeln, aber unsere Augen sind ernst — sie beobachten und bilden unser Urtheil. Den Worten des Arbaces darf man nicht immer trauen; sollte es möglich sein, daß er mir bei Dir geschadet hat? Ich glaube es fast, denn als ich von Dir ging, blieb er bei Dir. Du konntest bemerken, wie unangenehm ihm meine Gegenwart war; seit jener Zeit hast Du mir Deinen Anblick verweigert. Glaube nichts, was er etwa zu meinem Nachtheil sagen kann; geschah es aber schon, so theile es mir mit; denn dieses darf Glaukus von Jonen erwarten. Lebe wohl! Diese Zeilen berühren Deine Hand; diese Buchstaben begegnen Deinen Augen — sollen sie mehr begünstigt werden und glücklicher sein, als ihr Verfasser? — Noch einmal, lebe wohl!" —

Der Jone schien, als sie diesen Brief gelesen hatte, ein Nebel vor den Augen zu verschwinden. Was war die vermeintliche Beleidigung des Glaukus? — daß er nicht wahr-

haft geliebt hatte! Und jetzt bekannte er in den innigsten Ausdrücken seine Liebe. Von diesem Augenblick an war seine Herrschaft über ihr Herz wieder ganz hergestellt. Bei jedem zärtlichen Worte in jenem Schreiben, das so voll wahrer und poetischer Liebe war, machte ihr Herz ihr die bittersten Vorwürfe. Und hatte sie nicht an seiner Treue gezweifelt, und einem Andern Glauben geschenkt? und hatte sie ihm nicht sogar das Recht eines Verbrechers verweigert, seine Anklage zu hören, und sich vertheidigen zu dürfen? — Die Thränen rollten ihr die Wangen herab — sie küßte den Brief — sie steckte ihn in ihren Busen, und indem sie sich zu Nydia wandte, die erwartungsvoll da stand, sagte sie:

„Willst Du Dich nicht setzen, mein Kind, während ich eine Antwort schreibe?"

„Du willst also antworten?" — entgegnete Nydia gleichgültig; „die Sklavin, welche mich begleitete, wird die Antwort mit zurück nehmen."

„Bleibe Du bei mir," sagte Jone; „glaube mir, Du wirst freundlich behandelt werden."

Nydia nickte mit dem Kopfe.

„Wie heißest Du, mein schönes Mädchen?" –

„Sie nennen mich Nydia."

„Und wo bist Du geboren?“ —

„In dem Lande des Olymps — in Thessalien.“ —

„Du sollst meine Freundin werden,“ sagte Jone freundlich, „wie Du schon halb meine Landsmännin bist. Aber ich bitte Dich, bleibe nicht länger auf diesem kalten und glatten Marmor stehen — So! jetzt, da Du sitzest, kann ich Dich für einen Augenblick verlassen.“

Jone schrieb Folgendes: „Jone Gruß dem Glaukus! — Komme zu mir, Glaukus; komme morgen zu mir, ich bin vielleicht ungerecht gegen Dich gewesen, aber ich will Dir wenigstens mittheilen, was Dir zur Last gelegt wurde. Fürchte den Egyptier nicht mehr — fürchte keinen. Du glaubst, Du habest zu viel gesagt — ach! ich that es bereits in diesen wenigen Worten — Lebe wohl!“ —

Als Jone mit dem Briefe zurück kam, den sie nicht wieder durchzulesen wagte, nachdem sie ihn geschrieben hatte — (eine der Liebe so eigenthümliche Übereilung sowohl, als Schüchternheit) — stand Nydia von ihrem Sitze auf.

„Du hast dem Glaukus geschrieben?“ —

„Ja!“ —

„Und wird er dem Boten danken, der ihm diesen Brief bringt?“ —

Jone vergaß, daß das Mädchen blind war; sie erröthete und schwieg.

„Ich meine,“ fügte Nydia in ruhigerem Tone hinzu, „das geringste unfreundliche Wörtchen von Dir wird ihn betrüben — die kleinste Gunst erfreuen. Hat er das Erstere zu erwarten, so lasse die Sklavin die Antwort zurück nehmen; im letztern Falle will ich selbst sie ihm sogleich bringen.“ —

„Und weshalb, Nydia,“ fragte Jone ausweichend, „willst Du ihm das Schreiben dann bringen?“ —

„Also ist es so!“ — sagte das Mädchen. „Ach, wie könnte es auch anders sein; wer vermöchte wohl unfreundlich gegen Glaukus zu sein?“ —

„Mein Kind,“ sagte sie in etwas entfremdeteren Tone, als zuvor, „Du sprichst mit Wärme — also Glaukus ist liebenswürdig in Deiner Vorstellung?“ —

„Edle Jone! Glaukus ist für mich gewesen, was weder das Glück, noch die Götter mir waren — ein Freund!“ —

Die Traurigkeit, und zugleich die Würde,

mit der Nydia diese einfachen Worte sprach, rührten die schöne Jone; sie neigte sich zu ihr, und küßte sie. „Du bist dankbar und mit Recht; wie dürfte ich erröthen, zu gestehen, daß Glaukus Deiner Dankbarkeit würdig ist? — Geh, meine Nydia, bringe ihm selbst diesen Brief — aber komme wieder. Sollte ich nicht zu Hause sein, wenn Du zurück kehrst — wie es vielleicht diesen Abend der Fall sein möchte — so wird Dein Zimmer neben dem meinigen bereit sein. Nydia, ich habe keine Schwester; willst Du mir eine solche sein?“

Die Thessalierin küßte die Hand der Jone, und sagte darauf etwas verlegen:

„Darf ich Dich, schöne Jone, wohl um eine kleine Gunst bitten?“ —

„Du kannst nichts verlangen, was ich nicht bewilligen werde,“ erwiederte die schöne Neapolitanerin.

„Man erzählt mir,“ sagte Nydia, „daß Du über alle Beschreibung schön bist. Ach! ich kann das nicht sehen, was die Welt beseligt! Willst Du wohl erlauben, daß ich mit der Hand Dein Gesicht berühre; auf diese Weise allein kann ich die Schönheit wahrnehmen, und selten irre ich mich.“ —

Sie erwartete nicht die Antwort der Jone, sondern fuhr, während sie sprach, sanft und langsam mit der Hand über die halb abgewendeten Züge der Griechin — Züge, die nur ein Bild in der Welt in die Phantasie zurückrufen kann — jenes Bild ist die zwar verstümmelte, aber dennoch so sehr bewundernswerthe Statue in Jonens Geburtsstadt, Neapel; — jenes griechische Antlitz, vor dem alle Schönheit der mediceischen Venus dürftig und irdisch erscheint, mit so regelmäßigen, geistigen, gefühlvollen, poetischen Zügen — und das man für eine Darstellung der Psyche hält *). — Nydia tastete über das aufgesteckte Haar und die glatte Stirne — über die weichen und zarten Wangen, und über die feingeformten Lippen.

„Ich weiß jetzt, daß Du schön bist," sagte sie, „und ich kann Dich nun und für immer mir in meinem Gedächtniß malen und vorstellen."

---

*) Die herrlichen Überbleibsel einer so benannten Statue in dem Museo Borbonico. Das Gesicht ist, was den Ausdruck und das Gefühl in den Zügen betrifft, das schönste, welches uns von der Bildhauerei der Alten übrig geblieben ist.

Jone versank, als Nydia sie verließ, in einen Zustand der entzückendsten Träumereien. Glaukus liebte sie also; er hatte es gestanden; ja, er liebte sie. Sie zog jenes theure Geständniß nochmals hervor; sie küßte jede Zeile, und fragte sich nicht, weshalb er verläumdet worden, sondern sie fühlte sich überzeugt, daß es der Fall gewesen sei. Sie wunderte sich, wie sie jemals einer Anklage gegen ihn hatte Glauben schenken können; sie begriff es nicht, wie es dem Egyptier möglich gewesen, den Glaukus aus ihrem Herzen zu verdrängen; sie fühlte einen Schauder, als sie nochmals die Warnung gegen den Arbaces las, und ihre Abneigung vor jenem geheimnißvollen Manne steigerte sich zum Entsetzen. Sie wurde in diesen Gedanken durch ihre Dienerinnen unterbrochen, die ihr anzeigten, daß die Stunde gekommen sei, welche sie für den, dem Arbaces zugesagten Besuch bestimmt hatte; sie erschrak, denn sie hatte dieses Versprechen gänzlich vergessen. Ihr erster Beschluß war, es nicht zu halten, doch bald schämte sie sich wieder dieses Mißtrauens gegen ihren ältesten Freund. Sie beeilte sich, ihren Anzug zu vollenden, und begab sich auf den Weg nach dem einsamen Hause des Arbaces,

indem sie noch zweifelhaft war, ob sie schon jetzt den Egyptier genauer in Beziehung auf seine Beschuldigungen gegen den Glaukus fragen, oder ob sie abwarten solle, bis sie die Anklage selbst, ohne deren Quelle anzugeben, dem Glaukus mitgetheilt habe. —

Siebentes Kapitel.

Jone wird überlistet, und sucht sich der Gefahr zu entziehen.

„O theure Nydia!“ rief Glaukus aus, als er den Brief der Jone gelesen hatte, „gesegneter Liebesbote — wie soll ich Dir danken?“ —

„Ich bin schon belohnt,“ sagte die arme Thessalierin.

„Also morgen, morgen werde ich sie sehn, wie lange werden mir die Stunden bis dahin dünken.“

Der entzückte Grieche ließ Nydia, die mehreremale aus dem Zimmer treten wollte, nicht fort; sie mußte jede Silbe der kurzen Unterredung, die zwischen ihr und der Jone Statt gefunden hatte, tausendmal wieder erzählen, und er befragte sie selbst, ihren unglücklichen Zustand vergessend, über die Blicke seiner Geliebten;

und indem er schnell seinen Fehler entschuldigte, bat er sie, die Erzählung, die er unterbrochen hatte, noch einmal von vorne anzufangen. Diese, der Nydia so peinliche Unterhaltung suchte er immer zu verlängern, und das Zwielicht war bereits eingebrochen, bevor er mit einem neuen Briefe und frischen Blumen sie wieder zu Ionen schickte. Kaum war sie fort, als Klodius und mehrere seiner fröhlichen Genossen ihn besuchten; sie spotteten über seine Zurückgezogenheit während des ganzen Tages, und luden ihn ein, sie an die verschiedenen Vergnügungsorte in jener lebendigen Stadt zu begleiten, die dort bei Tage und bei Nacht dem Genusse Abwechslung darboten. Damals, wie jetzt, war es bei den Italienern gebräuchlich (denn noch nie hat ein Land, das von seiner Größe so sehr gesunken, von seinen frühern Sitten so viel beibehalten), an den Abenden sich zu versammeln, und indem sie unter den Säulengängen der Tempel, oder im Schatten der Bäume Musik oder den Vortrag irgend eines erfinderischen Erzählers anhörten, begrüßten sie den aufgehenden Mond mit Libationen von Wein, und mit Gesängen. — Glaukus fühlte sich zu glücklich, um ungesellig sein zu können; es drängte ihn, das Übermaß

seiner Freude auszutoben. Er ging daher willig auf den Vorschlag seiner Gefährten ein, und lachend und scherzend schritten sie durch die lebhaften und hellen Straßen.

Während dieser Zeit hatte Nydia das Haus der Ione wieder erreicht. Jene hatte es bereits lange verlassen; das Mädchen fragte gleichgültig, wohin sie gegangen sei.

Die Antwort befremdete und erschreckte sie.

„Nach dem Hause des Arbaces — des Egyptiers? — Unmöglich!" —

„Es ist ganz bestimmt, meine Kleine," sagte die Sklavin, welche auf ihre Antwort erwiedert hatte. „Sie kennt schon seit lange den Egyptier." —

„Seit lange! Ihr Götter, und doch liebt Glaukus sie!" — murmelte Nydia bei sich selbst. „Und hat sie ihn," fragte sie laut, „schon früher oft besucht?" —

„Niemals, als heute," antwortete die Sklavin; „wenn das Stadtgespräch wahr ist, so hätte sie vielleicht besser gethan, nicht hinzugehen. Aber meine arme Gebieterin hört nichts von dem, was uns zu Ohren kommt; die Geschwätze des Vestibulums dringen nicht in den Peristil" *).

---

*) Terenz.

„Niemals, als heute!" wiederholte Nydia. „Bist Du dessen sicher?" —

„Gewiß, meine Kleine, doch wie kann dies Dich oder uns interessiren?" —

Nydia besann sich einen Augenblick; — darauf setzte sie schnell die Blumenvase auf den Tisch, rief der Sklavin, welche sie begleitet hatte, und verließ das Haus, ohne ein Wort zu sagen.

Nur als sie schon halb auf dem Wege nach der Wohnung des Glaukus war, brach sie das Stillschweigen, und murmelte für sich die Worte:

„Sie kann die Gefahren nicht kennen, denen sie entgegen geht. Ich Thörin — soll ich sie retten? — ja, denn ich liebe Glaukus mehr als mich selbst."

Als sie in dem Hause des Atheniensers ankam, erfuhr sie, daß er mit einigen Freunden ausgegangen sei. Niemand aber wußte, wohin. Man erwartete ihn vor Mitternacht nicht zurück.

Die Thessalierin gerieth außer sich; sie sank auf einen Sitz in der Halle, und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen, als ob sie ihre Gedanken wieder sammeln wolle. „Es ist keine Zeit zu verlieren," dachte sie, indem sie auf=

sprang. Sie wendete sich gegen die Sklavin, welche sie begleitete:

„Weißt Du nicht," sagte sie, „ob Jone Verwandte oder Freunde in Pompeji hat?" —

„Wie kannst Du, beim Jupiter, eine solche Frage thun?" — erwiederte die Sklavin. „Ganz Pompeji weiß, daß Jone einen Bruder hat, der, obgleich jung und reich, so närrisch (unter uns gesagt) gewesen ist, ein Priester der Isis zu werden." —

„Ein Priester der Isis? — O Götter! und sein Name?" —

„Apaecides."

„Ich weiß Alles," murmelte Nydia, „Bruder und Schwester sollen also beide geopfert werden. Apaecides! das war ja derselbe Name, den ich dort — ha! er kennt also wenigstens die Gefahr, die seiner Schwester droht. Ich muß zu ihm."

Sie sprang auf, und indem sie den Stab ergriff, der immer ihre Schritte leitete, eilte sie nach dem benachbarten Tempel der Isis. Mit jenem Stabe hatte das arme blinde Mädchen, bevor der freundliche Grieche sie in seinen Schutz nahm, sich überall in Pompeji zurecht gefunden. Jede Straße, jede Ecke in den lebhafteren

Theilen der Stadt war ihr bekannt; und da die Einwohner eine zärtliche, und halb abergläubische Rücksicht vor einem Unglück, wie das ihrige, fühlten, so war man ihren schüchternen Schritten überall aus dem Wege gewichen. Das arme Mädchen ließ es sich vor einigen Tagen noch nicht träumen, daß ihre Blindheit bald ihr ein sicherer Führer sein werde, als die schärfsten Augen.

Seitdem sie jedoch unter dem Dache des Glaukus wohnte, hatte dieser bestimmt, daß ein Sklave sie überall begleiten solle, und der, dem dieses Amt übertragen, und der einer der wohlbeleibtesten war, zürnte auf sein Schicksal, als er, nachdem er zweimal den weiten Weg nach Jonens Hause gemacht, jetzt zu einem dritten Gange (wohin, das wußten die Götter) verurtheilt wurde. Er keuchte hinter ihr her, und versicherte feierlich dem Castor und Pollux, er glaube, das blinde Mädchen sei mit den Flügeln Merkurs, und mit der Rastlosigkeit Cupidos begabt.

Nydia bedurfte jedoch wenig seiner Leitung, um den Tempel der Isis zu finden; der Raum vor demselben war jetzt menschenleer, und sie gelangte ohne Hindernisse an den heiligen Eingang.

„Es ist Niemand hier," sagte der Sklave, „was suchst Du, oder wen willst Du sprechen? weißt Du nicht, daß die Priester nicht in dem Tempel wohnen?"

„Rufe nur," sagte sie ungeduldig, „Tag und Nacht wacht wenigstens ein Flamen an dem Altare der Isis."

Der Sklave rief, aber es kam Niemand.

„Siehst Du Jemand?"

„Nein." —

„Du irrst Dich, ich höre einen Seufzer."

Der Sklave blickte nochmals in das Innere, und vor einem der Altäre, der noch jetzt theilweise in dem kleinen Raume vorhanden ist, sah er eine, wie in Betrachtungen vertiefte Gestalt.

„Ich sehe eine Figur," sagte er, „und nach dem weißen Gewande, ist es ein Priester." —

„O, Flamen der Isis," rief Nydia, „Diener der ältesten Göttin, höre mich!" —

„Wer ruft?" erwiederte eine leise, melancholische Stimme.

„Eine, die einem Mitgliede Deines Ordens wichtige Nachrichten zu offenbaren hat; ich komme, um Orakel auszusprechen, nicht, um sie zu verlangen."

„Mit wem willst Du sprechen? Diese

Stunde ist nicht für Zusammenkünfte bestimmt. — Störe mich nicht weiter; die Nacht ist den Göttern geweiht, der Tag den Menschen."

„Deine Stimme kommt mir bekannt vor; grade Dich suchte ich; doch ich habe Dich früher nur einmal sprechen hören. Bist Du nicht der Priester Apaecides?" —

„Ich bin es," erwiederte der Priester; indem er sich vom Altar an das Gitter begab.

„Du bist es! Gelobt seien die Götter!" — Indem sie dem Sklaven mit der Hand winkte, befahl sie ihm, in einiger Entfernung zu warten, und da dieser sich nur denken konnte, irgend ein abergläubischer, mit der Sicherheit der Jone in Verbindung stehender Gebrauch habe Nydien zum Tempel in so ungewöhnlicher Zeit zu gehn veranlaßt, gehorchte er, und setzte sich in einiger Entfernung auf einen Stein.

„Husch!" — sagte Nydia, indem sie schnell und leise sprach, „bist Du wirklich Apaecides?" —

„Kannst Du Dich nicht davon überzeugen, wenn Du mich wirklich kennst?" —

„Ich bin blind," erwiederte das Mädchen; „ich kann nur sehn durch die Töne, und an der Stimme erkenne ich Dich; doch schwöre, daß Du Apaecides bist." —

„Ich schwöre es bei den Göttern, bei meiner rechten Hand, und bei dem Monde."

„Pst! — spreche leiser — tritt näher — gieb mir Deine Hand; — kennst Du den Arbaces? — Hast Du den Todten Blumen zu Füßen gelegt? — Ach, Deine Hand ist kalt — doch höre! — hast Du den schrecklichen Eid geleistet?" —

„Wer bist Du, woher kommst Du, bleiches Mädchen?" — sagte Apaecides erschrocken — „ich kenne Dich nicht; — an Deiner Brust lag dieses Haupt nicht; ich habe Dich noch nie gesehn."

„Aber Du hast meine Stimme gehört — doch schweigen wir davon; diese Erinnerungen müssen uns Beide beschämen. — Höre — Du hast eine Schwester?" —

„Rede, rede, was ist mit ihr?" —

„Du kennst das Mahl der Todten, Fremdling — vielleicht nimmst Du gerne an ihm Theil — würde es Dir aber gefallen, wenn Deine Schwester ihm beiwohnte, wenn Arbaces ihr Wirth wäre?" —

„O, Götter, er wagt es nicht! — Zittre, Mädchen, wenn Du mich täuschest; ich reiße Dich in Stücken, wenn Du mich belügst." —

„Ich rede Wahrheit; und indem ich spreche, befindet sich Jone in dem Hause des Arbaces — zum erstenmale sein Gast. Du weißt jetzt, in welcher Gefahr sie schwebt. Lebe wohl! ich habe meine Pflicht erfüllt.“

„Verweile noch, verweile!“ sagte der Priester, indem er mit seiner magern Hand sich an die Stirne faßte. „Wenn Du Wahrheit sprichst, was kann dann für ihre Rettung geschehen? — Man wird mich dort nicht einlassen. Ich kenne noch nicht alle Schleichwege in jenem fürchterlichen Hause. O, Nemesis, gerecht ist meine Strafe!“ —

„Ich werde meinen Sklaven entlassen; sei Du mein Führer; — Ich will Dich an den geheimen Eingang jenes Hauses begleiten; ich will Dir das Wort zuflüstern, auf welches man Dich zulassen wird. Nimm eine Waffe mit; es möchte nöthig sein!“ — „Warte noch einen Augenblick,“ sagte Apaecides, indem er sich in eine der Zellen an den Seiten des Tempels zurückzog, und bald wieder erschien, in ein weites Gewand gehüllt, welches damals viel von allen Klassen getragen wurde, und seinen Priesteranzug verbarg. „Jetzt,“ sagte er, indem er mit den Zähnen knirschte, „wenn Arbaces gewagt

haben sollte — doch er wagt es nicht! er wagt es nicht! Weshalb sollte ich es glauben? Ist er ein so gemeiner Bösewicht? — Ich will es noch nicht glauben — Aber ein Sophist, ein düsterer Zauberer ist er auf jeden Fall. Steht mir bei, ihr Götter — doch, giebt es denn Götter? — Ja, es giebt wenigstens eine Göttin, die mich hört, und diese ist die — Rache!" —

Apaecides schritt, indem er diese Worte murmelte, in Begleitung seiner schweigenden und blinden Gefährtin, durch die einsamen Straßen nach dem Hause des Egyptiers.

Der Sklave, den Nydia entlassen hatte, zuckte mit den Achseln, murmelte eine Verschwörung, und begab sich langsam zu Hause.

Achtes Kapitel.

Die Einsamkeit und das Selbstgespräch des Egyptiers — Fernere Entwicklung seines Charakters.

Wir müssen in unserer Geschichte wieder um einige Stunden zurückgehen. Beim ersten Anbruch des Tages, den Glaukus bereits als günstig bezeichnet hatte, saß der Egyptier schlaflos und einsam auf der Spitze des hohen, pyramidalischen Thurmes an der Seite seines Hauses. Ein hohes Geländer hielt, in Verbindung mit der Höhe des Gebäudes, und den dichten Bäumen, welche es umgaben, die forschenden Blicke der Neugier oder Beobachtung ab. Vor ihm stand ein Tisch, worauf eine, mit mystischen Figuren beschriebene Rolle lag. Die Sterne fingen bereits an, zu erbleichen, und die kahlen Bergspitzen erhoben sich aus den Schatten der Nacht; blos über dem Vesuv schwebte noch eine

dunkle, schwere Wolke, die seit mehreren Tagen schwärzer und dichter über seinem Gipfel sich gestaltete. Der Kampf des Lichtes und des Schattens wurde noch sichtbarer über dem weiten Ozean, der wie ein stiller, ungeheurer See sich ausdehnte, im Halbkreise umfaßt durch das Gestade, welches, mit Weinbergen und Bäumen bedeckt, unter denen man hier und da die weißen Mauern einer noch in tiefer Ruhe begrabenen Stadt hervorschimmern sah, sich den Wogen anschloß.

Es war dieses die, vor allen andern, den alten egyptischen Mysterien geweihte Stunde, so wie jenem Wissen, das die Veränderungen unseres Schicksals in den Sternen zu lesen vorgiebt.

Arbaces hatte seine Rolle beschrieben, er hatte die Zeit und die Zeichen bemerkt, und indem er sein Haupt mit den Händen stützte, überließ er sich den Gedanken, welche seine Berechnungen veranlaßten.

„Schon wieder warnen mich die Sterne! Es droht mir also gewiß eine Gefahr!“ — sprach er mit gedehnter Stimme, „irgend eine plötzliche, schnelle Gefahr. Die Sterne drohen mir auf dieselbe spöttische Weise, wie, wenn

unsere Chroniken die Wahrheit berichten, einst dem Pyrrhus — es war sein Schicksal, Alles zu erringen, nichts zu genießen — Lorbeern ohne Triumph; — Ruhm, aber nicht dessen Früchte; zuletzt feige geworden durch seinen eigenen Aberglauben, und sterbend wie ein Hund durch einen Ziegel aus der Hand eines alten Weibes! Wahrlich, die Sterne höhnen mich, wenn sie diesem Kriegsnarren mich gleichstellen — wenn sie meinem Streben nach Weisheit dieselben Erfolge versprechen, wie seiner Raserei des Ehrgeizes — eine unausgesetzte Thätigkeit, und kein bestimmtes Ziel — die Arbeit des Sisyphus — der Berg und der Stein! — der Stein! — ein finstres Bild! — es erinnert mich daran, daß ich mit einem ähnlichen Tode, wie der Epirot, bedrohet werde. Ich muß mich nochmals überzeugen." „Nimm Dich in Acht," sagten jene leuchtenden Propheten, die Sterne, — „wenn Du unter alten Mauern, oder belagerten Wällen, oder überhängenden Felsen gehst — ein, von oben herabgeschleuderter Stein ist durch den Spruch des Schicksals für Dich bestimmt!" — Und die Gefahr soll nicht entfernt sein, doch kann ich nicht genau den Tag und die Stunde lesen. Wohlan! wenn mein Sand ausläuft, so

soll er wenigstens glänzen bis auf den letzten Augenblick. — Wenn ich aber dieser Gefahr entgehe — ja, wenn ich ihr entgehe — dann wird mein übriges Dasein klar und milde sein, wie der Strahl des Mondes auf den Gewässern. Jenseits des finstern Abgrundes, in den ich zuletzt sinken muß, sehe ich Glück, Ehre und Ruhm. Wie soll ich denn mit so günstigen Aussichten jenseits der Gefahr, ihr selbst verfallen? — Mein Geist flüstert mir Hoffnung zu; er schwebt entzückt hinweg über die drohenden Stunden, er schwärmt in die Zukunft — sein eigener Muth ist sein bester Prophet. Sollte ich so bald und so plötzlich untergehn, so würde der Schatten des Todes mich umdüstern, das eisigte Vorgefühl meines Verhängnisses mich erschüttern. Mein Gemüth, das jetzt so ruhig ist, würde in Traurigkeit und Sorgen den schrecklichen Orkus vorher verkünden. Ich bin ruhig und heiter; ich darf auf Rettung hoffen.“ —

Als der Egyptier dieses Selbstgespräch beschlossen hatte, stand er unwillkührlich auf. Er schritt schnell in dem engen Raum auf und ab, über dem der Sternenhimmel sich wölbte; und blickte, indem er an dem Geländer stehen blieb, in die noch grau umflorte Landschaft hinab.

Die Morgendünste erfrischten seine Stirne, und nach und nach kehrte die gewohnte Ruhe in seinen Geist zurück. Er sah jetzt nicht mehr nach den Sternen, die nach und nach am Himmel verschwanden; seine Blicke ruhten auf der weiten Fläche unter ihm. Die Masten der Schiffe blickten in dem stillen Hafen durch die leichten Morgennebel; das lebendige Geräusch an jenem Markt des Luxus und der Betriebsamkeit war verstummt. Keine Lichter, außer hier und da vor den Säulen eines Tempels, oder in den Säulengängen des Forums, mischten ihren Strahl mit denen des heraufdämmernden Tages. Aus dem Innern der in tiefer Ruhe begrabenen Stadt — in der so bald tausend verschiedene Leidenschaften erwachen sollten, hörte man keinen Laut; die Ströme des Lebens rauschten noch nicht, sie lagen noch versteckt und träge unter dem Eise des Schlafes. Aus dem weiten Umfange des Amphitheaters, mit seinen steinernen Sitzen, die sich übereinander erhoben — in sich gewunden, und kreisförmig daliegend, wie ein schlummerndes Ungeheuer — erhoben sich Nebelwolken, die sich finster, und immer finsterer sammelten, und auf das dunkle Laub der hohen Bäume niederließen, die in der Nähe

standen. Die Stadt schien, wie sie noch jetzt nach dem Wechsel von siebzehn Jahrhunderten der Reisende sieht — eine Stadt des Todes *) zu sein.

Auch der Ozean — jene heitre und ruhige See, lag fast eben so stille da, außer daß ein, durch die Entfernung gedämpftes, leises und regelmäßiges Gemurmel, wie das Athmen ihres Schlafes herüber tönte, und, wie mit ausgestreckten Armen sich weit in das grüne, anmuthige Land hineinziehend, schien sie unbewußt die an ihrem Ufer schlummernden Städte an ihren Busen zu ziehen — Stabiá, und Herkulanum und Pompeji, — jene Kinder und Pfleglinge der Tiefe.

„Ihr schlummert," sagte der Egyptier, als er jene Städte, den Ruhm und die Blüthe Campaniens, überschaute — „ihr schlummert! — Möchte es die ewige Ruhe des Todes sein! — So wie ihr jetzt — Juwelen in der Krone des Reichs — waren einst die Städte am Nil! — Ihre Pracht ist unter-

*) Als Sir Walter Skott mit Hrn. William Gell Pompeji besuchte, war fast seine einzige Bemerkung der Ausruf: „die Stadt der Todten! — die Stadt der Todten!" —

gegangen — sie schlafen unter den Ruinen — ihre Paläste und Tempel sind Gräber — die Schlange kriecht in dem Grase ihrer Straßen — die Eidechse wohnt in ihren einsamen Hallen. In Folge jener geheimnißvollen Gesetze der Natur, die das Eine erniedrigt, um das Andere zu erhöhen, seid ihr emporgesproßt aus ihren Trümmern — und Du, stolzes Rom, Du hast den Ruhm des Sesostris und der Semiramis usurpirt — Du bist ein Räuber, Dich bekleidend mit Deiner Beute! — und Jene — die triumphirenden Sklaven, auf die ich (der letzte Sprößling vergessener Monarchen) hinabschaue, die Mitgenossen Deiner Alles zerstörenden Macht und Üppigkeit — ich fluche ihnen! — Die Zeit der Rache wird kommen für Egypten! wenn die Rosse der Barbaren gefüttert werden in dem goldenen Hause des Nero; und Du, o Rom, das den Wind geschwängert hat mit Eroberung, in dem Wirbelwind der Zerstörung erndten wirst die Früchte Deiner Aussaat."

Den Träumen des Malers oder Dichters schwebte nie das Bild eines Unglückspropheten düsterer und schauerlicher vor, als jetzt der Egyptier erschien, indem er eine Weissagung aussprach, die das Schicksal so schrecklich erfüllt

hat. Die Beleuchtung der Morgendämmerung, die selbst die blühenden Wangen der Schönheit bleich und abgestorben scheinen lassen kann, gab seinen majestätischen und stattlichen Zügen fast die Leichenfarbe des Grabes, das schwarze Haar beschattete dieselben in dichten Massen, das dunkle, weite Gewand flatterte in der Luft — der kräftige Arm, von jener luftigen Höhe ausgestreckt, und die feurigen Augen, funkelnd von wilder Freude, — Alles dieses gab ihm das Ansehn — halb eines Propheten, halb eines bösen Geistes.

Er wendete seine Blicke von der Stadt und dem Ozean — vor ihm lagen die Weingärten und Gefilde des fruchtbaren Campaniens. Die alterthümlichen Thore und Mauern der Stadt, noch halb pelasgischen Ursprungs, schienen ihren Umfang nicht zu begrenzen. Von allen Seiten sah man Villa's und Dörfer sich auf dem Abhang des Vesuv erheben, der damals nicht ganz so steil und hoch war, als jetzt. Denn so wie Rom selbst auf einem ausgebrannten Vulkan erbaut wurde, so bebauten in ähnlicher Sorglosigkeit die Bewohner des Südens die fruchtbaren Stellen um einen feuerspeienden Berg, dessen Gluthen sie, als für immer erloschen be=

trachteten. Von dem einen Thore dehnte sich die lange Straße der Gräber aus, welche letztere höchst mannichfaltig in Beziehung auf Größe und Bauart waren. Über Alles ragte der von Wolken umgebene Gipfel des schrecklichen Berges hervor, und dies wechselnde Spiel der Beleuchtung zeigte hier und da die dunkeln Aushöhlungen und zerrissenen Felsenspitzen, welche Beweise der früheren Zerstörungen waren, und die noch bevorstehenden hätten weissagen können, — wenn der Mensch nicht blind wäre! —

Es war schwer, damals zu ergründen, weshalb die Sage diesen Gegenden ein so düsteres, schauerliches Ansehn gab; weshalb in diese, auf Stunden in die Runde so fruchtbaren Ebenen — zu Bajae und Misenum — die Dichter den Eingang in die Unterwelt verlegten, ihren Acheron und ihren fabelhaften Styx; weshalb in jenen phlegräischen Feldern *), die damals mit den herrlichsten Weingärten prangten, die Schlachten der Götter gekämpft, und die kühnen Titanen versucht haben sollten, den Himmel zu erstürmen — außer, wenn man voraussetzt, daß

*) Phlegraei campi, dies heißt: die verbrannten, versengten Felder.

die Einbildungskraft in jener verbrannten und zerstörten Bergspitze schon die Wirkungen des olympischen Donnerkeils gesehen habe.

Doch es war weder der rauhe, kahle Gipfel des ruhigen Vulkans, noch die Fruchtbarkeit der Gefilde, noch die melancholische Straße der Gräber, noch die glänzenden Villas; — welche jetzt die Blicke des Egyptiers auf sich zogen. An der einen Seite der Landschaft zog sich vom Vesuv ein schmaler und unbebauter Bergrücken herab, hier und da mit hervorspringenden Klippen und wildem Gebüsch. — An dem Fuße desselben lag ein sumpfigter Pfuhl, und den forschenden Blicken des Arbaces bot sich ein lebendes Wesen dar, das sich an diesem Morast bewegte, hin und wieder sich bückend, als wolle es von den Kräutern und Gewächsen pflücken.

„Ho," sagte er laut, „ich habe also noch Gesellschaft in meiner Nachtwache. Die Hexe des Vesuv streift wieder umher. Beschäftigt sie sich auch, — wie die Leichtgläubigen sich einbilden, mit der Betrachtung der Gestirne? — Hat sie beim Schein des Mondes magische Künste getrieben, oder sucht sie (wie es mir scheint) giftige Kräuter in dem Morast? — Ich muß diese Genossin meiner Nachtwachen und Arbeiten ken=

nen lernen. Wen der Durst nach Kenntnissen treibt, der überzeugt sich, daß kein menschliches Wissen verächtlich ist. — Verächtlich seid blos Ihr — ihr dumpfen und trägen Wesen — Sklaven der Üppigkeit — gedankenlose Müßiggänger, die, indem ihr blos der Sinnlichkeit lebt, Euch einbildet, daß ihr dürrer Boden die Myrthe und den Lorbeer zugleich hervorzubringen vermag. — Nein, nur der Weise versteht, zu genießen! — Der wahre Genuß beglückt uns, wenn Geist, Herz, Erfahrung, Wissenschaft und Einbildungskraft sich vereinigen, um, wie so viele Ströme, das Meer der Sinne zu füllen! — Jone!" —

Als Arbaces dieses bezaubernde Wort aussprach, verfiel er in ein tiefes Nachdenken. Er stand stille, verwendete seine Augen nicht vom Boden, lächelte ein oder zweimal, wie im Vorgefühl der Freude, und als er darauf den Thurm verließ, um sein Lager zu suchen, murmelte er:

„Wenn der Tod schon so nahe droht, so will ich wenigstens sagen können, daß ich gelebt habe — Jone soll die Meine werden!"

Der Charakter des Arbaces war von einem so verwickelten Gewebe, daß selbst der Geist, der in ihm wohnte, oft irre geleitet und ver-

wirrt wurde. In ihm, dem Abkömmling eines entthronten Regentenstammes, dem Mitgliede eines gesunkenen Volkes, herrschte jener Mißmuth des Stolzes, der immer an einem kräftigen Gemüthe nagt, das sich selbst unwiderruflich von der Sphäre ausgeschlossen fühlt, in der die Väter glänzten, und für welche sein ganzes Wesen und seine Geburt auch ihm alle Ansprüche gewährten. Dieses Gefühl ist nicht wohlwollend; es steht im Kriegszustande gegen die Gesellschaft, und sieht Feinde in allen Mitmenschen. Diesesmal wurde aber jenes Gefühl nicht durch seinen gewöhnlichen Gefährten, die Armuth, begleitet. Arbaces besaß einen Reichthum, der dem der meisten römischen Edlen gleich kam; und dieser gestattete ihm, seinen Leidenschaften, die in Geschäften oder Staatsämtern nicht thätig sein konnten, zu fröhnen. Indem er aus einem Lande in das andere reisete, und überall nur wieder Rom erblickte, erhielt sein Haß gegen die Gesellschaft, und seine Genußsucht stets neue Nahrung. Er befand sich in einem weiten Gefängniß, in dem er jedoch die Werkzeuge und Mittel zur Schwelgerei und Üppigkeit sich wählen durfte. Da er aus diesem Gefängniß nicht entfliehen konnte, so war

sein einziges Streben dahin gerichtet, sich es zu einem Palast umzubilden. Die Egyptier waren seit den frühesten Zeiten den sinnlichen Genüssen ergeben. Arbaces erbte sowohl diese Neigung, als jene glühende Einbildungskraft, welche sie veredelt. Doch eben so ungesellig in seinen Vergnügungen, als in seinem ernsten Streben, und einen Andern weder über, noch neben sich duldend, zog er wenige in seine Gesellschaft, außer die dienstwilligen Sklaven seiner Ausschweifungen. Er war der einsame Besitzer eines großen Harems. Bei alle dem fühlte aber auch er sich zu jener Übersättigung verurtheilt, welche immer der Fluch von Männern sein wird, deren Geist über ihrem Treiben erhaben ist, und was zuerst eine Folge der Leidenschaft war, das erkaltete bald zu einem Gesetze der Gewohnheit. Von den Enttäuschungen der Sinne suchte er sich wieder durch wissenschaftliche Studien zu erheben, doch da es nicht sein Zweck war, den Menschen nützlich zu sein, so haßte er alle praktischen und gemeinnützigen Kenntnisse. Seine finstre Einbildungskraft schwärmte lieber in jenen geheimnißvollen Forschungen, welche einem in sich zurückgezogenen Gemüth am meisten zusagen, und zu denen ihn

noch mehr seine kühne, stolze Natur, und die mysteriösen Überlieferungen seines Geburtslandes hinzogen. Indem er dem Glauben an die verschiedenen Religionssysteme der heidnischen Welt entsagte, glaubte er desto mehr an die Macht menschlicher Weisheit. Er kannte so wenig die Grenzen, welche die Natur unseren Entdeckungen stellt, als vielleicht irgend Jemand in jenem Zeitalter sie genau bekannt waren. Indem er sich überzeugte, daß, je mehr Kenntnisse wir erlangen, desto mehr Wunder wir erblicken, bildete er sich ein, daß die Natur nicht allein in ihrem gewöhnlichen Laufe Wunder wirke, sondern daß sie durch die Kabala irgend eines erhabenen Geistes, von ihrer gewöhnlichen Richtung selbst abgeleitet werden könne. So verfolgte er das Wissen bis jenseits seiner Schranken, bis in das Land der Schatten und Irrthümer. Von den Wahrheiten der Astronomie sprang er zu den Täuschungen der Astrologie über. Von den Geheimnissen der Chemie betrat er das gespenstische Labyrinth der Magie, und er, der an der Macht der Götter zweifeln konnte, glaubte abergläubisch an überirdische Kräfte der Menschen.

Die Magie, welche damals unter den ver-

meintlichen Weisen sehr stark getrieben wurde, war eigentlich morgenländischen Ursprungs; der früheren Philosophie der Griechen blieb sie durchaus fremd; auch kam sie dort erst unter dem Ostanes in Gunsten, der die Armee des Xerxes begleitete, und die Lehren des Zoroaster unter den leichtgläubigen Griechen verbreitete. Unter den römischen Kaisern wurde jedoch auch die Magie (ein geeigneter Gegenstand für den beißenden Witz des Juvenal) in Rom bekannt. Die Verehrung der Isis stand mit ihr in genauer Verbindung, und durch den egyptischen Gottesdienst wurde auch das egyptische Zauberwesen eingeführt. Während des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung waren die theurgische, oder jene, Gutes stiftende Magie, und die goetische oder schwarze und böse Necromanzie gleich sehr im Schwange; und die Zaubereien des Faust wurden durch die des Apollonius überwogen. ([1]) Könige, Hofleute und Weise, Alles zitterte vor jener schrecklichen Kunst. Auch Arbaces war einer jener gefürchteten Zauberer. Allen, die sich mit der Magie beschäftigten, waren sein Ruf und seine Entdeckungen bekannt. Sie überlebten ihn sogar, aber als Schwarzkünstler wurde er nicht unter seinem

wirklichen und weltlichen Namen geehrt. In Groß-Griechenland und in den Ebenen des Morgenlandes war er lange unter dem mystischen Namen: „Hermes, der Besitzer des flammenden Gürtels,“ bekannt. Seine subtilen Spekulationen und sein gerühmtes, in mehreren Werken mitgetheiltes magisches Wissen, gehörten zu jenen Zeugnissen der verbotenen Künste, welche die ersten Christen zu Ephesus freudig, aber doch mit einiger Besorgniß, den Flammen übergaben, und so der Nachwelt die Beweise für jene Umtriebe des Teufels entzogen.

Das Gewissen des Arbaces war nur geistiger Natur; es wurde durch keine moralischen Gesetze zurückgeschreckt. Er glaubte, daß, wenn der Mensch der Masse Schranken ziehen könne, so vermöge er auch durch höhere Weisheit sich über sie zu erheben. „Wenn (so folgerte er) ich die Macht habe, Gesetze zu bilden, habe ich dann nicht auch das Recht, meine eigenen Geschöpfe zu beherrschen? — Habe ich nicht noch mehr das Recht, die Erzeugnisse von Geistern, denen ich überlegen bin, zu verachten und zu vernichten?“ — Wenn er auf diese Art ein Bösewicht war, so rechtfertigte er seine Schlechtigkeit durch einen Grund, der ihn hätte tugend-

haft machen sollen, nämlich durch das Übergewicht seiner geistigen Fähigkeiten.

So wie alle Menschen mehr oder weniger die Leidenschaft der Herrschsucht in sich tragen, so entsprach sie auch in Arbaces seinem übrigen Charakter. Es war nicht das Streben nach einer blos äußerlichen und rohen Überlegenheit. Er wünschte sich nicht den Purpur und die Fasces, die äußern Zeichen gewöhnlicher Herrschaft. Sein Stolz, seine Verachtung Roms, welches damals die Welt war (dessen glorreichen Namen er eben so verschmähte, als die Römer die Barbaren), würde ihm nie gestattet haben, nach einem äußeren Einfluß über Andere zu streben, denn dieses hätte ihn zugleich zum Werkzeug und zum Geschöpf des Kaisers gemacht. Er, der Sprößling des erhabenen Geschlechts Rameses — er hätte sich entschließen sollen, die Befehle Anderer zu vollziehen, und sich die Macht von einem Andern übertragen zu lassen! — schon dieser Gedanke erfüllte ihn mit Wuth. Wenn er aber einen Ehrgeiz zurück wies, der nur äußere Auszeichnungen in Anspruch nahm, so gab er um so mehr jenem Ehrgeize nach, das menschliche Herz leiten und beherrschen zu wollen. Indem er die geistige Macht

als das größte aller irdischen Güter betrachtete, fühlte er sie gerne in sich selbst durch den Einfluß, den er auf Alle, die ihn umgaben, auszuüben versuchte. Deshalb suchte er auch immer auf die Jugend zu wirken — deshalb suchte er sie zu fesseln und zu leiten. Er wählte sich seine Unterthanen in den Gemüthern der Menschen — er wollte über ein unsichtbares und körperloses Reich gebieten! — wäre er weniger reich und weniger sinnlich gewesen, so würde er sich bemüht haben, der Stifter einer neuen Religion zu werden. Jetzt aber wurde seine Thatkraft durch seine Genußsucht gehemmt. Außer jener Leidenschaft, ein geistiges Übergewicht über Andere zu erlangen (einer den Weisen so eigenthümlichen Eitelkeit!), beseelte ihn eine sonderbare, fast traumartige Schwärmerei für Alles, was mit jenem geheimnißvollen Lande in Verbindung stand, das seine Vorfahren einst beherrscht hatten. Wenn er auch an die egyptischen Gottheiten nicht glaubte, so glaubte er doch an die Allegorien, welche sie darstellen sollten (oder vielmehr, er legte sich dieselben auf seine Weise aus). — Er hielt gerne den Gottesdienst Egyptens aufrecht, weil dadurch der Schatten und die Erinnerung der egyptischen

Macht wenigstens behauptet wurde. Er bereicherte daher die Altäre des Osiris und der Isis mit königlichen Donationen, und strebte jederzeit, die Priesterschaft durch reiche Mitglieder zu vermehren. Er wählte gewöhnlich, wenn das Gelübde einmal abgelegt war, Diejenigen zu den Genossen seiner Vergnügungen, die er zu seinen Schlachtopfern gemacht hatte, theils weil er sich auf diese Weise ihre Verschwiegenheit sichern, theils weil er seinen Einfluß auf sie mehr befestigen wollte. Daher entsprangen denn auch die Beweggründe seines Benehmens gegen den Apaecides, zu denen auch in diesem Falle seine Leidenschaft für Ionen noch hinzu trat. Er hatte selten lange an einem Orte gelebt; doch je älter er wurde, desto weniger empfänglich war er für das Abwechselnde neuer Scenen, und er hatte sich in den angenehmen Städten Campaniens schon so lange aufgehalten, daß er sich selbst darüber wundern mußte. Auch sein Stolz bestimmte einigermaßen die Wahl seines Aufenthalts. Er konnte in jenen Ländern nicht leben, die er für seine eigenen, rechtmäßigen, erblichen Besitzungen hielt, und die jetzt, niedergedrückt und gesunken, sich unter die Fittiche des römischen Adlers beugten. Rom selbst

war ihm gehässig, auch scheute er es, seinen Reichthum durch die Günstlinge des Hofes überwogen, und durch die übermäßige Pracht desselben in Schatten gestellt zu sehen. Die campanischen Städte boten ihm Alles dar, was seine Natur erstrebte; die Annehmlichkeiten eines unvergleichlichen Klima's, und alle Verfeinerungen einer üppigen Civilisation. Der Anblick eines, dem seinigen überlegenen Reichthums verletzte ihn hier nicht, auch durfte er die Späher eines eifersüchtigen Hofes nicht fürchten. So lange er reich war, kümmerte sich Niemand um sein Treiben; er verfolgte es ungestört und sicher.

Es ist gewöhnlich der Fluch sinnlicher Menschen, daß sie erst wirklich zu lieben anfangen, wenn die Sinne selbst bereits abgestumpft sind — die Gluth ihrer Jugend erlischt nach und nach in der Befriedigung unzähliger einzelner Neigungen; und ihr Herz ist bereits erschöpft. Auch der Egyptier hatte, indem er dem Genuß ewig nachgejagt, und seine feurige Einbildungskraft dessen Reize vielleicht überschätzt hatten, den besten Theil seiner Jahre verloren, ohne den Gegenstand seiner Wünsche zu erreichen. Als er zuerst Jonen sah, glaubte er, daß sie ihm wahre Liebe einflößen könne. Er stand damals

in jenem Lebensalter, in welchem der Mann von der einen Seite die entschwundene Jugend, von der andern das dunkel hereinbrechende Alter sieht; eine Zeit, in der wir vielleicht mehr als jemals streben, uns, ehe es zu spät sein möchte, zu sichern, was wir für den Genuß eines Lebens noch, durch die Erfahrung belehrt, für nothwendig halten, dessen bessere Hälfte bereits verschwunden ist.

Arbaces hatte, um das Herz der Jone zu gewinnen, eine Ausdauer und Geduld aufgeboten, wie er sie früher noch nie auf seine Vergnügungen verwendete. Er begnügte sich nicht blos, zu lieben; er wünschte auch, wieder geliebt zu werden. In dieser Hoffnung hatte er die, sich immer mehr entwickelnde Jugend der schönen Neapolitanerin beaufsichtigt; und da er den Einfluß des Geistes auf Diejenigen kannte, die selbst einer geistigen Ausbildung genießen, so war er schon aus dieser Rücksicht auf eine sorgfältige Erziehung der Jone bedacht gewesen, in der Überzeugung, sie werde dann am besten seine Ansprüche auf ihre Neigung zu schätzen im Stande sein; nämlich einen Charakter, der, wenn auch lasterhaft und verderbt, doch in seiner ursprünglichen Anlage erhaben und edel

war. — Er ermuthigte sie sogar zum Umgange mit jenen geistlosen Menschen, die sich blos dem leersten Treiben hingeben, weil er voraussetzte, daß ihr Gemüth, für höhere Bedürfnisse geschaffen, bald eine bessere Gesellschaft vermissen, und daß durch die Vergleichung mit Andern er in ihrem Herzen gewinnen würde. Er hatte vergessen, daß, wie die Sonnenblume zur Sonne, so die Jugend sich zur Jugend wendet, bis bald seine Eifersucht gegen den Glaukus ihn von seinem Irrthum überzeugte. Von diesem Augenblick an wurde eine Leidenschaft gewaltiger und stürmischer, die er lange in ihren Schranken gehalten hatte, obgleich er, wie wir gesehn haben, noch nicht genau wußte, wie viel er zu befürchten habe. Nichts entzündet das Feuer der Liebe mehr, als die Sorgen der Eifersucht; die Flamme wird durch sie wilder und unwiderstehlicher; die Sanftmuth und die Zärtlichkeit selbst nehmen etwas von der Gewalt und dem Ungestüm des Hasses an.

Arbaces beschloß, mit vorsichtigen und in ihrem Erfolge unsichern Vorbereitungen weiter keine Zeit zu verlieren; er beschloß, zwischen sich und seinen Nebenbuhlern unübersteigliche

Schranken zu ziehen; er beschloß, sich der Person der Jone zu bemächtigen. Allerdings konnte bei dieser Liebe, die so lange gepflegt, und durch reinere Hoffnungen, als blos die der sinnlichen Leidenschaft, genährt war, der Besitz allein ihn nicht befriedigen. Er wünschte nicht allein die Schönheit, sondern auch das Herz und den Geist der Jone zu gewinnen; aber er bildete sich ein, daß, wenn sie erst durch ein kühnes Verbrechen von den übrigen Menschen getrennt, und durch ein Band mit ihm verknüpft sei, das selbst die Sklaverei nicht aufzulösen vermöge,' sie gezwungen sein werde, ihre Gedanken blos mit ihm zu beschäftigen, — daß er durch seine Kunstgriffe die Eroberung vollenden, und, wie einst bei den Römern und Sabinern, die durch Gewalt erlangte Herrschaft durch mildere Mittel zu befestigen sein werde. Dieser Beschluß reifte noch mehr in ihm durch seinen Glauben an die Weissagungen des Sternenhimmels; sie hatten ihn schon oft vor diesem Jahr, und selbst vor diesem Monat gewarnt, als dem Zeitpunkt, wo ein schreckliches Schicksal seinem Leben selbst Gefahr drohen werde. Er sah ein bestimmtes Ziel vor sich, und beschloß, Alles, was seinem

Herzen theuer war, um seinen Grabhügel, wie um den eines gestorbenen Monarchen, zu versammeln. Er beschloß, mit seinen eigenen Worten, wenn er doch sterben solle, auch fühlen zu wollen, daß er gelebt habe, und Jone zu der Seinigen zu machen.

Neuntes Kapitel.

Die Abentheuer der Jone in dem Hause des Arbaces. — Das erste Vorzeichen von der Wuth des schrecklichen Feindes.

Als Jone in die geräumige Halle des Egyptiers trat, ergriff sie derselbe Schauder, den ihr Bruder bei seinem Eintritt gefühlt hatte; die stillen und traurigen Züge jener thebanischen Sphinxe, deren majestätischer und leidenschaftsloser Ausdruck sich im Marmor so gut wiedergeben läßt:

„Uralte Erfahrung spiegelt der Blick,
„Der Ewigkeit Geist die Augen zurück —"

schienen ihr, wie ihrem Bruder, etwas Unheilschwangeres und Warnendes anzudeuten.

Die schlanke äthiopische Sklavin lächelte schadenfroh, als sie Jonen einließ, und winkte ihr, weiter zu gehn. In der Mitte der Halle

empfing sie Arbaces in einem festlichen Gewande, welches von Juwelen glänzte. Obgleich es noch heller Tag war, so hatte man doch das Innere des Hauses, nach der Sitte der Vornehmen, künstlich verfinstert, und die Lampen warfen ihren Strahl in das marmorne Gewölbe und auf den glatten Fußboden.

„Schöne Jone," sagte Arbaces, indem er sich neigte, um ihre Hand zu berühren, „Du bist es, die den Tag verfinstert hat — Deine Augen erleuchten diese Hallen — Dein Athem erfüllt sie mit Wohlgerüchen."

„So mußt Du nicht mit mir sprechen," erwiederte Jone; „Du weißt, daß Deine Weisheit mich hinlänglich unterrichtet hat, um mich gleichgültig gegen diese persönlichen Schmeicheleien zu machen. Du selbst hast mich die Schmeicheleien verachten gelehrt; soll Deine Pflegetochter wieder verlernen, was sie gelernt hat?" —

Es lag in dem Benehmen der Jone etwas so Reizendes und Unbefangenes, indem sie dieses sprach, daß der Egyptier verliebter, als je, und mehr, als je geneigt wurde, den eben gerügten Fehler zu erneuern, doch vermied er es noch.

Er führte sie durch mehrere Zimmer eines Hauses, welches ihr, die noch keine andere Pracht kannte, als die weniger bedeutende Eleganz campanischer Städte, alle Schätze der Welt zu enthalten schien.

An den Wänden prangten Gemälde von unschätzbarem Werth, der Glanz des Lichtes bestrahlte Statuen von den besten griechischen Meistern; das kostbarste Holz war in den Thüren und Schwellen eingefügt; Gold und Edelsteine waren überall verschwenderisch angebracht. Bisweilen befanden sie sich allein in diesen Zimmern, dann kamen sie durch eine Reihe knieender Sklaven, die Jonen reiche Armbänder, goldene Ketten und andere Kostbarkeiten darboten, welche anzunehmen jedoch der Egyptier sie vergebens ersuchte.

„Schon oft hörte ich," sagte sie, „daß Du reich seiest, aber nie ließ ich mir es träumen, daß Du so viele Schätze besäßest."

„Ich wollte," erwiederte der Egyptier, „daß ich sie alle in eine Krone verschmelzen könnte, die ich dann auf Deine weiße Stirne setzen würde!" —

„Ach, das Gewicht würde mich aber erdrücken; ich wäre dann eine zweite Tarpeja," antwortete Jone lächelnd.

„Aber Du verachtest doch nicht den Reichthum, Jone? — Der Arme weiß nicht, was das Leben zu gewähren vermag. Gold ist der große Zauberer der Erde — es verwirklicht unsere Träume — es giebt uns die Macht eines Gottes — es liegt in seinem Besitz eine Größe, eine Erhabenheit — ist der mächtigste und doch gehorsamste unserer Sklaven."

Der listige Arbaces suchte die junge Neapolitanerin durch seine Schätze und durch seine Beredtsamkeit zu verblenden; er suchte in ihr das Verlangen nach dem Mitbesitz seines Eigenthums zu erregen; er hoffte, der Glanz seines Reichthums werde auf ihn selbst zurückstrahlen. Jone aber fühlte in ihrem Innern ein unheimliches Gefühl bei den Galanterien, die über jene Lippen strömten, welche bisher die der Schönheit gewöhnlich dargebrachte Huldigung zu verschmähen schienen. Sie suchte, mit jener feinen Gewandtheit, die nur dem weiblichen Geschlecht ganz eigen ist, seinen Worten einen andern Sinn unterzulegen, und begegnete seiner glühenden Sprache durch leichten Scherz und Witz. Nichts in der Welt ist lieblicher, als diese Vertheidigungsweise, sie ist aber nie das Kunststück des afrikanischen Zauberers, der mit

einer Feder den Winden eine andere Richtung zu geben versprach.

Der Egyptier wurde noch mehr durch ihre Liebenswürdigkeit, als durch ihre Schönheit bezaubert und überwältigt. Wie schwer wurde es ihm, seine Empfindungen zu verbergen; ach, die Feder war nur mächtig gegen die Frühlingslüftchen; wie vermochte sie dem Sturme zu widerstehen?

Plötzlich, als sie in einem Zimmer standen, welches mit weißen Draperien geschmückt war, klopfte der Egyptier in die Hände, und wie durch einen Zauber stieg ein Tisch aus dem Fußboden in die Höhe; zu den Füßen der Jone erhob sich ein Ruhebette, und in demselben Augenblick ertönte hinter den Vorhängen die sanfteste und lieblichste Musik.

Arbaces setzte sich neben die Neapolitanerin, und Kinder, reizend und schön wie Liebesgötter, bedienten das Fest.

Das Mahl war vollendet, die Musik erklang in sanften und leisen Tönen, und Arbaces sprach zur Jone:

„Hast Du nie, meine Pflegetochter, in dieser düstern und unsichern Welt, den Drang gefühlt, nach jenseits zu blicken? Hast Du nie

gewünscht, den Schleier der Zukunft zu heben, und zu schauen die Dinge, die da kommen werden? Denn nicht blos die Vergangenheit hat ihre Geister; auch jedes zukünftige Ereigniß hat sein Gespenst, seinen Schatten; — wenn seine Stunde kommt, so beseelt ihn das Leben, der Schatten wird körperlich, und tritt ein in die Welt. Das Land jenseits des Grabes birgt zwei verschiedene Arten unkörperlicher Gäste: die Dinge, die kommen sollen; die Dinge, die da waren. Wenn wir durch unsere Weisheit jenes Land zu betreten vermögen, so sehen wir sie beide, und lernen nicht allein die Geheimnisse der Todten, sondern auch die Schicksale der Lebendigen kennen." —

„Hast Du jenes Land betreten, und vermag unsere Weisheit so weit zu dringen?" —

„Willst Du meine Kenntnisse prüfen, Jone, und soll ich Dir Dein eigenes Schicksal zeigen? Es ist diese Darstellung ein ergreifenderes Drama, als irgend eines von Aeschylus — ich habe es Dir vorbereitet, wenn Du die Schatten willst ihre Rolle spielen sehn."

Die Neapolitanerin erbebte; — sie dachte an Glaukus, und seufzte und zitterte zugleich. — Sollte ihr Schicksal vereinigt werden? — Halb

zweifelnd, halb gläubig, halb erschreckt, halb neugierig gemacht durch die Worte ihres seltsamen Gastes, schwieg sie einige Augenblicke, und erwiederte darauf:

„Es kann zurückschrecken — es kann Entsetzen erregen — der Blick in die Zukunft kann vielleicht nur die Gegenwart verbittern!“ —

„Nein, Jone, ich selbst habe Dein Schicksal erschaut, die Geister Deiner Zukunft verweilen in den elisäischen Gefilden; sie winden die Blumenkränze Deines süßen Geschicks aus den duftendsten Blumen, und die für Andere so hartherzigen Parzen spinnen für Dich nur den Faden des Glücks und der Liebe. Willst Du mitkommen und Dein Loos sehen, daß Du schon vor der Zeit Dich daran erfreuen mögest?“ —

Nochmals flüsterte das Herz der Jone „Glaukus“; sie ließ eine kaum hörbare Einwilligung vernehmen; der Egyptier stand auf, und indem er sie bei der Hand nahm, führte er sie durch das Zimmer — die Vorhänge wurden, wie durch unsichtbare Hände, fortgezogen, und die Musik erschallte in lebhafteren Tönen. — Sie schritten durch einen Säulengang, an dessen Seiten Springbrunnen sich in die Luft er-

hoben, und stiegen auf breiten und bequemen Stufen in den Garten. Der Abend hatte begonnen, — der Mond stand schon hoch am Himmel, und jene duftenden Blumen, die bei Tage schlafen, und die Nachtluft mit herrlichen Wohlgerüchen erfüllen, blühten an den Gängen, die durch das dichte Gebüsch führten, oder schmiegten sich, als ob sie ihre Huldigung darbrächten, an die Füße der Statuen, die zur Seite standen.

„Wohin willst Du mich führen, Arbaces?" — sagte Jone verwundert.

„Wir sind gleich da," erwiederte er, indem er auf ein kleines Gebäude am Ende der Allee zeigte. — „Es ist ein den Parzen geweihter Tempel — unsere Gebräuche erheischen einen so heiligen Ort." —

Sie traten in eine kleine Halle, an deren Ende ein schwarzer Vorhang hing. Arbaces hob ihn in die Höhe, Jone trat ein, und befand sich in einem ganz dunklen Raume.

„Beunruhige Dich nicht," sagte der Egyptier, „es wird gleich hell werden," und während er sprach, verbreitete sich nach und nach ein mildes Licht, und Jonen schien es, als befinde sie sich in einem Zimmer von mäßiger

Größe, welches von allen Seiten schwarz behangen war. Ein Ruhebette von derselben Farbe stand neben ihr. In der Mitte befand sich ein kleiner Altar, und auf diesem ein bronzener Dreifuß. An der einen Seite stand auf einer hohen Granitsäule ein kolossaler Kopf vom schwärzesten Marmor, die Büste der egyptischen Göttin darstellend. Arbaces trat vor den Altar; er hatte seinen Kranz abgelegt, und schien beschäftigt, den Inhalt einer bronzenen Vase in den Dreifuß zu schütten, aus dem plötzlich eine blaue flatternde Flamme sich erhob. Der Egyptier stellte sich darauf wieder neben Jonen, und als er einige Worte in einer ihr unbekannten Sprache murmelte, wehte der Vorhang im Hintergrunde zitternd hin und her, trennte sich langsam in der Mitte, und durch die Öffnung, welche auf diese Weise entstand, erblickte Jone eine undeutliche und farblose Landschaft, die aber, je mehr sie hinsah, immer lebendiger und bunter wurde; zuletzt konnte sie Bäume, Flüsse und Wiesen unterscheiden, und die reizendste Mannichfaltigkeit der herrlichsten Gegend bot sich ihren Blicken dar. Bald erschien auch ein menschliches Wesen, anfangs ebenfalls undeutlich, und nur in schwachen Umrissen; es blieb

der Jone gegenüber stehn; nach und nach schien auch in ihm der Zauber wirksam; die Gestalt wurde deutlicher, und in ihr erkannte Jone ihr eigenes Ebenbild! —

Jetzt verschwand die Landschaft, indem sie wie durch einen Nebel verhüllt wurde, und es erschien ein prächtiger Palast; in der Mitte seiner Eingangshalle stand ein Thron — ihn umgaben die unbestimmten Formen von Sklaven und Wachen, und eine weiße Hand hielt über dem Throne eine Art von Diadem.

Darauf erschien eine andere menschliche Gestalt — sie war von Kopf bis zu Füßen in ein schwarzes Gewand gekleidet — das Gesicht war nicht zu erkennen — sie kniete zu den Füßen der Jone, faßte ihre Hand, und zeigte auf den Thron, als wolle sie sie einladen, ihn zu besteigen.

Das Herz der Neapolitanerin schlug heftig — „Soll die Gestalt erkennbar werden?" flüsterte eine Stimme neben ihr — es war die des Arbaces.

„Ach, ja!" — erwiederte Jone.

Arbaces erhob seine Hand — die Gestalt ließ ihren Mantel fallen — und Jone schrie

laut auf — es war Arbaces selbst, der vor ihr kniete.

„Dieses ist wirklich Dein Loos!“ flüsterte ihr wieder der Egyptier in das Ohr; „und Du bist bestimmt, die Braut des Arbaces zu sein.“

Jone erschrak, der schwarze Vorhang fiel und verbarg die Phantasmagorie; und Arbaces selbst, der wirkliche, lebende Arbaces, lag ihr zu Füßen.

„O, Jone,“ sagte er mit dem Ausdruck der innigsten Leidenschaft, „höre mich an, der ich lange vergeblich mit meiner Liebe gekämpft habe. Ich bete Dich an! Die Sterne lügen nicht — Du bist bestimmt, die Meinige zu sein — ich habe umher gesucht in der Welt, und Keine gefunden, die Dir gliche. Seit meiner Jugend sehnte ich mich nach einem weiblichen Wesen, wie Du. Bis ich Dich sah, habe ich nur geträumt — ich wache jetzt und ich sehe Dich. Wende Dich nicht von mir, Jone! — beurtheile mich nicht mehr, wie bisher: ich bin nicht jener kalte, fühllose, in sich selbst zurückgezogene Mann, für den Du mich bisher gehalten hast. Nie liebte Jemand treuer und inniger, als ich Dich lieben werde. Ziehe Deine Hand nicht aus der meinigen — sieh!

ich lasse sie los. Nimm sie zurück, wenn Du willst — gut! es sei so! — Aber weise mich nicht von Dir, Jone — weise mich nicht grausam von Dir — überzeuge Dich von der Gewalt, die Du über mich ausübst, wenn Du mich so verwandeln kannst. Ich, der niemals vor einem menschlichen Wesen kniete, kniee vor Dir. Ich, der ich dem Schicksal geboten, erwarte das meinige von Dir. Zittre nicht, Jone, Du bist meine Königin, meine Göttin — sei meine Braut! — Alle Deine Wünsche sollen erfüllt werden. Alles soll Dir dienen — Glanz, Macht, Vergnügen sollen Deine Sklaven sein. Arbaces wird von jetzt an keinen Ehrgeiz mehr haben, und seinen Stolz nur darin suchen, Dir zu gehorchen. Jone, blicke mich an mit diesen himmlischen Augen — entzücke mich durch Dein Lächeln. Meine Seele ist düster, wenn Du Dein Antlitz von mir wendest, erleuchte mich, meine Sonne! — Jone, Jone, weise meine Liebe nicht zurück!" —

Jone fühlte sich, obgleich sie ganz in der Gewalt dieses seltsamen und fürchterlichen Mannes war, doch nicht beängstigt; sie wurde beruhigt durch seine sanfte Stimme und durch sein noch rücksichtsvolles Benehmen, und ihre

eigene reine Tugend ließ sie noch nicht das Schlimmste befürchten; doch sie war verwirrt und erstaunt, sie mußte sich einige Augenblicke auf eine Antwort besinnen.

„Stehe auf, Arbaces," sagte sie endlich; und sie überließ ihm wieder ihre Hand, die sie jedoch schnell zurück zog, als sie den warmen Druck seiner Lippen auf ihr fühlte. „Stehe auf, und wenn Deine Worte im Ernste gemeint sind" —

„Wenn! — sagte er zärtlich.

„Nun denn, so höre mich; Du warst mein Beschützer — mein Freund, mein Erzieher — auf diese neue Rolle war ich nicht vorbereitet — glaube nicht," — fügte sie schnell hinzu, als sie seine schwarzen Augen in aller Gluth der Leidenschaft rollen sah. „Glaube nicht, daß ich Dir zürne — daß ich nicht gerührt bin, daß ich mich nicht geehrt fühle, durch Deine — Huldigung; aber sprich, kannst Du mich ruhig anhören?" —

„Ja, und wären Deine Worte auch Blitze, die mich vernichten könnten!" —

„Ich liebe einen Andern!" — sagte Jone erröthend, aber mit fester Stimme.

„Bei den Göttern — bei der Unterwelt!" —

rief Arbaces, indem er zu seiner vollen Größe sich erhob — „wage nicht, mir das zu sagen — wage nicht, mit mir Spott zu treiben; — es ist unmöglich! — wen hast Du gesehn — wen kennen gelernt? O, Jone, es ist ein weiblicher Kunstgriff, den Du versuchst, — Du möchtest Zeit gewinnen; ich habe Dich überrascht; ich habe Dich erschreckt. Behandle mich, wie Du willst — erkläre mir selbst, daß Du mich nicht liebst; aber sage mir nicht, daß Du einen Andern liebst!" —

„Ach!" — seufzte Jone, und erschreckt durch seine plötzliche und unerwartete Heftigkeit, fing sie an zu weinen.

Arbaces näherte sich ihr mehr — sein Athem hauchte glühend auf ihren Nacken; er schloß sie in seine Arme — sie suchte sich ihm zu entwinden. In diesem Kampf fiel eine kleine Tafel aus ihrem Busen auf die Erde; Arbaces bemerkte es, und bemächtigte sich derselben; — es war der Brief, den sie an dem Morgen jenes Tages von Glaukus erhalten hatte. Jone sank, halb todt vor Schrecken, auf das Ruhebette. Die Blicke des Arbaces durchliefen schnell das Schreiben; die Neapolitanerin wagte nicht, ihn anzusehn; sie bemerkte nicht die Leichenfarbe,

die sein Gesicht überzog — sie sah nicht den drohenden Ausdruck seiner Züge, das wilde Zucken seiner Lippen, und das tiefe, schnelle Athmen seiner Brust. Er las den Brief bis zu Ende, darauf entfiel derselbe seiner Hand, und er sagte in einem Tone verachtender Gleichgültigkeit:

„Ist Jener, der diesen Brief geschrieben, der Mann, den Du liebst?“ — Jone seufzte, ohne zu erwiedern.

„Sprich,“ — schrie er mit wüthender Stimme.

„Er ist es — er ist es!“ —

„Und sein Name — hier steht er — sein Name ist Glaukus!“ —

Jone faltete die Hände, und sah sich um, wie nach Rettung und Hülfe.

„Dann höre mich,“ sagte Arbaces, indem er seine Stimme zu einem Geflüster herabstimmte; „Dich soll ehe das Grab umschlingen, als seine Arme Dich umschließen! — Was, glaubst Du, Arbaces würde einen solchen Nebenbuhler dulden, als diesen elenden Griechen? Was, denkst Du, ich habe die Frucht blos reifen lassen, damit sie ein Anderer genieße? Nein, mein Närrchen! — Du bist mein — ganz — nur mein — und so — so ergreife ich Dich, und erkläre Dich für mein Eigenthum.“ — Indem er dieses

sprach, schloß er Jonen in seine Arme, und in jener wilden Umschlingung lag aller Ungestüm — weniger der Liebe, als der Rache.

Die Verzweiflung aber gab der Jone übernatürliche Kräfte; sie entwand sich nochmals seinen Armen — sie lief in jenen Theil des Zimmers, von wo sie eingetreten war — schon halb hatte sie den Vorhang zurückgezogen — doch er ergriff sie wieder — nochmals entzog sie sich ihm, und fiel, erschöpft und mit einem lauten Schrei, an dem Fußgestell der Säule nieder, auf welcher das Haupt der egyptischen Göttin stand. Arbaces suchte wieder zu Athem zu kommen, und darauf stürzte er nochmals auf seine Beute zu.

In diesem Augenblick wurde der Vorhang heftig zur Seite gerissen, der Egyptier fühlte durch eine kräftige Hand sich an der Schulter ergriffen. Er sah sich um, und sein Blick begegnete den flammenden Augen des Glaukus, und den bleichen, verlebten, doch drohenden Zügen des Apaecides.

„Ha," murmelte er zwischen den Zähnen, indem er sie abwechselnd Beide anstarrte — „welche Furie hat Euch hierher gesendet?" —

„Até," erwiederte Glaukus, und mit wilder

Wuth umfaßte er den Egyptier. Zugleich hob Apaecides seine halb leblose Schwester vom Boden; aber seine, durch die innern Kämpfe des Geistes erschöpften Kräfte reichten nicht hin, so leicht und zart gebaut Jone auch war, sie fortzutragen; er legte sie auf das Ruhebette, und stellte sich, einen scharfen Dolch hervorziehend, neben sie, indem er den Kampf zwischen Glaukus und dem Egyptier beobachtete, bereit, dem Arbaces seine Waffe in die Brust zu stoßen, wenn er siegen sollte. Es giebt vielleicht nichts so Schreckliches auf Erden, als der wilde Kampf blos physischer Kräfte, ohne andere Hülfsmittel, als die, welche die Natur der Wuth und Rache gewährt. Beide Gegner hatten sich umfaßt — die Hand eines Jeden suchte die Kehle des Andern, — den Kopf zurückgebeugt — die wilden Augen funkelnd — alle Muskeln gespannt — alle Adern geschwollen — die Lippen zusammengekniffen — die Zähne geschlossen; Beide hatten ungewöhnliche körperliche Kräfte, Beide wurden beseelt durch die grimmigste Wuth; sie wanden und schlangen ihre Glieder durcheinander; sie drängten sich von dem einen Ende ihres beschränkten Kampfplatzes zum andern; — sie stießen laute, abgebrochene

Töne der Wuth und der Rache aus; — jetzt befanden sie sich vor dem Altar — jetzt an dem Fuße der Säule, wo das fürchterliche Ringen begonnen hatte; — sie ließen sich los, um Athem zu schöpfen — Arbaces gegen die Säule gelehnt — Glaukus einige Schritte zurücktretend.

„O, ehrwürdige Göttin!" — sprach Arbaces, indem er die Säule umfaßte, und seine Blicke zu dem heiligen Haupte erhob, welches sie trug — „beschütze Deinen Auserwählten, verkünde Deine Rache gegen diesen Abtrünnigen von Deinem uralten Glauben, der mit lästernder Gewalt Dein Heiligthum schändet, und Deinen Diener angreift." — Während er dieses sprach, schienen die ruhigen Züge der Göttin plötzlich belebt zu werden; in dem schwarzen Marmor erglühte, wie durch einen Schleier, ein röthliches und lebhaftes Licht, — um den Kopf zuckten feurige Ausströmungen, wie flammende Blitze — die Augen schienen in drohender Rache auf den Griechen gerichtet. — Die Wangen des Glaukus, der durch diese schnelle und mystische Antwort auf die Anrufung seines Feindes ergriffen und bestürzt wurde, und nicht ganz frei von dem angestammten Aberglauben seiner

Vorfahren war, — erbleichten vor dieser unheimlichen und unerwarteten Belebung des Marmors — seine Kniee zitterten; ein panischer Schrecken schien sich seiner bemächtigt zu haben, und er stand verwirrt und verlegen vor seinem Feinde. Arbaces ließ ihm nicht Zeit, sich von seiner Überraschung zu erholen.

„Stirb, Verworfener!" rief er mit donnernder Stimme, indem er auf den Griechen zusprang; — „die erhabene Mutter selbst verlangt Dich als ihr Opfer!" —

Indem Glaukus in der ersten Verwirrung seiner abergläubischen Furcht die Geistesgegenwart verloren hatte, wich er zurück; der marmorne Fußboden war glatt wie Glas — er glitt aus — er fiel. Arbaces setzte den Fuß auf die Brust seines gefallenen Feindes. Apaecides jedoch, der sich durch die Wunder des Egyptiers nicht mehr verblenden ließ, und schon durch die Erfahrungen, welche er in der kurzen Zeit seines priesterlichen Berufs gesammelt, sich nicht mehr so leicht täuschen ließ, hatte sich nicht so überraschen lassen, wie sein Gefährte — er stürzte mit gezücktem Dolche vor; Arbaces faßte jedoch seinen Arm, als Jener ausholte; ein Griff seiner starken Faust entriß die Waffe

der kraftlosen Hand des Priesters; ein fürchterlicher Schlag streckte ihn zu Boden; — und mit frohlockenden und drohenden Geberden schwang Arbaces den Dolch in der Luft — Glaukus sah mit festem Blick seinem Schicksal entgegen, wie ein fallender Gladiator; — als plötzlich in jenem verhängnißvollen Moment die Erde unter ihnen erbebte — ein mächtigerer Geist, als der des Egyptiers, verkündete seine Nähe, — eine zerstörende Riesenmacht, vor der seine Leidenschaften in ihr Nichts versanken. Jener fürchterliche Dämon des Erdbebens erwachte, und erhob sich, spottend sowohl der Bosheit menschlicher Wuth, als der Täuschungen menschlicher List. Wie ein Titan, über dem Berge aufgethürmt liegen, stand jener Dämon auf aus dem jahrelangen Schlaf — er bewegte die Erde, die ihn begraben hatte — die Höhlen der Tiefe wurden erschüttert, als er seine Glieder ausdehnte. Der sich selbst überschätzende Halbgott wurde in den Staub erniedrigt, in dem Augenblick, da er sich groß und mächtig dünkte. — Überall hörte man unter der Erde ein dumpfes Getöse — die Vorhänge des Zimmers flogen in die Höhe, als ob ein Sturmwind sie ergriffen hätte — der Altar wankte — der Dreifuß

fiel hinab — und hoch über dem Kampfplatz zitterte und schwankte die Säule von einer Seite zur andern; das marmorne Haupt der Göttin fiel, und indem der Egyptier sich über das Schlachtopfer beugte, dem er den Tod zugedacht hatte, traf ihn die schwere Masse grade in das Genick, und, wie plötzlich berührt durch den Hauch der Vernichtung, fiel er ohne einen Schrei, ohne eine letzte Zuckung des Lebens auf den Fußboden, scheinbar durch dieselbe Gottheit zermalmt, die er lästernd beschworen und angerufen hatte! —

„Die Erde hat ihre Kinder beschützt!“ — sagte Glaukus, indem er aufsprang. „Gesegnet sei das schreckliche Erdbeben. Laßt uns der Gnade der Götter danken!“ — Er half auch dem Apaecides wieder vom Boden, und darauf wendete er das Haupt des Arbaces zurück; — sein wildes Antlitz deckte die tiefe Ruhe des Grabes; das Blut strömte aus dem Munde über das kostbare Gewand, und der rothe Strom ergoß sich über den Marmor. Nochmals erbebte die Erde unter ihren Füßen; sie mußten sich aneinander halten; doch die Erschütterung hörte so plötzlich auf, als sie gekommen war; — sie verweilten nicht länger, Glaukus trug Jonen

in seinen Armen, und schnell verließen sie den unheiligen Ort. Als sie den Garten betraten, begegneten ihnen überall Gruppen fliehender Sklaven, Weiber und Mädchen, deren festliche Gewänder und zierliche Blumenkränze des erhabenen Schreckens dieser Stunde zu spotten schienen; — sie beachteten die Fremden nicht, und waren nur mit ihrer eigenen Rettung beschäftigt. Nach einer ungetrübten Ruhe von sechzehn Jahren drohte jener treulose, unsichere Boden wieder mit Vernichtung; von allen Seiten hörte man nur das Geschrei: „das Erdbeben! das Erdbeben!" — Apaecides und seine Gefährten schritten, ohne aufgehalten zu werden, das Haus nicht betretend, durch eine der Alleen, gingen durch eine kleine geöffnete Thüre, und indem sie sich auf einen niedrigen Hügel setzten, auf dem die dunklen Blätter der Aloe glänzten, beleuchtete der Strahl des Mondes auch die darniedergebeugte Gestalt des blinden Mädchens, welches bittere Thränen weinte.

Anmerkung zum zweiten Buch.

---

1) Seite 314. In den ersten Jahren der christlichen Zeitrechnung wurde die heidnische Philosophie, besonders die des Pythagoras und des Plato, entstellt und erniedrigt, nicht allein durch den wildesten Mysticismus, sondern auch durch die sonderbarsten Träumereien der Magie. Pythagoras verdiente in der That auch kaum ein besseres Schicksal, denn obgleich ein sehr mäßiger Mann, war er doch ganz dazu geeignet, der Vater einer Schule von Magiern zu werden. Pythagoras selbst beschäftigte sich entweder mit der Magie, oder er gab vor, sie zu kennen, und seine Anhänger erzählten wunderbare Geschichten, wie er auf die Scheibe des Mondes geschrieben habe, und an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit erschienen sei. Seine goldnen Regeln und seine goldnen Häfte wurden in Groß-Griechenland besonders verehrt, und aus seiner Lehre von den geheimnißvollen Zahlen entwickelten seine Schüler manches andere geheime Wissen. Der bemerkenswertheste der Magier, die auf ihn folgten, war Apollonius von Tyana, dessen später im Text erwähnt wird. Seine Geburt schon wurde durch alle möglichen Wunder ausgezeichnet. Proteus, die egyptische Gottheit, verkündete seiner Mutter, noch ehe er geboren wurde, daß er selbst (Proteus) in ihrem Kinde wieder auf der Welt erscheinen werde.

Hiernach konnte es allerdings nicht befremden, wenn dieser Proteus sich so vielfach verwandeln konnte! — Apollonius kannte die Sprache der Vögel, er ergründete die Gedanken der Menschen, und wurde stets durch einen spiritus familiaris begleitet. Er vermochte einst den Pöbel, einen armen Demon von ehrwürdigem Ansehn zu steinigen, der nach dieser Operation sich in einen großen Hund verwandelte. — Er machte die Todten wieder lebendig, brachte eine Nacht mit dem Achilles zu, und als Domitian ermordet wurde, rief er laut, obgleich er sich in diesem Augenblick grade zu Ephesus befand: „Nieder mit dem Tyrannen!" — Der Tod eines so ehrwürdigen und großen Mannes war seines Lebens würdig. Er scheint lebendig in den Himmel gefahren zu sein. Ließ sich weniger von einem Manne erwarten, der den Teufel gesteinigt hatte? — Sollte irgend ein englischer Schriftsteller einen neuen Faust schreiben wollen, so empfehle ich ihm den Apollonius.

Doch die Magier dieser Art waren Philosophen! — vortreffliche und fromme Männer; es gab noch andere, deren Wissen düstrer und schädlicher war, die Anhänger der goetischen Magie, oder mit andern Worten, der schwarzen Kunst. Sowohl die goetische, als die theurgische Magie scheinen egyptischen Ursprungs zu sein; und es ist wenigstens sicher, daß ihre Anhänger einen Stolz darin suchten, ihre Hauptgeheimnisse aus jener uralten Quelle herzuleiten. Ich bin daher durchaus dem Geiste der Zeit treu geblieben, indem ich dem Arbaces das Wissen und den Ruf eines Magiers, und astrologische Kenntnisse beilege. Er stellt diese Richtung

jenes Zeitalters charakteristisch dar. Es war schon einmal meine Absicht, mehr als es geschehen ist, die Ansprüche des Arbaces auf die Meisterschaft in seiner Kunst zu entwickeln, und den Leser mit den verschiedenen Zaubereien jener Periode bekannt zu machen. Je mehr ich jedoch den Charakter des Egyptiers bearbeitete, um desto mehr fühlte ich, daß es nöthig wäre, sparsam mit jener Maschinerie umzugehn, die, Dank sei es dem 5 Schillings-Fortschritt der Wissenschaft, Jeder jetzt sich zu erklären im Stande fühlen mag. Arbaces wurde — so wie er einmal ist — zu sehr eine rein geistige Bildung, als daß eine zu häufige Wiederholung der gewöhnlicheren rein physischen Motive seiner Erscheinung nicht Eintrag gethan haben würde. Ich ließ ihn daher blos seine Fähigkeiten in den einfacheren Künsten seiner Magie darlegen, und den subtileren Theil derselben im Schatten und Dunkel verborgen bleiben.

Was die Hexe des Vesuvs betrifft (die im zweiten Theile wieder auftreten wird), so wie ihre Zaubereien und Tränke, ihre Höhle und ihre Attribute, so ist auch alles dieses, wenn auch uns im Norden jetzt bekannter, ebenfalls der Zeit und dem Lande entnommen. Einer Hexe von leichtsinnigerem Charakter, und weniger tugendhaften Sitten, wird sich der gelehrte Leser aus dem „goldenen Esel" des Apulejus erinnern, und dem nicht gelehrten Leser kann die gelungene Übersetzung von Taylor empfohlen werden.

Die letzten Tage
von
Pompeji.

Aus dem Englischen übersezt
von
O. von Czarnowski.

Erster Theil.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lytton, Edward Bulwer Lytton, / Braunfels, Ludwig, / Lax, Louis,

E. L. Bulwer's sämtliche Werke

Bd.: 9

Aachen ; Leipzig 1834

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.angl.o.16(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11714843-0